31761 07466046 5

Selma Lagerlöf

Gesammelte Werke

1

44/891

11 (statt 12) Bde
(ohne Bd. 9

Selma Lagerlöf

Selma Lagerlöf

Gesammelte Werke

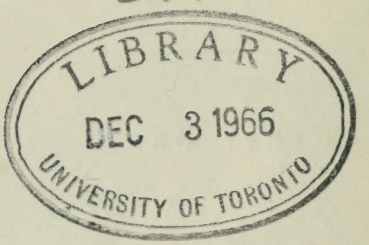
in zwölf Bänden

Deutsche Original-Ausgabe

Erster Band

Albert Langen / München

PT
9765
K4
1911
Bd.1



1146272

Selma Lagerlöf

Gösta Berling

Roman

LIBRARY
DEC 3 1956
UNIVERSITY OF TORONTO

Albert Langen / München

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Übersetzung vorbehalten. Dramatisierung und Verfilmung verboten

Selma Lagerlöf Albert Langen

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Ich erkläre hiermit, daß ich der Firma Albert Langen, Verlag für Literatur und Kunst in München, das alleinige und ausschließliche Recht übertragen habe, meine sämtlichen Werke in deutscher Sprache herauszugeben. Es sind also alle künftig bei anderen Verlegern erscheinende deutsche Ausgaben meiner Bücher unautorisiert und gegen meinen Willen veranstaltet.

z. Z. München, den 25. Oktober 1911

Selma Lagerlöf

Björnidet
Löfven
Hån
Sandvik
Löfstafors
Gurlitta-felsen
Lötafors
Björksee
Dunderfelsen
Löfsee
Fors
Bezirk
Älgfors
Älgsee
Helge-säter
Broby
Högberg
Bro
Björne
Munkeby
Ekeby
Högfors
Berga
Nygård
Sjö
Munkerud
Dufnäs
Borg
Svartsjö
Löfvik
Löfven

Einleitung

1

Der Pfarrer

Endlich stand der Pfarrer auf der Kanzel.

Die Gemeinde erhob die Köpfe. So, da war er wirklich! So fiel denn die Predigt heute nicht wieder aus wie am vorigen Sonntag und wie an vielen vorhergehenden Sonntagen auch.

Der Pfarrer war jung, hochgewachsen, schlank und strahlend schön. Hätte man ihm einen Helm aufs Haupt gesetzt, ihm Schwert und Harnisch gegeben, so hätte man ihn als Modell für den schönsten der Athener gebrauchen können.

Der Pfarrer hatte die tiefen Augen eines Dichters und das feste, runde Kinn des Feldherrn; alles an ihm war schön, fein, ausdrucksvoll, von Genialität und geistigem Leben durchglüht.

Die Leute in der Kirche fühlten sich merkwürdig ergriffen, als sie ihn so sahen. Sie waren mehr gewöhnt, ihn schwankenden Schrittes aus dem Wirtshaus kommen zu sehen, in Gesellschaft seiner guten Kameraden, des hünenhaften Hauptmanns Bergh und des Obersten Beerencreutz mit dem dichten weißen Schnurrbart.

Der Pfarrer hatte so schrecklich getrunken, daß er seit mehreren Wochen sein Amt nicht mehr hatte verwalten können. Deshalb hatte die Gemeinde sich über ihn beschwert, zuerst beim Propst und dann bei dem Bischof und dem Domkapitel. Jetzt war der Bischof selbst gekommen, um Visitation und Abrechnung zu halten. Er saß, das goldene Kreuz auf der Brust, im Chor, und um ihn her saßen die Mitglieder des Karlstädter Domkapitels und die Pfarrer aus den Nachbardörfern.

Es unterlag durchaus keinem Zweifel, daß die Aufführung des Pfarrers die Grenzen des Erlaubten über-

schritten hatte. Zu jenen Zeiten — in den zwanziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts — nahm man es nicht so genau mit dem Trinken, aber dieser Mann hatte aus Trunkenheit sein Amt vernachlässigt, und nun würde er es deshalb verlieren.

Er stand auf der Kanzel und wartete, während der letzte Vers des Liedes vor der Predigt gesungen wurde.

Während er nun da oben stand, überkam ihn die Gewißheit, daß er in der Kirche lauter Feinde habe, Feinde auf allen Bänken. Die Herrschaften auf den Emporen, die Bauern drunten in der Kirche, die Konfirmanden im Chor — lauter Feinde. Ein Feind trat die Bälge, ein Feind spielte die Orgel. Auf den Bänken der Kirchenältesten — Feinde. Alle haßten ihn, von den kleinen Kindern an, die in die Kirche getragen wurden, bis zu dem Kirchendiener, einem alten, steifen Soldaten, der die Schlacht bei Leipzig mitgemacht hatte.

Der Pfarrer wäre gern auf die Knie niedergefallen und hätte sie um Erbarmen angefleht.

Aber im nächsten Augenblick überkam ihn ein dumpfer Zorn. Er wußte wohl noch, wie er gewesen war, als er vor einem Jahre zum erstenmal diese Kanzel betreten hatte. Da war er ein unbescholtener Mann gewesen, und nun stand er hier und schaute hinab auf den Mann mit dem goldenen Kreuz, der gekommen war, um ihn zu richten.

Während er das Eingangsgebet las, wallte eine Blutwelle um die andere in seinem Gesichte auf: das war der Zorn.

Jawohl, er trank. Aber wer hatte ein Recht, ihn deswegen anzuklagen? Hatte einer das Pfarrhaus gesehen, worin er leben mußte? Bis dicht an die Fenster heran reichte der düstere Tannenwald, der es von allen Seiten umschloß. Die Feuchtigkeit sickerte durch das schwarze Dach und lief an den mit Schimmel bedeckten Wänden herunter. Bedurfte es da nicht des Branntweins, um den Mut aufrecht zu erhalten, wenn Regen oder Schneegestöber durch die zerbrochenen Scheiben hereinsauste, wenn der verwahrloste Acker nicht Brot genug geben wollte, um den Hunger fern zu halten?

Er war ein Pfarrer, wie sie ihn verdienten, jawohl!

Sie tranken ja alle. Warum sollte er allein sich Zwang antun? Der Mann, der seine Frau begraben hatte, betrank sich beim Leichenschmause, der Vater, der sein Kind taufen ließ, hielt hinterher ein Saufgelage. Die Kirchgänger tranken auf dem Heimweg, so daß die meisten betrunken nach Hause kamen. Für sie war ein Trunkenbold als Pfarrer gut genug.

Auf den Amtsreisen, wenn er in seinem dünnen Mantel meilenweit über die gefrorenen Seen gefahren war, wo alle kalten Winde sich ein Stelldichein gaben, wenn er bei Sturm und Platzregen auf denselben Seen das schwankende Boot steuern mußte, wenn er beim Schneegestöber aus dem Schlitten steigen und dem Pferd einen Weg durch haushohe Schneewehen bahnen oder wenn er durch Waldmoore waten mußte, da, da hatte er den Branntwein lieben gelernt.

Schwer und düster hatten sich die Tage des Jahres hingeschleppt. Den Tag über waren Bauer und Edelmann mit allen ihren Gedanken an das irdische Tagwerk gebunden, aber am Abend, da hatten die Geister die Fesseln abgeworfen, der Branntwein hatte sie befreit. Die Phantasie erwachte, das Herz wurde warm, das Leben strahlend, Gesang ertönte, und Rosen dufteten. Das Gastzimmer der Schenke war ihm da zu einem Blumengarten unter südlichem Himmel geworden. Trauben und Oliven hingen über seinem Haupte, Marmorbilder glänzten im dunkeln Laube, Weise und Dichter wandelten unter Palmen und Platanen.

Nein, er, der Pfarrer hier oben auf der Kanzel, er wußte, daß man in diesem Teile des Landes ohne Branntwein nicht leben konnte, alle seine Zuhörer wußten es, und jetzt wollten sie über ihn zu Gericht sitzen.

Sie wollten ihm den Talar abreißen, weil er betrunken in ihr Gotteshaus gekommen war. Ha, alle diese Menschen, hatten die denn — wollten die sich denn einbilden, daß sie einen anderen Gott hätten als den Branntwein?

Er hatte das Eingangsgebet gesprochen und beugte sich jetzt nieder, um das stille Vaterunser zu beten.

Atemloses Schweigen herrschte während des Gebetes in der Kirche. Doch plötzlich griff der Pfarrer mit beiden Händen heftig nach den Bändern, mit denen sein Talar

umgebunden war. Es war ihm, als schliche die ganze Gemeinde mit dem Bischof an der Spitze die Treppe zur Kanzel herauf, um ihm den Talar abzureißen. Er lag auf den Knien und wandte den Kopf nicht um, aber er fühlte, wie sie daran zogen, und er sah sie so deutlich, den Bischof mit dem Domkapitel, die Pfarrer, die Kirchenältesten, den Küster und die ganze Gemeinde, in einer langen Reihe, zerrend und ziehend, um ihm den Talar abzureißen. Und er konnte sich deutlich vorstellen, wie alle, die jetzt so eifrig zerrten, einer über den andern die Treppe hinabfallen würden, sobald das Gewand nachgäbe, und wie die ganze Reihe der Untenstehenden, die nicht an den Talar selbst hätten kommen können, sondern nur die Rockschöße der vor ihnen Stehenden festhielten, ebenfalls auf den Rücken fallen würden.

Er sah es so deutlich vor sich, daß er lächeln mußte, während er betend auf den Knien lag, zugleich aber trat ihm der kalte Schweiß auf die Stirn. Das war doch zu schrecklich!

Um des Branntweins willen sollte er nun verworfen werden! Ein abgesetzter Pfarrer. Gab es wohl auf der weiten Welt etwas Erbärmlicheres?

Er sollte ein Bettler auf den Landstraßen werden, betrunken am Grabenrand liegen, in Lumpen umhergehen, sich zu den Landstreichern halten?

Das Gebet war zu Ende. Jetzt sollte er predigen. Da stieg ein Gedanke in ihm auf, der ihm das Wort auf den Lippen zurückhielt. Er wußte, daß er heute zum letztenmal auf der Kanzel stehen und die Ehre Gottes verkündigen durfte.

Zum letztenmal — dies erschütterte den Pfarrer. Branntwein und Bischof waren vergessen, er dachte nur noch daran, daß er die Gelegenheit benützen und zur Ehre Gotes Zeugnis ablegen müsse.

Es war ihm, als versinke der Fußboden der Kirche in einen tiefen Abgrund, und als werde das Dach abgehoben, so daß er gerade in den Himmel hineinschauen könne. Er stand allein, ganz allein auf seiner Kanzel, sein Geist schwang sich zu dem über ihm geöffneten Himmel empor, seine Stimme wurde stark und gewaltig, und er verkündete die Ehre Gottes.

Er war ein Mann der Inspiration, er dachte nicht mehr an seine ausgearbeitete Predigt, die Gedanken senkten sich auf ihn herab wie eine Schar zahmer Tauben. Es war ihm, als spreche nicht er selbst, sondern ein anderer, aber er fühlte auch, daß dies das Höchste sei, was es auf Erden gebe, und daß niemand größeren Glanz und größere Herrlichkeit erreichen könne als er, der hier stand und Gottes Ehre verkündete.

So lange die Feuerzunge der Inspiration über ihm flammte, redete er, aber als sie erloschen war, als das Dach sich wieder auf die Kirche herabgesenkt hatte und der Fußboden aus der unendlichen Tiefe wieder heraufgestiegen war, da beugte er sich nieder und weinte, denn er fühlte, daß das Leben ihm soeben seine beste Stunde gegeben hatte, und daß sie nun zu Ende war.

Nach dem Gottesdienst war Sitzung im Kirchenrat. Der Bischof fragte, ob die Gemeinde eine Klage über ihren Pfarrer vorzubringen habe.

Der Pfarrer war nicht mehr voll Zorn und Trotz wie vor der Predigt. Jetzt schämte er sich und senkte das Haupt. Ach, nun würden alle die elenden Branntweingeschichten vorgebracht werden!

Aber es kam nicht eine einzige. Um den großen Tisch in der Gemeindestube blieb alles still.

Der Pfarrer schaute auf, zuerst schaute er den Küster an — nein, der schwieg; dann die Kirchenältesten, dann die Bauern, die Gutsbesitzer — alle schwiegen. Sie hatten die Lippen fest zusammengepreßt und sahen halb verlegen auf den Tisch nieder.

Sie warten darauf, daß einer den Anfang mache, dachte der Pfarrer.

Der eine Kirchenälteste räusperte sich.

„Ich finde, daß wir einen guten Pfarrer haben," sagte er.

„Eure Hochwürden haben ja selbst gehört, wie er predigt," fiel der Küster ein.

Der Bischof sagte etwas vom häufigen Ausfallen der Predigt.

„Der Pfarrer kann doch ebensogut einmal krank sein wie andere Leute," meinte ein Bauer.

Der Bischof spielte nun darauf an, daß man in der

Gemeinde Anstoß an dem Lebenswandel des Pfarrers genommen habe.

Da verteidigten ihn alle wie aus einem Munde. Er sei ja noch so jung, ihr Pfarrer, da habe es keine Gefahr. Nein, wenn er nur immer so predigen wolle wie heute, dann wollten sie ihn selbst für den Herrn Bischof nicht hergeben.

Wo kein Kläger ist, da ist auch kein Richter.

Dem Pfarrer wurde das Herz weit, und das Blut strömte ihm leicht durch die Adern. Er war also nicht länger von Feinden umgeben, er hatte sie gewonnen, als er es am wenigsten gedacht hatte, er durfte auch ferner in seinem Amt bleiben!

Nach der Visitation aßen der Bischof, die Herren vom Domkapitel, die Pfarrer und die Vornehmsten des Kirchspiels im Pfarrhause zu Mittag.

Eine benachbarte Pfarrfrau hatte alle Vorbereitungen zu dem Feste getroffen, denn der Pfarrer war unverheiratet. Sie hatte alles aufs beste geordnet, und da gingen dem Pfarrer die Augen darüber auf, daß das Pfarrhaus eigentlich gar nicht so unbehaglich sei. Die lange Mittagstafel war draußen unter den Tannen gedeckt und prangte gar einladend mit dem weißen Tischtuch, dem blau und weißen Porzellan, den funkelnden Gläsern und zierlich gefalteten Servietten. Zwei schwanke Birken waren vor der Haustür aufgepflanzt, die Diele war mit Wacholderzweigen bestreut, oben am Giebel hing ein frischer Kranz, in allen Zimmern dufteten Blumen; der moderige Geruch war vertrieben worden, und die grünen Fensterscheiben glitzerten hell im Sonnenschein.

Er war so seelenvergnügt, der Pfarrer; er dachte, nun werde er mit dem Trinken nie wieder anfangen.

An diesem Mittagstische gab es keinen, der nicht froh gewesen wäre. Die Männer, die sich großmütig gezeigt und verziehen hatten, waren froh; die Herren vom Domkapitel und die Pfarrer aber waren froh, daß der Skandal vermieden worden war.

Der gute Bischof erhob sein Glas und hielt eine Rede. Er sagte, er habe diese Reise mit schwerem Herzen angetreten, denn es seien ihm viele böse Gerüchte zu Ohren gekommen. Er sei ausgezogen, um einen Saulus zu

finden, aber siehe da! aus dem Saulus sei schon ein Paulus geworden, der mehr arbeiten werde als alle andern. Und der fromme Herr sprach weiter und pries die reichen Gaben, die ihr junger Bruder in Christo von dem Herrn empfangen habe. Nicht aber dürfe er hochmütig darauf werden, sondern er solle alle seine Kräfte anspannen und wohl acht auf sich geben, wie es dem gezieme, der eine über die Maßen schwere und kostbare Last auf den Schultern trage.

An diesem Tage trank der Pfarrer nicht zu viel, und doch war er berauscht. Das große, unerwartete Glück war ihm zu Kopf gestiegen. Der Himmel hatte die feurige Zunge der Inspiration über ihm flammen lassen, und die Menschen hatten ihm ihre Liebe geschenkt. Als der Abend kam und die Gäste ihn verließen, wogte ihm das Blut noch immer fieberheiß und schnell durch die Adern. Bis tief in die Nacht hinein saß er in seinem Zimmer und ließ die Nachtluft durchs offene Fenster hereinströmen, um dieses Fieber der Glückseligkeit, diese jauchzende Unruhe, die ihn nicht schlafen ließen, zu kühlen.

Da hörte er eine Stimme:

„Pfarrer, wachst du?"

Über den Rasen kam ein Mann auf das Fenster zugeschritten. Der Pfarrer schaute auf und erkannte den Hauptmann Christian Bergh, einen seiner getreuen Zechbrüder. Ein fahrender Mann, ohne Haus und Hof, war dieser Hauptmann Christian, ein Riese an Wuchs und Körperkraft, groß wie der Berg Gurlitta und dumm wie ein Bergtroll.

„Freilich bin ich noch auf, Hauptmann Christian," antwortete der Pfarrer. „Meinst du, ich könnte in einer solchen Nacht schlafen?"

Und nun hört, was ihm Hauptmann Christian erzählt. Der Riese hatte seine Ahnungen gehabt; er hat begriffen, daß der Pfarrer nun Angst vor dem Trinken bekommen werde. Nun werde er nie mehr ruhig sein, dachte der Hauptmann, denn diese Herren von Karlstadt, die einmal dagewesen waren, könnten ja wiederkommen und ihm das Amt nehmen, wenn er wieder tränke.

Doch nun hat Hauptmann Christian seine schwere Hand an das gute Werk gelegt; er hat dafür gesorgt, daß

diese Herren von Karlstadt nie wiederkommen werden, weder sie noch der Bischof. Von nun an kann der Pfarrer im Pfarrhaus mit seinen Freunden trinken, so viel er will.

Hört, welche Heldentat er ausgeführt hat, er, Christian Bergh, der starke Hauptmann!

Als der Bischof und die beiden Mitglieder des Domkapitels in ihren geschlossenen Wagen gestiegen waren und die Tür sorgfältig hinter ihnen zugemacht war, hatte er sich selbst auf den Bock gesetzt und sie in der hellen Sommernacht ein oder zwei Meilen weit gefahren.

Und da hatte Christian Bergh die hochwürdigen Herren fühlen lassen, wie lose das Leben im Menschenleibe sitzt. Im rasendsten Galopp hatte er die Pferde dahinsausen lassen. Das geschah den Herren recht, die nicht dulden wollten, daß ein ehrlicher Mann sich einen Rausch tränke.

Meint ihr, er sei mit ihnen auf der Landstraße geblieben, meint ihr, er habe sie vor Stößen behütet? Er fuhr über Gräben und Felder, er fuhr in sausendem Galopp die steilen Hügel hinab, er fuhr in den See hinein, daß das Wasser um die Räder spritzte, er wäre beinahe im Moor stecken geblieben, und er jagte die glatten Felsen hinunter, daß die Pferde mit zurückgestemmten Beinen die Abhänge hinabrutschten. Und die ganze Zeit hindurch saßen der Bischof und die beiden Geistlichen mit bleichen Gesichtern hinter den ledernen Vorhängen und murmelten Gebete. Eine schlimmere Fahrt hatten sie noch nie gemacht.

Und denkt nur, wie sie ausgesehen haben mögen, als sie im Gasthof zu Rissäta ankamen, allerdings lebendig, aber durchgeschüttelt wie Schrotkörner im ledernen Beutel?

„Was soll das bedeuten, Hauptmann Christian?" fragte der Bischof, als Bergh die Wagentür öffnete.

„Das bedeutet, daß der Herr Bischof es sich zweimal überlegen soll, ehe er wieder eine Visitationsreise zu Gösta Berling macht," sagt Hauptmann Christian; und diesen Satz hat er sich vorher genau ausgedacht, um ja nicht stecken zu bleiben.

„Dann grüßt Gösta Berling von mir," erwidert der Bischof, „und sagt ihm, daß weder ich noch irgendein anderer Bischof je wieder zu ihm kommen werde."

Seht, diese Heldentat berichtet der starke Hauptmann Christian dem Pfarrer am offenen Fenster in der Sommernacht. Denn Hauptmann Christian hat nur rasch die Pferde in der Posthalterei abgeliefert und ist dann mit seiner Neuigkeit sofort zum Pfarrer geeilt.

„Nun kannst du ruhig sein, Herzensbruder," sagt er zuletzt.

Ach, Hauptmann Christian! Mit bleichen Gesichtern saßen die geistlichen Herren im Wagen, aber das Gesicht des Pfarrers am Fenster erscheint in der hellen Sommernacht noch viel, viel bleicher. Ach, Hauptmann Christian!

Der Pfarrer holte sogar schon mit dem Arm aus, um dem Riesen einen furchtbaren Schlag in das grobe, dumme Gesicht zu versetzen, doch er bezwang sich. Er schlug das Fenster zu, daß es klirrte, blieb mitten im Zimmer stehen und hob die geballte Faust drohend empor.

Er, über dem die feurige Zunge der Inspiration geflammt hatte, er, der die Ehre Gottes hatte verkündigen dürfen, er dachte jetzt, daß Gott seiner gespottet habe. Mußte der Bischof nicht glauben, daß der Hauptmann im Auftrag des Pfarrers also gehandelt habe? Mußte er nicht glauben, daß er den ganzen Tag geheuchelt und gelogen habe? Jetzt würde er sicher Ernst machen mit dem Verfahren gegen ihn, jetzt würde er ihn suspendieren und absetzen.

Als der Morgen anbrach, war der Pfarrer aus dem Pfarrhaus verschwunden. Er hatte nicht dableiben und sich verteidigen wollen. Gott hatte seiner gespottet. Gott wollte ihm nicht helfen. Er wußte, daß er abgesetzt werden würde. Gott wollte es so. Da konnte er ebensogut gleich gehen.

Dies geschah zu Anfang der zwanziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts in einem entlegenen Kirchspiel im westlichen Wermland.

Es war das erste Unglück, das über Gösta Berling hereinbrach; es sollte nicht das letzte sein.

Denn für die Füllen, die sich weder Sporen noch Peitsche gefallen lassen wollen, ist das Leben schwer. Bei jedem Schmerz, der sie trifft, rasen sie auf unge-

bahnten Wegen gähnenden Abgründen zu. Sobald der Weg steinig und die Fahrt mühselig ist, wissen sie sich nicht anders zu helfen, als den Wagen umzuwerfen und wie toll davonzujagen.

2

Der Bettler

An einem kalten Tag im Dezember wanderte ein Bettler über die Brobyer Hügel. Er war in die elendsten Lumpen gekleidet, und seine Schuhe waren so zerrissen, daß der kalte Schnee ihm die Füße näßte.

Der Löfven ist ein langgestreckter See in Wermland, der sich an mehreren Stellen zu einem langen, schmalen Sunde verengt. Im Norden erstreckt er sich bis zu den finnischen Wäldern, im Süden bis zum Wenern hinab. Mehrere Kirchspiele breiten sich an seinen Ufern aus, doch das Kirchspiel Bro ist das größte und reichste. Es nimmt einen guten Teil des östlichen wie des westlichen Ufers ein; auf dieser Seite aber liegen die größten Güter, Herrensitze wie Ekeby und Björne, die wegen ihres Reichtums und ihrer Schönheit weit berühmt sind, sowie das große Dorf Broby mit der Posthalterei, dem Rathaus, der Amtmannswohnung, dem Pfarrhaus und dem Marktplatz.

Broby liegt an einem steilen Abhang. Der Bettler war an der Posthalterei, die am Fuße des Hügels liegt, vorbeigegangen und schleppte sich nun langsam nach dem ganz oben gelegenen Pfarrhaus hinauf.

Vor ihm her ging ein kleines Mädchen, das zog einen Schlitten, auf dem ein Sack Mehl lag. Der Bettler holte die Kleine ein und fing ein Gespräch mit ihr an.

„Das ist ein kleines Pferd für eine so schwere Last," sagte er.

Das Kind wendete sich um und sah ihn an. Es war ein kleines, ungefähr zwölfjähriges Mädchen mit spähenden scharfen Augen und einem fest zusammengekniffenen Mund.

„Wollte Gott, das Pferd wäre kleiner und die Last größer, dann hielt sie länger vor!" antwortete das Kind.

„Ist es dein eigenes Futter, das du nach Hause schleppst?"

„Ja, Gott sei's geklagt! Ich muß mir selbst mein Brot schaffen, so klein ich auch bin."

Der Bettler faßte an, um zu schieben.

Das Mädchen wandte sich um und sah ihn an.

„Denke ja nicht, daß du etwas dafür bekommst," sagte es.

Der Bettler lachte laut auf.

„Du bist gewiß die Tochter des Pfarrers von Broby, du."

„Ja, allerdings, die bin ich. Einen ärmeren Vater haben viele Kinder, einen schlechteren hat keines. Es ist die reine Wahrheit, obgleich es eine Schande ist, daß sein eigenes Kind so etwas von ihm sagen muß."

„Er ist wohl geizig und boshaft, dein Vater?"

„Geizig ist er und boshaft ist er, aber die Leute sagen, seine Tochter werde noch schlimmer, wenn sie am Leben bliebe."

„Ich glaube, die Leute haben recht. Ich möchte wohl wissen, wie du zu diesem Sack Mehl gekommen bist?"

„Es kann wohl nichts schaden, wenn ich es dir sage. Ich holte heute morgen Korn aus des Vaters Scheune und bin damit in der Mühle gewesen."

„Wird er dich denn nicht sehen, wenn du nach Hause kommst?"

„Du bist wohl nicht recht gebacken! Als ob Vater nicht auf einer Amtsreise wäre! — So hell hättest du selber sein können."

„Da kommt jemand hinter uns den Berg heraufgefahren. Ich höre den Schnee unter den Schlittenkufen knirschen. Wenn er das nun wäre, was dann?"

Das Mädchen horchte und spähte zurück, dann brach es in lautes Weinen aus.

„Es ist Vater," schluchzte sie. „Er schlägt mich tot! Er schlägt mich tot!"

„Ja, nun ist guter Rat teuer und schnelle Hilfe besser als Silber und Gold," sagte der Bettler.

„Komm," sagte das Kind, „du kannst mir helfen. Nimm das Seil und zieh den Schlitten, dann meint Vater, es sei deiner."

„Was soll ich aber nachher damit machen?" fragte der Bettler, indem er das Seil über die Schulter warf.

„Zieh ihn jetzt nur fort, wohin du willst, komm aber damit nach dem Pfarrhaus, sobald es dunkel wird. Ich werde schon aufpassen. Du sollst also mit dem Sack und dem Schlitten kommen, hörst du!"

„Ich werde es versuchen."

„Gnade dir Gott, wenn du nicht kommst!" rief das Mädchen und lief dann, so schnell es konnte, davon, um vor dem Vater nach Hause zu kommen.

Mit schwerem Herzen wandte der Bettler den Schlitten und schob ihn den Berg nach dem Wirtshaus hinunter.

Der Ärmste hatte einen schönen Traum gehabt, während er mit halbnackten Füßen durch den Schnee watete. Er hatte an die großen, nördlich von Löfven gelegenen Wälder gedacht, an die großen, finnischen Wälder.

Hier unten im Kirchspiel Bro, wo er an dem Sunde entlang wanderte, der den oberen und unteren Löfven verbindet, in dieser weitberühmten reichen und lachenden Gegend, wo Herrenhof an Herrenhof, Eisenhammer an Eisenhammer liegt, hier wurde ihm jeder Weg zu schwer, jede Stube zu eng, jedes Bett zu hart. Hier erfüllte ihn heiße Sehnsucht nach dem Frieden der großen, ewigen Wälder.

Hier hörte er den Lärm der Dreschflegel in jeder Scheune, als könnte das Korn niemals ganz ausgedroschen werden. Holzladungen und Kohlenfuhren kamen unablässig aus den unerschöpflichen Wäldern herunter. Endlose Reihen von erzbeladenen Wagen zogen in den tiefen Furchen daher, die hunderte ihrer Vorgänger eingedrückt hatten. Hier sah er zwischen den Gütern herrschaftliche Schlitten dahinsausen, und es war ihm, als hielte die Freude die Zügel, während die Schönheit und die Liebe auf den Schlittenkufen standen. Ach, wie sich der Ärmste nach dem Frieden der großen, ewigen Wälder sehnte!

Dorthin hätte er ziehen mögen, wo die Bäume wie schlanke Säulen aus dem ebenen Boden emporwachsen, wo der Schnee dicht und schwer auf den unbeweglichen Zweigen ruht, wo der Wind keine Macht hat und nur leise in den Nadeln der Wipfel spielt — dort hätte er tiefer

und tiefer in den Wald hineinwandern mögen, bis ihn eines Tages die Kräfte verließen und er, vor Hunger und Kälte erschöpft, unter den hohen Bäumen niedersänke, um zu sterben.

Er sehnte sich nach dem großen, rauschenden Grabe weit oberhalb des Löfven, wo ihn die Mächte der Vergänglichkeit übermannen würden, wo es dem Hunger, der Kälte, der Müdigkeit und dem Branntwein endlich gelingen würde, diesen armen Leib, der alles aushalten konnte, zu zerstören.

Er war nun vor dem Wirtshause angekommen, wo er den Einbruch der Dunkelheit abwarten wollte. Er trat in die Schenkstube und setzte sich auf die Bank neben der Tür, in dumpfer Ruhe noch immer von den ewigen Wäldern träumend.

Die Wirtin hatte Mitleid mit ihm und gab ihm ein Gläschen Branntwein. Und da er so inständig darum bat, gab sie ihm deren sogar zwei.

Mehr aber wollte sie ihm nicht umsonst geben, und da geriet der Bettler in helle Verzweiflung. Er mußte mehr haben von diesem starken, süßen Branntwein. Noch einmal sollte ihm im Rausche das Herz im Leibe hüpfen und seine Gedanken sollten flammen. O dieser süße Kornwein! Des Sommers Sonne, des Sommers Vogelgesang, des Sommers Duft und Schönheit perlten in diesem weißen Naß. Noch einmal, ehe er in Dunkel und Nacht versinkt, will er Sonne und Glück trinken.

So tauschte er denn zuerst das Mehl, dann den Mehlsack und zuletzt den Schlitten um Branntwein ein. Er berauschte sich vollständig und verschlief den größten Teil des Nachmittags auf einer Bank in der Schenkstube.

Als er erwachte, wurde es ihm klar, daß ihm jetzt nur noch eins übrig bleibe. Da dieser elende Körper die ganze Herrschaft über seine Seele gewonnen hatte, da er hatte vertrinken können, was ein Kind ihm anvertraut hatte, da er eine Schmach für die Erde war, mußte er sie von der Last seiner Schlechtigkeit befreien.

Er mußte seiner Seele die Freiheit wiedergeben, sie zu Gott zurückkehren lassen.

Er lag auf der Bank in der Schenkstube und saß über sich selbst zu Gericht: „Gösta Berling, abgesetzter Pfar-

rer, angeklagt, das Mehl eines hungrigen Kindes vertrunken zu haben, muß des Todes sterben. Welches Todes? Des Todes im Schnee."

Er ergriff seine Mütze und wankte hinaus. Er war weder ganz wach, noch ganz nüchtern. Er weinte aus Mitleid über sich selbst, über seine arme, befleckte Seele, die er freigeben mußte.

Er ging nicht weit und wich auch nicht vom Wege ab. Dicht am Wegrande lag eine hohe Schneewehe, da warf er sich nieder, um zu sterben. Er schloß die Augen und versuchte zu schlafen.

Niemand weiß, wie lange er da gelegen hat; aber es war noch Leben in ihm, als die Tochter des Brobyer Pfarrers mit einer Laterne in der Hand dahergestürzt kam und ihn am Wegrande im Schnee liegen sah. Stundenlang hatte sie vergeblich auf ihn gewartet, nun war sie den Brobyer Berg heruntergelaufen, um ihn zu suchen.

Sie erkannte ihn sofort und gab sich alle Mühe, ihn durch Schütteln und Rufen zu erwecken.

Sie mußte ihn wieder ins Leben zurückrufen, wenigstens auf so lange, daß er ihr sagen könnte, was aus ihrem Schlitten und ihrem Sack Mehl geworden sei. Ihr lieber Vater würde sie ja totschlagen, wenn sie seinen Schlitten verschleudert hätte. Sie biß dem Bettler in den Finger, zerkratzte ihm das Gesicht und schrie dabei wie eine Verzweifelte.

Da kam ein Wagen auf der Landstraße daher.

„Wer zum Teufel schreit denn hier so?" fragte eine barsche Stimme.

„Ich will wissen, was der Kerl mit meinem Sack Mehl und mit meinem Schlitten gemacht hat," schluchzte das Kind und schlug den Bettler mit der Faust auf die Brust.

„Wie kannst du einen Erfrorenen kratzen? Weg mit dir, du Wildkatze!"

Im Schlitten saß eine hochgewachsene, grobknochige Frau, die jetzt ausstieg und zu dem Schneehaufen trat. Sie ergriff das Kind beim Nacken und schleuderte es zurück. Dann bückte sie sich, schob die Arme unter den Leib des Bettlers und hob ihn auf. Sie trug ihn an den Schlitten und legte ihn hinein.

„Komm mit in die Schenke, Wildkatze!“ rief sie der Pfarrerstochter zu. „Wir wollen hören, was du von dieser Sache weißt.“

* * *

Eine Stunde später saß der Bettler auf einem Stuhl neben der Tür in dem besten Zimmer des Wirtshauses, und vor ihm stand die gebieterische Frau, die ihn aus dem Schnee errettet hatte.

So, wie Gösta Berling sie hier auf dem Heimwege vom Kohlenfahren in den Wäldern vor sich sah, mit rußigen Händen, eine kleine Tonpfeife im Munde, in einem kurzen, ungefütterten Schafpelz und einem gestreiften, selbstgewebten wollenen Kleide, mit nägelbeschlagenen Schuhen und dem Dolchmesser im Gürtel, das schöne alte Gesicht von grauem Haar umrahmt, so hatte er sie wohl tausendmal beschreiben hören, und er wußte, daß er mit der weitberühmten Majorin auf Ekeby zusammengetroffen war.

Sie war die mächtigste Frau in Wermland, Herrin von sieben Gütern und Eisenwerken, gewohnt, zu befehlen, gewohnt, daß ihr gehorcht wurde; er aber war nur ein armer, zum Tode verurteilter Mann, aller Mittel entblößt, der wußte, daß ihm jeder Weg zu schwer und jede Stube zu eng war. Er bebte vor Angst am ganzen Leibe, während ihr Blick auf ihm ruhte.

Schweigend betrachtete sie das Stück menschlichen Elends da vor sich, die roten, aufgelaufenen Hände, die abgezehrte Gestalt und den herrlichen Kopf, der trotz des Verfalls und der Vernachlässigung in wilder Schönheit strahlte.

„Ist Er nicht Gösta Berling, der verrückte Pfarrer?“ fragte sie.

Der Bettler rührte sich nicht.

„Ich bin die Majorin von Ekeby.“

Ein Zittern lief durch den Körper des Bettlers. Er faltete die Hände und heftete einen flehenden Blick auf sie. Was wollte sie von ihm? Wollte sie ihn zwingen, zu leben? Er fürchtete sich vor ihrer Kraft. Und er war doch so nahe daran gewesen, den Frieden der ewigen Wälder zu erreichen.

Sie eröffnete den Kampf, indem sie ihm sagte, daß das Pfarrerstöchterlein seinen Schlitten und seinen Sack Mehl wiederbekommen habe, und daß sie, die Majorin, in dem Kavalierflügel auf Ekeby eine Freistatt für ihn habe, wie für so manchen andern armen Heimatlosen auch. Sie bot ihm ein Leben voll Lust und Freude, er aber antwortete ihr, daß er sterben müsse.

Da schlug sie mit der Hand auf den Tisch und tat ihm ihres Herzens Meinung offen kund.

„Also sterben will Er? So, das will Er! Ich würde mich auch gar nicht darüber verwundern, wenn Er nur überhaupt noch am Leben wäre. Aber seh Er nur Seinen abgezehrten Leib, Seine kraftlosen Glieder, Seine matten Augen an, meint Er wirklich, daß da noch etwas zum Umbringen sei? Meint Er denn wirklich, man müsse steif und kalt unter einem Sargdeckel liegen, um tot zu sein? Glaubt Er nicht, daß ich recht gut sehen kann, wie tot Er ist, Gösta Berling?

Ich sehe, daß Sein Kopf ein Totenschädel ist, und ich sehe, wie die Würmer aus seinen Augenhöhlen herauskriechen. Fühlt Er nicht, wie Er den Mund voll Erde hat? Hört Er nicht Seine Gebeine bei jeder Bewegung klappern?

Er hat sich in Branntwein ertränkt, Gösta Berling, und tot ist Er.

Was sich jetzt noch in Ihm rührt, sind nur die Todeszuckungen, und denen nicht einmal will Er das Leben gönnen, wenn man das überhaupt Leben nennen kann. Es ist gerade, als wolle Er den Toten einen Tanz im Sternenschein über die Grabhügel mißgönnen.

Schämt Er sich, weil Er abgesetzt ist, und will Er deshalb sterben? Es wäre doch ehrenvoller, wenn Er Seine Gaben zum Guten anwenden und etwas Nützliches auf Gottes furchtbarer Erde schaffen würde, — das kann Er mir glauben. Warum kam Er nicht gleich zu mir, dann hätte ich alles für Ihn wieder in Ordnung gebracht. Ja, nun meint Er wohl, wunders welche Ehre Er davon habe, wenn Er in ein Leichentuch gehüllt, auf Hobelspäne gebettet und eine schöne Leiche genannt wird?"

Ruhig, beinahe lächelnd hörte der Bettler zu, wie sie ihm ihre zornigen Worte entgegendonnerte. Es hat keine

Not, jubelte es in seinem Herzen, keine Not! Die ewigen Wälder warten, und sie hat keine Macht, deine Seele davon abzuwenden.

Aber die Majorin schwieg und ging ein paarmal im Zimmer auf und ab; dann setzte sie sich vor den Kamin, stellte die Füße auf die steinerne Einfassung und stützte die Ellbogen auf die Knie.

„Bei allen Teufeln!" rief sie und kicherte dabei in sich hinein. „Es liegt mehr Wahrheit in meinen Worten, als ich selbst wußte. Glaubt Er nicht, Gösta Berling, daß die meisten Leute auf dieser Welt tot oder wenigstens halbtot sind? Glaubte Er etwa, daß ich lebe? Ach nein! Ach nein!

Ja, seh Er mich nur recht an! Ich bin die Majorin von Ekeby und wohl die reichste und mächtigste Frau in ganz Wermland. Wenn ich nur mit einem Finger winke, so springt der Landrat herbei, und wenn ich mit zweien winke, dann eilt der Bischof, und wenn ich mit dreien winke, dann tanzen das ganze Domkapitel, die Ratsherrn und alle Grundbesitzer in Wermland auf dem Markte in Karlstadt Polka. Bei allen Teufeln, junger Mensch, ich sage Euch, daß ich doch nichts anderes bin als eine lebendige Leiche. Gott weiß, wie wenig Leben in mir ist!"

Der Bettler beugte sich auf dem Stuhle vor und lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit. Die alte Majorin saß vor dem Feuer und wiegte den Oberkörper hin und her. Sie sah ihn nicht an, während sie mit ihm sprach.

„Glaubt Er denn nicht," fuhr sie fort, „daß ich, wenn ich noch ein lebendiger Mensch wäre und Ihn dasitzen sähe, so elend und traurig, mit Selbstmordgedanken im Herzen, glaubt Er denn nicht, daß ich Ihn im Umsehen davon abbringen könnte? Dann hätte ich Tränen für Ihn gehabt und Gebete, die Ihm durch Mark und Bein gegangen wären, und ich hätte Seine Seele gerettet; aber ich bin tot.

Hat Er gehört, daß ich einstmals die schöne Margareta Celsing war? Es ist schon lange her, aber noch heute kann ich mir meine alten Augen über sie rot weinen. Warum muß Margareta Celsing tot sein und Margareta Samzelius leben; warum muß die Majorin von Ekeby leben, sag, Gösta Berling, warum?

Weiß Er, wie Margareta Celsing war? Sie war schlank und zart, schüchtern und unschuldig, Gösta Berling. Sie gehörte zu denen, auf deren Gräber die Engel weinen. Sie wußte von nichts Bösem, niemand hatte ihr Kummer bereitet, sie selbst war gut gegen alle. Und schön war sie, wunderschön.

Es gab auch einen stattlichen Mann, der hieß Altringer. Gott mag wissen, wie es zuging, daß er in die Einöden des Alftales kam, wo das Gut ihrer Eltern lag. Margareta Celsing sah ihn; er war ein schöner, ein herrlicher Mann, und er liebte sie.

Aber er war arm, und die beiden kamen überein, fünf Jahre aufeinander zu warten, wie es im Liede heißt.

Als drei Jahre vergangen waren, meldete sich ein anderer Freier. Er war häßlich und widerwärtig, aber ihre Eltern meinten, er sei reich, und sie zwangen Margareta Celsing mit Lockungen und Versprechungen, mit Schlägen und bösen Worten, ihn zum Manne zu nehmen. Siehst du, an jenem Tage starb Margareta Celsing.

Von da an gab es keine Margareta Celsing mehr, nur noch die Majorin Samzelius, und sie war weder gut noch weichherzig, sie glaubte an das Böse und hatte kein Auge für das Gute.

Du wirst wissen, was dann später geschah. Wir wohnten auf Sjö hier am Löfven, der Major und ich. Aber er war nicht reich, wie die Leute gesagt hatten. Ich hatte oft schwere Tage.

Da kehrte Altringer zurück als ein reicher Mann. Er kaufte das Gut Ekeby, das dicht neben Sjö liegt, und er kaufte auch noch sechs andere Güter am Löfven. Er war tüchtig und unternehmend; er war ein herrlicher Mann.

Er stand uns bei in unserer Armut. Wir fuhren in seinem Wagen, er schickte Essen in unsere Küche, Wein in unsere Keller. Er brachte Feste und Freuden in mein Leben. Der Major zog in den Krieg; was kümmerten wir uns darum! Den einen Tag war ich bei ihm auf Ekeby, am nächsten kam er nach Sjö. Ach, es war wie ein ununterbrochener Freudentanz am Ufer des Löfven dahin! Aber dann fing man an, über mich und Altringer zu tuscheln. Hätte Margareta Celsing noch gelebt, so wäre es ihr ein großer Kummer gewesen, ich aber machte mir

nichts daraus. Ich verstand damals freilich noch nicht, daß ich schon tot war und nur deshalb so gefühllos sein konnte.

Dann drang das Gerücht auch zu meinem Vater und zu meiner Mutter, die da droben zwischen ihren Kohlenmeilern im Alftalswalde lebten. Meine Mutter besann sich auch nicht lange; sie reiste hierher, um mit mir zu reden.

Eines Tages, als der Major fort war und ich mit Altringer und mehreren andern zu Tisch saß, kam sie in Sjö an. Ich sah sie in den Saal treten, aber ich hatte nicht das Gefühl, daß es meine Mutter sei, Gösta Berling. Ich begrüßte sie wie eine Fremde, bat sie, sich zu setzen und an unserer Mahlzeit teilzunehmen.

Sie wollte mit mir reden, wie eine Mutter mit ihrer Tochter, aber ich sagte ihr, daß sie sich in einem Irrtum befinde, meine Eltern seien tot, sie seien beide an meinem Hochzeitstage gestorben.

Sie ging auf meinen Ton ein. Siebzig Jahre alt war sie, zwanzig Meilen hatte sie in drei Tagen zu Wagen zurückgelegt. Jetzt setzte sie sich ohne Umstände mit uns zu Tisch und langte zu; sie war eine überaus kräftige Frau.

Sie sagte, es sei doch recht traurig, daß ich gerade an jenem Tage einen solchen Verlust erlitten hätte.

‚Das Traurigste ist doch, daß meine Eltern nicht einen Tag vorher gestorben sind, denn dann hätte die Hochzeit gar nicht stattgefunden,‘ lautete meine Antwort.

‚Ist die gnädige Frau nicht glücklich in ihrer Ehe?‘ fragte sie dann.

‚Doch,‘ sagte ich, ‚jetzt bin ich glücklich. Ich werde mich jederzeit freuen, daß ich dem Willen meiner lieben Eltern gehorcht habe.‘

Sie fragte mich, ob es vielleicht auch der Wille meiner Eltern gewesen sei, Schmach und Schande über sie und mich zu bringen und meinen Mann zu betrügen? Dadurch, daß ich mir selber einen bösen Leumund mache, erweise ich meinen Eltern sehr wenig Achtung.

‚Wie man sich bettet, so liegt man,‘ erwiderte ich ihr. Übrigens werde die fremde Dame wohl verstehen, daß in meiner Gegenwart niemand die Tochter meiner Eltern beleidigen dürfe.

Wir aßen allein, wir beide. Die Männer um uns her saßen schweigend und vermochten weder Gabel noch Messer zu rühren.

Die alte Frau blieb einen Tag und eine Nacht bei mir, um auszuruhen, dann reiste sie wieder ab.

Aber so lange ich sie sah, konnte ich nicht begreifen, daß dies meine Mutter sein sollte. Ich wußte nur, daß meine Mutter für mich tot war.

Bei der Abreise, Gösta Berling, stand ich neben ihr auf den Stufen, und der Wagen war schon vorgefahren; da sagte sie noch zu mir:

‚Einen Tag und eine Nacht bin ich hier gewesen, ohne daß du mich als Mutter anerkannt hast. Auf ungebahnten Wegen bin ich hierhergefahren, zwanzig Meilen in drei Tagen. Aus Scham über dich bebe ich am ganzen Leibe, als sei ich mit Ruten gepeitscht worden. Mögest du verleugnet werden, wie du mich verleugnet hast, verstoßen werden, wie ich von dir verstoßen worden bin. Die Landstraße dein Heim, der Strohhaufen dein Bett, der Kohlenmeiler dein Herd! Schande und Spott sei dein Lohn, mögen andere dich einst schlagen, so wie ich dich jetzt schlage.‘

Und sie gab mir einen harten Schlag auf die Wange.

Ich aber hob sie auf, trug sie die Stufen hinunter und setzte sie in den Wagen.

‚Wer bist du, daß du mich zu verfluchen wagst?‘ fragte ich. ‚Wer bist du, daß du mich schlägst? Das lasse ich mir von niemand gefallen.‘

Und ich gab ihr die Ohrfeige zurück.

Der Wagen fuhr sogleich ab; aber da, Gösta Berling, in diesem Augenblick, da wußte ich, daß Margareta Celsing tot war.

Die war gut und unschuldig; sie wußte von nichts Bösem. Die Engel hatten auf ihrem Grabe geweint. Wäre sie noch am Leben gewesen, sie hätte ihre Mutter nicht geschlagen.“

Der Bettler an der Tür hatte aufmerksam zugehört, und die Worte hatten für einen Augenblick das lockende Rauschen der ewigen Wälder übertönt: Sieh, sieh, diese hochstehende Frau zeigte sich als seinesgleichen in der Sünde, sie stellte sich auf dieselbe Stufe, als seine Schwe-

ster in der Verdammung, nur um ihm Mut zum Leben zu machen. Er sollte erkennen lernen, daß Sorge und Schuld auch auf andern lastete.

Er stand auf und trat zu der Majorin.

„Will Er jetzt leben, Gösta Berling?" fragte sie mit tränenerstickter Stimme. „Weshalb will Er sterben? Es hätte wohl ein guter Pfarrer aus Ihm werden können, und doch hat der Gösta Berling, den Er im Branntwein ertränkt hat, niemals in solch einem reinen Weiß der Unschuld gestrahlt, wie die Margareta Celsing, die ich im Haß erwürgt habe. Will Er leben?"

Gösta fiel vor der Majorin auf die Knie.

„Verzeiht mir," sagte er, „aber ich kann nicht."

„Ich bin eine alte, durch viel Kummer verhärtete Frau," erwiderte die Majorin, „und ich sitze hier und gebe mich selbst einem Bettler preis, den ich halb erfroren im Schnee am Wege gefunden habe. Aber es geschieht mir recht. Geh Er nur hin und werde Er ein Selbstmörder, so kann Er wenigstens keinem von meiner Torheit erzählen."

„Frau Majorin, ich bin kein Selbstmörder, ich bin ein zum Tode Verurteilter. Macht mir den Kampf nicht zu schwer. Ich darf nicht leben. Mein Körper hat die Herrschaft über meine Seele gewonnen, deshalb muß ich sie freigeben, sie zu Gott zurückgehen lassen."

„Er glaubt also, daß Er in den Himmel käme?"

„Lebt wohl, Frau Majorin, und habt Dank für diese Stunde."

„Lebt wohl, Gösta Berling."

Der Bettler erhob sich und schleppte sich mit gesenktem Kopfe nach der Tür. Diese Frau machte ihm den Weg nach den großen, ewigen Wäldern schwer.

Als er die Tür erreicht hatte, konnte er nicht anders, er mußte sich umwenden. Da begegnete er dem Blick der Majorin, die regungslos dasaß und ihm nachschaute. Noch nie hatte Gösta Berling eine solche Veränderung in einem Gesichte wahrgenommen. Er blieb stehen und starrte sie erstaunt an. Sie, die eben erst noch so zornig und drohend mit ihm gesprochen hatte, saß still und wie verklärt da, und ihre Augen leuchteten von erbarmender, mitleidiger Liebe. Unter diesem Blick schmolz etwas in ihm, in

seinem eigenen verirrten Herzen; er lehnte die Stirn an den Türpfosten, hob die Arme über den Kopf und weinte, als wollte ihm das Herz brechen.

Die Majorin warf die Tonpfeife ins Feuer und trat zu ihm. Ihre Bewegungen waren auf einmal so weich wie die einer Mutter.

„Nun, nun, mein Junge."

Und sie zog ihn neben sich auf die Bank an der Tür nieder, so daß sein Kopf in ihrem Schoß ruhte, während er noch leise weinte.

„Will Er noch immer sterben?"

Er wollte aufspringen; sie mußte ihn mit Gewalt festhalten.

„Hör Er mich, Gösta Berling, nun kann Er tun, was Er will. Aber das verspreche ich Ihm, wenn Er es mit dem Leben wieder aufnehmen will, dann werde ich die Tochter des Brobyer Pfarrers zu mir nehmen und einen tüchtigen Menschen aus ihr machen, und dann kann sie ja noch Gott danken, daß Er ihr das Mehl stahl. Nun, will Er?"

Er hob den Kopf und sah ihr fest in die Augen.

„Ist es Ernst?"

„Ja, Gösta Berling."

Er rang die Hände in unaussprechlicher Angst. Vor sich sah er die spähenden Augen, die zusammengekniffenen Lippen und die kleinen, abgemagerten Hände der Pfarrerstochter. Das arme kleine Geschöpf würde Schutz und Pflege bekommen, das Brandmal der Erniedrigung sollte von ihrem Leibe verschwinden wie das Böse aus ihrer Seele. Jetzt war ihm der Weg zu den ewigen Wäldern versperrt.

„Ich werde mir nicht das Leben nehmen, so lange sie unter Eurem Schutze steht," sagte er. „Ich wußte ja, daß Ihr mich zum Leben zwingen würdet, Frau Majorin. Ich fühlte sogleich, daß Ihr stärker seid als ich."

„Gösta Berling," sagte sie feierlich. „Ich habe um Ihn gekämpft, wie um mich selbst. Ich sagte zu Gott: Wenn noch irgend etwas von Magareta Celsing in mir lebt, dann gib, daß sie hervortritt und diesen Mann verhindert, sich das Leben zu nehmen. Und er erhörte mein Flehen, du sahst sie und konntest nicht gehen. Und sie

flüsterte mir zu, daß du vielleicht um des armen Kindes willen deinen Vorsatz aufgeben würdest. Ach, ihr flieget wohl hoch, ihr wilden Vögel, Gott aber weiß euch in seinem Netze zu fangen!"

„Er ist ein großer, wunderbarer Gott," sagte Gösta Berling. „Er hat meiner gespottet und mich verworfen, aber er will mich nicht sterben lassen. Sein Wille geschehe!"

Von diesem Tage an wurde Gösta Berling einer der Kavaliere auf Ekeby. Zweimal versuchte er es, sich dort loszumachen und sich sein Brot mit seiner Hände Arbeit zu verdienen. Einmal schenkte ihm die Majorin ein Grundstück in der Nähe von Ekeby; er zog dorthin und wollte als Bauer leben. Es gelang ihm eine Zeitlang, aber er ward der Einsamkeit und der schweren Arbeit bald müde und kehrte wieder in das Kavalierhaus zurück. Das andere Mal wurde er Hauslehrer beim Grafen Heinrich Dohna auf Borg. Dort verliebte er sich in die junge Ebba Dohna, des Grafen Schwester; aber da sie starb, gerade als er meinte, sie gewinnen zu können, gab er jeden Gedanken daran auf, daß er noch etwas anderes werden könne als ein Kavalier auf Ekeby. Es schien ihm, als seien einem abgesetzten Pfarrer alle Wege zur Umkehr und zur Wiederherstellung seiner Ehre verschlossen.

Erster Teil

1

Die Landschaft

Ich muß jetzt den langgestreckten See, die reiche Ebene und die blauen Berge beschreiben, weil sie den Schauplatz bilden, wo Gösta Berling und die Kavaliere von Ekeby ihr lustiges Leben führten.

Die Quellen des Sees liegen ganz oben im Norden, und dort ist ein herrliches Land für einen See. Der Wald und die Berge sammeln unaufhörlich Wasser für ihn. Ströme und Bäche ergießen sich das ganze Jahr hindurch in sein Becken. Er kann sich auf feinem, weißem Sand ausstrecken, Landzungen und kleine Inseln widerspiegeln und beschauen, der Neck und die Nixe können sich da fröhlich tummeln, und er wird in kurzer Zeit schön und groß. Dort oben im Norden ist er froh und heiter; man sehe ihn nur an einem Sommermorgen noch schlaftrunken unter seinen Nebelschleiern liegen, da sieht man gleich, wie er fröhlich ist. Erst spielt er eine Weile Verstecken, dann schlüpft er leise, ganz leise heraus aus der leichten Umhüllung und zeigt sich so zauberhaft schön, daß man ihn kaum wiedererkennt; aber dann wirft er wie mit einem Ruck die ganze Decke zurück und liegt nun frei und offen und glänzend, vom rosigen Morgenlicht umflossen.

Aber mit diesem neckischen Spiel ist der See noch nicht zufrieden; er schnürt sich zu einem schmalen Sunde zusammen, zwängt sich durch einige im Süden liegende Sandhügel hindurch und sucht sich ein neues Reich. Er findet es auch, wird größer und kräftiger, füllt bodenlose Tiefen aus und verschönt eine fruchtbare Landschaft. Aber nun werden auch seine Wasser dunkler, die Ufer einförmiger, schärfere Winde sausen daher, der ganze Charakter wird strenger. Nun ist er ein stattlicher, prächtiger See. Viele Schiffe und Flöße durchschneiden seine Fluten, spät

erst, ja, selten vor Weihnachten, hat er Zeit, unter Eis und Schnee seine Winterruhe zu halten. Oft ist er auch schlechter Laune, schäumt vor Wut und stürzt Segelboote um, manchmal liegt er aber auch in träumerischer Ruhe und spiegelt den Himmel wider.

Doch er will noch weiter hinaus in die Welt, der See, obgleich die Berge immer steiler, der Raum immer enger wird, je weiter er nach dem Süden kommt, so daß er noch einmal als ein schmaler Sund zwischen hohen Ufern hindurchschlüpfen muß. Dann breitet er sich zum drittenmal aus, aber nicht mehr mit derselben Schönheit und dem früheren Umfang.

Die Ufer werden flacher und einförmig, mildere Winde wehen, der See legt sich zeitig unter der Eisdecke zur Ruhe. Noch immer ist er schön, aber er hat den Jugendübermut und die Manneskraft eingebüßt, er ist ein See wie andere auch. Mit ausgestreckten Armen sucht er tastend den Weg zum Wenern, und wenn er ihn gefunden hat, stürzt er in Altersschwäche einen steilen Abhang hinunter und geht mit einem letzten donnernden Getöse zu seiner Ruhe ein.

Ebensolang wie der See ist die Ebene; aber ihr dürft es mir glauben, es wird ihr schwer, sich zwischen den Seen und Bergen hindurchzuzwängen; von dem Talkessel am nördlichen Ende des Sees an, wo sie es zuerst wagt, sich auszubreiten, dann immer weiter, bis sie sich endlich, nachdem alle Hindernisse überwunden sind, am Ufer des Wenern zur wohlverdienten Rast niederlegen kann. Es steht natürlich außer aller Frage, daß die Ebene am liebsten den Ufern des Sees entlang ziehen würde, aber das lassen die Berge nicht zu. Die Berge sind gewaltige, auf den Gipfeln bewaldete und vielfach zerklüftete Felsenmauern, die schwer zugänglich, aber so reich an Moosen und Flechten sind, daß sie in jenen alten Zeiten der Aufenthaltsort für unendlich viel Wild waren. Oft trifft man mitten auf den langgestreckten Bergrücken ausgetrocknete Moore, oder Sumpfe mit schwarzem Wasser. Da und dort sieht man auch Spuren von Kohlenmeilern, oder eine Lichtung, wo Bau- oder Brennholz gefällt worden ist, oder ein Stück urbar gemachtes Land, und alles dies legt Zeugnis davon ab, daß die Berge sich der Arbeit

der Menschenhand unterworfen haben; doch meistens liegen sie in sorgloser Ruhe da und lassen Schatten und Licht ungestört ihr ewiges Spiel auf ihren Abhängen treiben.

Und mit diesen Bergen führt die fromme, reiche, arbeitliebende Ebene einen beständigen Krieg in aller Freundschaft.

„Es genügt ja vollständig," sagt die Ebene zu den Bergen, „wenn ihr eure Mauern um mich aufstellt, das ist mir Schutz genug."

Aber die Berge wollen nichts davon hören. Sie schicken lange Hügelreihen und kahle Hochebenen, die sich bis zum See erstrecken. Sie errichten prächtige Aussichtstürme auf jeder Landzunge und entfernen sich höchst selten sehr weit vom Seeufer, so daß sich die Ebene nur an ganz wenigen Stellen in dem weichen Sand ausstrecken kann. Aber es nützt ihr gar nichts, wenn sie sich auch darüber beklagt.

„Sei du froh, daß wir hier stehen," sagen die Berge.

„Denk an die Zeit vor Weihnachten, wo Tag um Tag todbringende kalte Nebel über den Löfven hinziehen. Wir leisten dir nur einen guten Dienst."

Die Ebene beklagt sich über Mangel an Platz und schlechte Aussicht.

„Du bist recht dumm," erwidern die Berge, „du solltest nur einmal fühlen, wie es drunten am See bläst. Um solches Wetter aushalten zu können, muß man zum wenigsten einen Felsrücken und einen Tannenpelz haben. Und im übrigen hast du Aussicht genug, wenn du uns ansiehst."

Und hinaufschauen zu den Bergen, ja, das tut die Ebene. Sie kennt sehr genau den wunderbaren Wechsel von Licht und Schatten, der über sie hinzieht; die Ebene weiß wohl, wie die Berge in der Mittagsbeleuchtung herunterſinken gegen den Horizont und nieder und lichtblau aussehen, und wie sie sich im Morgen- und Abendlicht erheben zu ehrfurchtgebietender Höhe und blau sind wie der Himmel im Zenit. Bisweilen kann das Licht so scharf über sie hinfallen, daß sie grün oder schwarzblau erscheinen, und daß jede einzelne Föhre, jeder Weg und

jede Kluft auf meilenweite Entfernung deutlich zu unterscheiden ist.

Es kommt allerdings auch vor, daß die Berge einmal zurücktreten und der Ebene einen Blick auf den See gestatten. Wenn diese aber dann den See in seinem Zorne sieht, wenn er wie eine wilde Katze faucht und sprüht, oder wenn sie ihn von dem kalten Rauch bedeckt sieht, der davon kommt, daß die Nixe drunten braut und bäckt, dann gibt sie schnell den Bergen recht und zieht sich wieder in ihr enges Gefängnis zurück.

Von Urzeiten her haben die Menschen die prächtige Ebene bebaut, und sie ist dicht bevölkert. Wo immer ein Bach sich mit weißschäumenden Wogen den Abhang hinunterstürzt, sind Sägewerke und Mühlen errichtet worden. Auf den lachenden, offenen Plätzen, wo die Ebene den See erreicht, wurden Kirchen und Pfarrhäuser erbaut, am Rande des Tales jedoch, den Abhang hinauf, auf dem steinigen Boden, wo das Korn nicht so recht gedeiht, da liegen die Bauernhöfe, die Offizierswohnungen und einige Herrensitze.

Doch muß man bedenken, daß diese Gegend in jenen zwanziger Jahren bei weitem nicht so urbar gemacht war wie heutzutage. Wo jetzt fruchtbarer Boden ist, waren damals Wälder, Seen und Moore. Die Bevölkerung war auch nicht so zahlreich, und die Leute verdienten sich ihren Unterhalt durch Fuhren und Taglöhnerarbeit, teils auf den Eisenhämmern und Sägewerken, teils durch Arbeit an fremden Orten; vom Ackerbau konnten sie nicht leben. Dazumal kleideten sich die Bewohner der Ebene in selbstgewebte Stoffe, aßen Haferbrot und waren mit einem Taglohn von zwölf Hellern zufrieden. Allerdings war bei vielen die Not groß, aber ein genügsames, fröhliches Gemüt und eine angeborene Geschicklichkeit und Tüchtigkeit machte ihnen das schwere Los erträglicher.

Die drei aber, der lange See, die reiche Ebene und die blauen Berge bildeten eine der schönsten Landschaften und tun das auch heute noch; desgleichen sind die Bewohner dort auch noch immer kräftig, mutig und begabt. Und heutzutage haben sie auch in Wohlstand und Bildung große Fortschritte gemacht.

Möge es ihnen, die dort oben an dem langen See zwi-

schen den blauen Bergen leben, in allem wohl gehen! Einige ihrer Erinnerungen sind es, die ich in diesen Blättern erzählen will.

2

Die Christnacht

Sintram heißt der böse Gutsherr auf Fors, der Mann mit dem plumpen, affenartigen Leib, mit dem kahlen Schädel und dem häßlichen, grinsenden Gesicht, der Mann, dessen größte Lust es ist, Böses anzustiften.

Sintram heißt er, und er nimmt nur Landstreicher und Raufbolde als Knechte und nur keifende, verlogene Mägde in seinen Dienst; er, der die Hunde dadurch in Wut versetzt, daß er sie mit Nadeln in die Schnauze sticht, er fühlt sich unter boshaften Menschen und bissigen Tieren am wohlsten.

Sintram heißt er, dessen höchste Freude es ist, sich als Teufel zu verkleiden, mit Hörnern, Schwanz und Pferdefuß und zottigem Leibe, und der durch plötzliches Hervorspringen aus dunklen Ecken, aus dem Backofen oder Holzschuppen furchtsame Kinder und abergläubische Weiber erschreckt.

Sintram heißt er, den es freut, wenn er alte Freundschaft in jungen Haß verwandeln und ein treues Herz mit Lügen vergiften kann.

Sintram heißt er — und eines Tages kam er nach Ekeby.

* *
*

Zieht den großen Holzschlitten in die Schmiede herein, stellt ihn in die Mitte des Raumes, legt einen umgestülpten Karren darüber, dann haben wir einen Tisch. Hurra, der Tisch ist fertig!

Herbei nun mit Stühlen und mit allem, worauf sich sitzen läßt! Herbei mit dreibeinigen Schuhmacherhockern und leeren Kisten! Herbei mit zerfetzten alten Polsterstühlen ohne Rücklehne, und herbei mit dem Wurstschlitten ohne Kufen und der alten Karosse! Ha, ha, ha,

herbei mit der alten Karosse, sie soll als Rednerbühne dienen!

Seht nur, das eine Rad ist ab, und der ganze Wagenkorb fehlt! Nur der Bock ist noch da; das Polster ist zerfetzt, das Moos hängt heraus, das Leder ist rot vor Alter. Hoch wie ein Haus ist der alte Rumpelkasten. Stützt ihn, sonst fällt er um!

Hurra, hurra! Auf Ekeby feiert man Weihnachten!

Hinter den seidenen Gardinen des breiten Himmelbetts schlafen der Major und die Majorin; sie schlafen und glauben, daß auch im Kavalierflügel alles schlafe. Die Knechte und Mägde mögen schlafen — sie haben allzuviel Weihnachtsgrütze gegessen und zu viel starkes Weihnachtsbier getrunken — nicht aber die Herren im Kavalierflügel. Wie kann überhaupt jemand glauben, daß im Kavalierflügel geschlafen werde!

Keine barfüßigen Schmiede wenden die glühenden Eisen um, die rußigen Buben ziehen keine Kohlenkarren herbei, der große Hammer hängt wie ein Arm mit geballter Faust von der Decke herab, der Amboß steht leer, die Öfen öffnen nicht ihren roten Schlund, um Kohlen zu verschlingen, die Bälge knirschen nicht — es ist Weihnachten, die Schmiede schläft.

Schlafen, schlafen! O du Menschenkind, schlafen, wenn doch die Kavaliere wachen! Die langen Zangen stehen aufrecht auf dem Fußboden, Talglichter zwischen den Zähnen. Aus dem Zehnkannenkessel von blankem Kupfer steigen die blauen Flammen des dampfenden Punsches bis zu dem Dunkel des Daches empor. Beerencreutz hat seine Hornlaterne an der Stange des großen Hammers aufgehängt. Der gelbe Punsch schimmert in der Bowle wie die helle Sonne. Ein Tisch ist da, Bänke sind da. Die Kavaliere feiern Weihnachten in der Schmiede!

Hier herrscht Leben und Lustigkeit, Musik und Gesang. Doch das mitternächtige Getöse weckt niemand. Das gewaltige Rauschen des Gießbachs vor der Schmiede übertönt allen Lärm in der Schmiede.

Hier herrscht Leben und Lustigkeit! Aber wenn die Frau Majorin die Kavaliere jetzt sähe!

Nun, was dann! Gewiß würde sie sich zu ihnen setzen und mit ihnen trinken! Sie ist ein tüchtiges Weib, das

nicht vor einem donnernden Trinklied oder einem Kartenspiel davonläuft. Sie ist die reichste Frau in Wermland, derb wie ein Mann und stolz wie eine Königin. Sie liebt Gesang und Geigenspiel und schallende Waldhörner. Auch Wein und Spiel liebt sie, und eine fröhliche Tafelrunde ist ihre Freude. Sie sieht es gern, wenn die Vorräte der Speisekammern verwendet werden, wenn Tanz und Fröhlichkeit in den Zimmern und Sälen herrscht, und wenn der Kavalierflügel voller Kavaliere ist.

Seht, dort sitzen sie im Kreise um die Bowle, ein Kavalier neben dem andern! Es sind ihrer zwölf, zwölf Männer. Keine Eintagsfliegen, keine Modehelden, sondern Männer, deren Ruf erst spät in Wermland verhallen wird, mutige Männer, starke Männer!

Sie sind keine ausgetrockneten Pergamente, keine zugeschnürten Geldbeutel; arm sind sie und sorglos, Kavaliere den lieben langen Tag hindurch.

Keine Muttersöhnchen, keine schläfrigen Herren auf dem eigenen Besitz. Heimatlose Männer, fröhliche Gesellen! Ritter, zu jedem Abenteuer bereit!

Seit vielen Jahren schon steht nun der Kavalierflügel auf Ekeby leer. Ekeby ist nicht mehr der auserkorene Zufluchtsort für heimatlose Kavaliere. Pensionierte Offiziere und arme Edelleute ziehen nicht mehr in lotterigen Einspännern in Wermland umher. Aber laßt die Toten leben, laßt sie auferstehen, die Fröhlichen, die Sorglosen, die ewig Jungen!

Alle diese berühmten Männer können ein Instrument, wenn nicht verschiedene, spielen. Sie sind alle so voller Eigenheiten, voller Sprichwörter, Einfälle und Lieder, wie ein Ameisenhaufen voller Ameisen ist, aber ein jeder hat doch seine besondere charakteristische Eigenschaft, seine hochgeschätzte Kavaliertugend, die ihn von den andern unterscheidet.

Von allen, die da um die Bowle herumsitzen, nenne ich zuerst Beerencreutz, den Obersten mit dem großen weißen Schnurrbart, den Killespieler, den Bellmansänger; dann neben ihm seinen Freund und Kriegskameraden, den wortkargen Major, den großen Bärenjäger Anders Fuchs, und als Dritten im Bunde den kleinen Ruster, den Tambour, der lange nur der Diener des

Obersten gewesen war, sich aber durch seine Tüchtigkeit im Punschbrauen und im Generalbaß den Rang eines Kavaliers erworben hatte. Dann muß der alte Fähnrich Rutger von Orneclou genannt werden, der Herzensbrecher mit hoher Halsbinde, Jabot, Perücke, und geschminkt wie eine Frau. Er war einer der hervorragendsten Kavaliere, wie auch Christian Bergh, der starke Hauptmann, ein mächtiger Held, der sich nur ebenso leicht an der Nase herumführen ließ, wie der Riese im Märchen. Mit diesen beiden zusammen sah man sehr häufig den kleinen kugelrunden Patron Julius, einen witzigen, lustigen und begabten Herrn, einen Redner, Maler, Sänger und Anekdotenerzähler, der den gichtbrüchigen Fähnrich und den dummen Hauptmann sehr oft zum besten hatte.

Da saß auch der deutsche Recke Kevenhüller, der Erfinder des selbsttätigen Wagens und der Flugmaschine, er, dessen Name noch heute in den rauschenden Wäldern widerhallt. Ein Ritter war er von Geburt und an Gestalt, mit spitzigem Knebelbart, einer Adlernase und kleinen, schiefen Augen in einem Netz sich kreuzender Runzeln. Da saß der große Kriegsheld, Vetter Kristoffer, der das Kavalierhaus nur verließ, wenn eine Bärenjagd oder sonst ein verwegenes Abenteuer in Aussicht war, und neben ihm Onkel Eberhard, der Philosoph, der nicht um Lust und Spiel nach Ekeby gezogen war, sondern um da frei von Nahrungssorgen sein großes Werk über die Wissenschaft der Wissenschaften zu vollenden.

Zu allerletzt nenne ich nun noch die besten der Schar, den sanften Lövenborg, den frommen Mann, der zu gut war für diese Welt und von ihrem Treiben gar wenig verstand, und Liljecrona, den großen Musiker, der ein gutes Heim hatte und sich stets dorthin zurücksehnte, aber doch nicht von Ekeby weg konnte, weil sein Geist Reichtum und Abwechslung brauchte, um das Leben ertragen zu können.

Diese elf hatten alle die Jugend hinter sich, ja mehrere sogar die Schwelle des Alters schon überschritten, aber in ihrer Mitte gab es einen, der erst dreißig Jahre zählte, und dessen geistige und körperliche Kräfte noch ungebrochen waren. Das war Gösta Berling, der Kavalier der Kavaliere, der für sich allein ein größerer Redner, Sän-

ger, Musiker, Jäger, Zecher und Spieler war, als die andern alle zusammen. In ihm waren alle Kavalier-tugenden vereinigt. Welchen Mann hatte die Majorin aus ihm gemacht!

Seht ihn nun dort auf der Rednerbühne! Die Dunkelheit hängt über ihm wie schwere Laubgewinde von der schwarzen Decke herab; sein blondes Haupt schimmert daraus hervor wie das der jungen Götter, jener Lichtbringer, die das Chaos ordnen. Schlank, schön, abenteuerlustig steht er da!

Aber er spricht mit tiefem Ernst.

„Kavaliere, Brüder! Die Mitternacht naht heran, das Fest ist weit vorgeschritten; es ist Zeit, daß wir auf das Wohl des Dreizehnten am Tisch trinken."

„Lieber Bruder Gösta," ruft Patron Julius, „hier gibt es keinen Dreizehnten, wir sind nur zwölf!"

„Auf Ekeby stirbt alljährlich ein Mann," fährt Gösta Berling mit düsterer Stimme fort. „Einer der Bewohner des Kavalierflügels stirbt, einer der Fröhlichen, der Sorglosen, der ewig Jungen. Doch was tut es? Kavaliere dürfen ja nicht alt werden. Wenn unsere zitternden Hände das Glas nicht mehr erheben, unsere trübgewordenen Augen die Karten nicht mehr unterscheiden können, was ist das Leben dann für uns, und was sind wir dann für das Leben? Einer von den dreizehn, die das Weihnachtsfest in der Schmiede auf Ekeby feiern, muß sterben; aber jedes Jahr kommt ein neuer, um unsere Zahl voll zu machen, ein Mann, der wohlerfahren ist in dem Handwerk der Freude, ein Mann, der den Fiedelbogen regieren und Karten spielen kann, muß kommen, muß die Schar vollständig machen. Alte Schmetterlinge müssen zu sterben wissen, so lange die Sonne scheint. Es lebe der Dreizehnte!"

„Wir sind aber nur zwölf, Gösta!" wenden die Kavaliere ein und erheben ihre Gläser nicht.

Gösta Berling, den sie den Poeten nannten, trotzdem er nie einen Vers schrieb, fährt mit unerschütterlicher Ruhe fort:

„Kavaliere und Brüder! Habt ihr vergessen, wer ihr seid? Ihr seid es, die hier in Wermland die Freude am Leben erhalten. Ihr seid es, die den Bogen rascher über

die Saiten streichen lassen, die den Reigen anführen, die Gesang und Spiel im Lande erklingen lassen. Ihr versteht es, eure Herzen von der Gier nach dem Golde, eure Hände von der Sucht nach der Arbeit frei zu erhalten. Wenn ihr nicht wäret, würde alles hinsterben, der Tanz, der Sommer, die Rosen, das Kartenspiel und der Gesang, und man würde in diesem ganzen herrlichen Lande nichts weiter finden als Eisen und Fabrikbesitzer. So lange ihr lebt, so lange wird auch die Freude leben. Sechsmal habe ich jetzt Weihnachten in der Schmiede zu Ekeby gefeiert, und noch nie hat sich einer geweigert, auf das Wohl des Dreizehnten zu trinken!"

„Aber Gösta," riefen die andern, „wir sind ja nur zwölf, wie könnten wir da auf den Dreizehnten trinken?"

Göstas Gesicht nimmt den Ausdruck tiefsten Kummers an.

„Sind wir nur zwölf?" sagte er. „Warum das, sollen wir vielleicht aussterben? — Sollen wir nächstes Jahr nur elf sein und wieder im nächsten nur zehn? Soll unser Name eine Sage, unsere Schar vernichtet werden? Ich rufe ihn, den Dreizehnten; ich habe mich erhoben, um auf sein Wohl zu trinken! Aus der Tiefe des Meeres, vom Himmel herab, aus der Hölle herauf rufe ich ihn, der die Zahl der Kavaliere voll machen soll!"

Da rasselt es im Schornstein, da geht die Tür des Schmelzofens auf, da erscheint der Dreizehnte.

Zottig ist er, mit Schwanz und Pferdefuß, mit Hörnern und spitzigem Knebelbart, und bei seinem Anblick fahren die Kavaliere mit einem Schrei auf.

Aber in grenzenlosem Jubel ruft Gösta Berling:

„Der Dreizehnte ist gekommen — ein Hoch auf den Dreizehnten!"

So ist er denn gekommen, der Erzfeind der Menschen, gekommen zu den Verwegenen, die den Frieden der heiligen Nacht stören. Der Freund der Heren vom Blåkullaberg[1]), der den Kontrakt auf kohlschwarzes Papier mit Blut schreibt, er, der mit der Gräfin auf Ivarsnäs sieben Tage lang tanzte, und den sieben Pfarrer nicht bannen konnten — er ist gekommen!

[1]) Der „Blåkulla" ist der Blocksberg in Schweden.

In stürmischer Hast jagen den alten Abenteurern bei diesem Anblick die Gedanken durch den Kopf. Sie fragen sich, wen er wohl in dieser Nacht holen wolle!

Die meisten wären vor Angst am liebsten gleich davongelaufen; bald aber merken sie, daß der Gehörnte nicht gekommen war, um sie in sein finsteres Reich hinabzuholen, sondern daß der Becherklang und die lustigen Lieder ihn herbeigelockt hatten. In der heiligen Christnacht wollte er an der Freude der Menschen teilnehmen und in dieser Zeit der Freude die Last der Regierung abschütteln.

Kavaliere! Kavaliere! Wer von euch denkt wohl noch daran, daß heute Christnacht ist? Jetzt verkündigen die Engel den Hirten auf dem Felde die frohe Botschaft! Jetzt liegen die Kinder in den Betten und haben Angst, sie könnten am Ende so fest schlafen, daß sie nicht zu der herrlichen Christmette in die Kirche kämen.

Bald ist es Zeit, die Weihnachtskerzen in der Broer Kirche anzuzünden, und ganz draußen in der Waldhütte hat der Bursche eine Kienfackel verfertigt, mit der er seiner Herzliebsten auf dem Weg zur Kirche leuchten will. Überall haben die Hausmütter die mehrarmigen Leuchter mit Kerzen ans Fenster gestellt, die angezündet werden sollen, wenn die Kirchgänger vorüberkommen. Der Küster sagt im Schlaf die Weihnachtslieder her, und der alte Propst probiert im Bett, ob seine Stimme noch ausreicht, um zu singen: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!

O, ihr Kavaliere! Es wäre besser für euch, wenn ihr in dieser Friedensnacht schlafend in euren Betten läget, anstatt mit dem Fürsten der Hölle Umgang zu pflegen!

Aber alle begrüßen ihn mit lautem Jubel, so wie Gösta es getan hat. Ein Becher voll dampfenden Punsches wird ihm in die Hand gedrückt. Sie räumen ihm den Ehrenplatz bei Tisch ein, und sie sehen so erfreut aus, als trüge sein häßliches Satyrgesicht die holden Züge ihrer Jugendgeliebten.

Beerencreutz fordert ihn zu einem Spiel Kille auf, der Patron Julius singt ihm seine schönsten Lieder vor, und Örneclou spricht mit ihm über schöne Frauen, jene liebreizenden Wesen, die das Leben versüßen.

Es gefällt dem Gehörnten gut hier; er lehnt sich mit

fürstlicher Haltung gegen den Kutscherbock der alten Karosse und hebt den gefüllten Becher in seiner Klauenhand an den grinsenden Mund.

Und Gösta Berling hält eine Rede auf ihn.

„Wir haben Euer Gnaden schon lange hier auf Ekeby erwartet," sagt er, „denn der Zugang zu einem andern Paradies wird Euch wohl kaum gestattet sein. Hier lebt man, ohne zu säen oder zu spinnen, was Euer Gnaden wohl schon wissen wird. Hier fliegen einem die gebratenen Tauben in den Mund, hier fließen starkes Bier und süßer Branntwein in Strömen. Hier ist gut sein, merkt Euch das, Euer Gnaden.

Wir Kavaliere haben aber auch wirklich auf Euch gewartet, denn wir sind bisher nicht recht vollzählig gewesen. Seht, wir sind nämlich mehr, als wir scheinen, wir sind die Zwölfmännerschar der Sage, die sich durch alle Zeiten hinzieht. Zwölf waren wir, als wir von dem wolkenverhüllten Gipfel des Olymps aus die Welt regierten, und zwölf auch, als wir, Vögeln gleich, in der grünen Krone des Ygdrasils wohnten. Wohin die Sage zog, folgten wir ihr nach. Saßen wir nicht als zwölf Ritter an König Artus' Tafelrunde, waren nicht zwölf Paladine in dem Heere Karls des Großen? Einer von uns war Thor, ein anderer Jupiter, das muß uns jedermann heute noch ansehen können. Man erkennt den Götterglanz unter den Lumpen, die Löwenmähne unter der Eselshaut. Die Zeit hat uns übel mitgespielt; aber wo immer wir auch sind, die Schmiede wird zum Olymp, der Kavalierflügel zur Walhalla!

Aber, Euer Gnaden, wir sind bis jetzt nicht vollzählig gewesen. Es ist wohlbekannt, daß sich unter den Zwölfen der Dichtung stets ein Loke, ein Prometheus befand. Er hat uns gefehlt.

Euer Gnaden, ich heiße Euch willkommen!"

„Sieh, sieh, sieh!" sagt der Böse. „Schöne Worte, schöne Worte! Und ich habe leider keine Zeit, darauf zu antworten. Geschäfte, meine Jungen, Geschäfte. Muß gleich wieder fort, würde euch sonst gern in jeder beliebigen Rolle zu Diensten stehen. Schönen Dank für die freundliche Aufnahme, ihr alten Schwätzer! Auf Wiedersehen!"

Die Kavaliere fragen ihn, wohin er denn so eilig wolle, und er antwortet, daß die edle Majorin, die Herrin auf Ekeby, seiner warte, um ihren Kontrakt zu erneuern.

Große Verwunderung ergreift die Kavaliere. Eine gestrenge, tüchtige Frau ist sie, die Majorin auf Ekeby. Sie kann einen Sack Roggen auf ihren breiten Schultern tragen. Sie begleitet die Erzfuhren den ganzen langen Weg bis Ekeby. Sie schläft wie ein Bauer auf der Scheunentenne, nur einen Sack als Kopfkissen. Sie kann im Winter einen Kohlenmeiler in Brand erhalten und im Sommer ein Floß über den Löfven steuern. Eine willensstarke Frau ist sie. Sie flucht wie ein Fuhrknecht und herrscht wie ein König über ihre sieben Güter und über die ihrer Nachbarn, sie regiert ihr eigenes Dorf und die Nachbardörfer, ja das ganze schöne Wermland. Aber den heimatlosen Kavalieren ist sie eine Mutter gewesen, und deshalb haben sie sich die Ohren verstopft, wenn die Verleumdung ihnen zuflüsterte, daß sie mit dem Bösen einen Pakt geschlossen habe.

Deshalb fragen sie diesen jetzt auch mit großer Verwunderung, welche Art von Bund sie denn mit ihm geschlossen habe. Und er, der Schwarze, antwortet ihnen, daß er der Majorin ihre sieben Güter geschenkt habe unter der Bedingung, daß sie ihm dafür alljährlich eine Seele liefere.

O, welches Entsetzen ergreift da die Kavaliere und schnürt ihnen die Brust zusammen! Sie wußten es ja, aber sie hatten es sich bisher nicht klar gemacht.

Auf Ekeby stirbt jedes Jahr ein Mann, einer der Bewohner des Kavalierflügels stirbt; einer der Frohen, der Sorglosen, der ewig Jungen stirbt! Aber was tut es, die Kavaliere dürfen ja nicht alt werden! Wenn ihre zitternden Hände das Glas nicht mehr halten, ihre taub gewordenen Augen die Karten nicht mehr unterscheiden können, was ist ihnen da noch das Leben, und was sind sie da noch dem Leben? Schmetterlinge müssen zu sterben wissen, so lange die Sonne scheint.

Aber jetzt, erst jetzt verstehen sie, wie es gemeint ist.

Wehe dem Weibe! Deshalb hat sie ihnen manches gute Mahl vorgesetzt, deshalb dürfen sie ihr starkes Bier, ihren süßen Branntwein austrinken, damit sie, einer um den

andern, in jedem flüchtigen Jahr einer, von den Zechgelagen und Spieltischen auf Ekeby weg zum Fürsten der Verdammnis hinabtaumeln.

Wehe dem Weibe, der Hexe! Starke, herrliche Männer waren nach diesem Ekeby gekommen, um unterzugehen! Denn da wurden sie zugrunde gerichtet! Ihr Gehirn war zu einem Schwamm geworden, ihre Lungen zu trockener Asche, und ihr Geist umnachtet, wenn sie aufs Totenbett niedersanken, um ohne Hoffnung, ohne Seele, ohne Tugend die lange Reise ins Jenseits anzutreten.

Wehe dem Weibe! So sind Bessere vor ihnen untergegangen, und so müssen auch sie sterben!

Aber nicht lange stehen die Kavaliere vor Schrecken gelähmt unbeweglich.

„Du Fürst der Verdammnis," rufen sie. „Nie wieder darfst du mit dieser Hexe den mit Blut geschriebenen Pakt erneuern. Sie muß sterben!"

Christian Bergh, der starke Hauptmann, schwingt den schwersten Hammer der Schmiede über die Achsel. Den Schädel will er der Hexe damit einschlagen.

„Sie soll dir keine Seele mehr opfern dürfen."

„Und dich selbst, Gehörnter, legen wir auf den Amboß, und dann lassen wir den großen Hammer auf dich niedersausen. Mit Zangen werden wir dich unter den Hammerschlägen festhalten und dich lehren, nach Kavalierseelen auf die Jagd zu gehen."

Feig ist er, der schwarze Herr, das weiß man von alters her, und die Rede von dem großen Hammer behagt ihm nicht. Er ruft Christian Bergh zurück und fängt an, mit den Kavalieren zu unterhandeln.

„Nehmt die sieben Güter in diesem Jahr, behaltet sie für euch selbst, ihr Kavaliere, und überlaßt mir die Majorin."

„Meinst du, wir seien ebenso niederträchtig wie sie?" ruft der Patron Julius. „Ekeby und all die andern Güter wollen wir haben, mit der Majorin aber mußt du dich selbst abfinden."

„Was sagt Gösta, was sagt Gösta?" fragt der sanfte Lövenborg. „Laßt Gösta Berling sprechen; bei einer so wichtigen Angelegenheit muß man seine Ansicht hören."

„Das ist der reine Wahnsinn," sagte Gösta. „Kava-

liere, laßt euch nicht von ihm betrügen. Was sind wir gegen die Majorin? Mit unseren Seelen mag es gehen, wie es will, aber wenn ich es hindern kann, werden wir uns nicht schnöden Undanks schuldig machen und uns wie Halunken und Verräter betragen. Ich habe das Brot der Majorin zu lange gegessen, um sie nun im Stich zu lassen."

„Ja, fahr du zur Hölle, Gösta, wenn du dazu Lust hast! Wir wollen lieber selbst auf Ekeby herrschen!"

„Aber seid ihr denn rein toll oder sinnlos betrunken? Meint ihr denn, dies sei Wirklichkeit? Haltet ihr den da wirklich für den Teufel? Merkt ihr denn nicht, daß alles nur eine verdammte Lüge ist?"

„Sieh, sieh, sieh!" sagt der Schwarze. „Da ist also einer, der nicht merkt, daß er auf dem besten Wege ist, zur Hölle zu fahren, und doch lebt er seit sieben Jahren auf Ekeby. Er merkt nicht, wie weit es schon mit ihm gekommen ist."

„Pfui, schäme dich, Alter, ich habe dir ja selbst geholfen, in den Ofen hineinzukriechen."

„Als ob das einen Unterschied machte, als ob ich deshalb nicht ein ebenso guter Teufel sein könnte wie jeder andere. Ja, ja, Gösta Berling, du bist mir sicher. Du bist unter der Behandlung der Majorin reif geworden."

„Sie hat mich gerettet," sagte Gösta Berling. „Was wäre ich ohne sie?"

„Sieh, sieh, als ob sie nicht ihren eigenen Zweck dabei gehabt hätte, als sie dich auf Ekeby behielt. Du bist sehr begabt, du kannst viele in die Falle locken. Einmal versuchtest du es, ihr zu entkommen, du ließest dir von ihr ein Grundstück geben, wurdest Ackersmann und wolltest dein eigenes Brot essen. Jeden Tag ging sie an deinem Besitztum vorüber, immer in Begleitung hübscher Mädchen. Einmal war Marianne dabei; da warfst du Spaten und Schurzfell weg, Gösta Berling, und wurdest wieder Kavalier."

„Der Weg führte dort vorbei, Schafskopf!"

„Jawohl, der Weg führte dort vorbei. Später kamst du nach Borg, wurdest Henrik Dohnas Hauslehrer und wärest beinahe der Schwiegersohn der Gräfin Märta geworden. Wer war schuld daran, daß die junge Ebba er-

fuhr, du seist nur ein abgesetzter Pfarrer, so daß sie nichts mehr von dir wissen wollte? Die Majorin war schuld daran, Gösta Berling. Sie wollte dich wiederhaben."

„Das zählt nicht," erwiderte Gösta. „Ebba Dohna starb bald darauf; ich hätte sie also doch nicht bekommen."

Da trat der Schwarze ganz dicht zu ihm hin und zischte ihm ins Gesicht:

„Starb, ja freilich starb sie. Umgebracht hat sie sich um deinetwillen, jawohl, aber das hat dir bis jetzt noch niemand gesagt."

„Du verstehst es ja recht gut, den Teufel zu spielen."

„Die Majorin, die steckte dahinter, sage ich dir. Sie wollte dich wieder in ihrem Kavalierflügel haben."

Gösta lachte laut auf.

„Nein, du bist kein schlechter Teufel!" rief er wild. „Weshalb sollten wir nicht einen Pakt mit dir schließen? Du kannst uns gewiß die sieben Güter verschaffen, wenn du nur willst."

„Es freut mich, daß du deinem Glück nicht länger im Wege stehst."

Die Kavaliere atmeten erleichtert auf. Es war so weit mit ihnen gekommen, daß sie ohne Gösta nichts mehr beschließen konnten. Der Handel wäre nicht abgeschlossen worden, wenn er nicht darauf eingegangen wäre. Und doch war es für die armen Kavaliere keine Kleinigkeit, in den Besitz von sieben Gütern zu kommen.

„Hör nun, was ich dir sage," begann Gösta wieder, „wir nehmen die sieben Güter, um unsere Seelen zu retten, nicht aber, um Gutsherren und Bergwerksbesitzer zu werden, die ihr Geld zählen und ihr Eisen abwägen. Wir wollen keine trockenen Pergamente, keine zugeschnürten Geldbeutel werden, sondern Kavaliere wollen wir sein und bleiben."

„Die Weisheit selbst," murmelte der Schwarze.

„Wenn du uns also die sieben Güter auf ein Jahr geben willst, dann nehmen wir sie an; merk dir aber eins: wenn wir während der Zeit etwas tun, was nicht kavaliermäßig ist, wenn wir etwas Kluges oder Nützliches ausrichten oder etwas Unmännliches tun, dann kannst du, wenn das Jahr um ist, uns alle zwölf nehmen und die Güter geben, wem du willst."

Der Böse rieb sich vor Wonne die Hände.

„Wenn wir uns jedoch immerfort wie echte Kavaliere benehmen," fährt Gösta fort, „dann darfst du nie wieder einen Kontrakt über Ekeby aufsetzen und bekommst weder von uns noch von der Majorin einen Lohn für dieses Jahr."

„Das ist hart," sagt der Böse. „Ach, lieber Gösta, eine Seele könntest du mir doch gönnen, ein einziges kleines Seelchen. Die Majorin müßte ich eigentlich bekommen! Weswegen schonst du die Majorin?"

„Mit dergleichen Waren treibe ich keinen Handel," donnert ihn Gösta an. „Willst du durchaus eine Seele haben, so hole dir den alten Sintram auf Fors, er ist reif für dich, dafür stehe ich ein."

„Sieh, sieh, sieh, das läßt sich hören," sagt der Schwarze, ohne eine Miene zu verziehen. „Die Kavaliere oder Sintram — das geht gegeneinander auf. Das wird ein gutes Jahr."

Und nun wird der Kontrakt geschrieben, mit Blut aus Gösta Berlings kleinem Finger, auf das schwarze Papier des Bösen und mit seinem eigenen Gänsekiel.

Aber als dies getan ist, jubeln die Kavaliere. Nun soll ihnen ein ganzes Jahr lang alle Herrlichkeit der Welt zu eigen sein, und später — nun, da werde sich schon ein Ausweg finden, dachten sie.

Sie schieben die Stühle zurück, bilden einen Kreis um den Punschkessel, der mitten auf dem schwarzen Fußboden steht, und schwingen sich in wildem Tanz im Kreise herum. In der Mitte tanzt der Böse mit hohen Sprüngen, und schließlich läßt er sich, so lang er ist, neben dem Kessel niederfallen, zieht ihn zu sich herunter und trinkt daraus.

Da wirft sich Beerencreutz neben ihm nieder, Gösta Berling ebenfalls, und dann lagern sich alle im Kreise um den Kessel, der nun von Mund zu Munde geneigt wird. Schließlich bekommt er einen Stoß, so daß er umstürzt und der heiße, klebrige Trank sich über die Liegenden ergießt.

Als sie sich fluchend erheben, ist der Böse verschwunden; aber seine goldenen Verheißungen schweben wie glänzende Kronen über den Scheiteln der Kavaliere.

3

Das Weihnachtsmahl

Am Weihnachtsfest gibt die Majorin Samzelius ein großes Festmahl auf Ekeby. Dann sitzt sie als Wirtin an einem für fünfzig Gäste gedeckten Tisch. Sie sitzt dort in Glanz und in Herrlichkeit; der kurze Pelz, der gestreifte wollene Rock, die Tonpfeife sind verschwunden. Sie prunkt in Seide, Gold glänzt an ihren entblößten Armen, Perlen kühlen ihren weißen Hals.

Wo aber sind die Kavaliere? Wo sind sie, die auf dem schwarzen Fußboden der Schmiede aus dem blanken Kupferkessel auf das Wohl der neuen Herren auf Ekeby tranken?

In der Ecke am Ofen sitzen sie an einem besonderen Tisch; heute findet sich für sie kein Platz an der großen Tafel. Zu ihnen gelangen die Speisen spät, der Wein wird nur spärlich eingeschenkt, die schönen Frauen werfen ihnen keine Blicke zu, niemand gibt acht auf Gösta Berlings Scherzreden.

Doch die Kavaliere gleichen gezähmten Füllen, gesättigten Raubtieren. Eine Stunde nur haben sie in dieser Nacht geschlafen, dann fuhren sie bei Fackelschein und Sternenlicht zur Frühmette. Sie sahen die Weihnachtskerzen, sie hörten die Weihnachtslieder, und ihre Gesichter strahlten wie die glücklicher Kinder. Sie vergaßen die Christnacht in der Schmiede, wie man einen bösen Traum vergißt.

Groß und mächtig ist die Majorin auf Ekeby. Wer wagt es, den Arm aufzuheben, um sie zu schlagen? Wessen Zunge ist kühn genug, Zeugnis wider sie abzulegen? Sicherlich wagen das die armen Kavaliere nicht, sie nicht, die so viele Jahre lang ihr Brot gegessen und unter ihrem Dache geschlafen haben. Sie setzt sie dahin, wo es ihr beliebt, sie kann ihnen ihre Tür verschließen, und sie haben nicht die Kraft, sich ihrer Herrschaft zu entziehen. Gott sei ihren Seelen gnädig! Fern von Ekeby können sie nicht leben!

An der großen Tafel geht es hoch her; da strahlen Marianne Sinclaires schöne Augen, da klingt das milde Lachen der fröhlichen Gräfin Dohna.

Bei den Kavalieren aber herrscht trübe Stimmung. Wäre es nicht recht und billig, daß sie, die um der Majorin willen der Hölle verfallen sind, an demselben Tische säßen wie die andern Gäste? Was ist es für eine gemeine Anordnung, dieser Tisch hier unten im Ofenwinkel? Als ob die Kavaliere nicht würdig wären, mit vornehmen Leuten zu Tisch zu sitzen!

Die Majorin tut sich groß mit ihrem Platz zwischen dem Grafen von Borg und dem Propst von Bro. Die Kavaliere lassen die Köpfe hängen wie Kinder, die in die Ecke gestellt worden sind. Und allmählich erwachen in ihnen die Gedanken der verflossenen Nacht.

Wie schüchterne Gäste kommen die munteren Einfälle, die lustigen Lügen an den Tisch in der Ofenecke. Dort halten der Zorn der Nacht und die Verheißungen der Nacht ihren Einzug in die Köpfe. Patron Julius macht dem Hauptmann Christian Bergh weis, daß die gebratenen Haselhühner, die jetzt am großen Tisch herumgereicht werden, nicht für alle Gäste reichen könnten; aber dies erregt keine Heiterkeit.

„Sie können nicht reichen," sagt er. „Ich weiß, wie viele da waren. Aber man hat sich zu helfen gewußt; für den kleinen Tisch hier sind Krähen gebraten worden."

Aber Oberst Beerencreutz' Lippen verziehen sich unter dem martialischen Schnurrbart nur zu einem matten Lächeln. Und Gösta sieht aus, als möchte er am liebsten jemand totschlagen.

„Ist denn nicht alles gut genug für die Kavaliere?" fragt er.

Dann gelangt endlich eine hochgetürmte Schüssel mit prächtigen Haselhühnern an den kleinen Tisch.

Aber Hauptmann Christian Bergh ist wütend. Hat er nicht die Krähen, dieses häßliche, krächzende Vogelvieh, sein ganzes Leben lang gehaßt? Ja, so bitter hat er sie gehaßt, daß er sich im Herbst oft in einen Weiberrock hüllte, ein Tuch um den Kopf band und sich zum Gespött seiner ganzen Umgebung machte, nur um ihnen, während sie auf den Feldern Korn suchten, auf Schußweite nahe kommen zu können.

Er überraschte sie im Frühling bei ihrem Liebestanze auf den kahlen Feldern und brachte sie um. Er suchte im

Sommer ihre Nester, warf die schreienden nackten Jungen heraus oder zerbrach die halbausgebrüteten Eier.

Jetzt zieht er die Schüssel mit den Haselhühnern zu sich heran.

„Meinst du, ich erkenne sie nicht?" schnaubt er den Diener an. „Meinst du, ich müsse sie krächzen hören, um sie zu kennen? Zum Teufel, wer wagt es, Christian Bergh Krähen anzubieten? Pfui Teufel!"

Damit ergreift er ein Haselhuhn nach dem andern und schleudert es gegen die Wand.

„Zum Teufel," schreit er, daß es im Saale widerhallt, „wer wagt es, Christian Bergh Krähen anzubieten? Pfui Teufel!"

Und wie er die hilflosen Krähenjungen gegen die Klippen zu schleudern pflegte, so läßt er jetzt die Haselhühner an die Wand sausen.

Soße und Fett spritzen umher, die zerschmetterten Vögel fallen zu Boden. Die Kavaliere jubeln.

Da dringt die zornige Stimme der Majorin an ihre Ohren.

„Werft ihn hinaus!" ruft sie den Dienern zu.

Aber diese wagen sich nicht an ihn heran. Es ist ja Christian Bergh, der starke Hauptmann!

„Werft ihn hinaus!"

Er hört den Ruf, und furchtbar in seinem Zorn, wendet er sich nun an die Majorin, einem Bären gleich, der sich von einem gefallenen Feind einem neuen Angreifer zugewendet. Er tritt an die in Hufeisenform gedeckte Tafel. Der Fußboden zittert unter den Schritten des Gewaltigen. Er bleibt ihr gegenüber stehen; nur der Tisch trennt sie voneinander.

„Werft ihn hinaus!" ruft die Majorin noch einmal.

Er aber ist rasend; seine gerunzelte Stirne, seine grobe, geballte Faust jagen allen Schrecken ein. Er ist groß wie ein Riese, stark wie ein Riese. Gäste und Diener zittern, keiner wagt Hand an ihn zu legen. Wer sollte es auch wagen, den anzurühren, dem der Zorn den Verstand geraubt hat?

Er steht der Majorin gerade gegenüber und droht ihr mit der Faust.

„Ich warf die Krähen an die Wand. Hab ich nicht recht daran getan?"

„Hinaus mit dir, Hauptmann!"

„Still, Weib! Christian Bergh Krähen anbieten! Wenn es nach Recht und Gerechtigkeit ginge, so würde ich dich mit samt deinen sieben verfluchten ..."

„Beim Satan, Christian Bergh, fluche nicht, hier darf nur ich allein fluchen!"

„Meinst du, ich fürchte mich vor dir, du Hexe? Glaubst du, ich wüßte nicht, wie du zu deinen sieben Gütern gekommen bist?"

„Schweig, Hauptmann!"

„Als Altringer starb, gab er sie deinem Mann, weil du seine Liebste gewesen warst."

„Will Er wohl schweigen!"

„Weil du eine so treue Gattin gewesen bist, Margareta Samzelius. Und der Major nahm die sieben Güter, überließ dir die Verwaltung und tat, als wüßte er von nichts. Alles dies hatte der Teufel angezettelt, aber jetzt ist der Tag der Abrechnung gekommen, jetzt ist es aus mit dir."

Bleich und zitternd sinkt die Majorin auf ihren Stuhl nieder. Dann bestätigt sie mit leiser, sonderbarer Stimme: „Ja, nun ist es aus mit mir, und das ist dein Werk, Christian Bergh."

Bei diesem Ton erbebt Hauptmann Christian, seine Züge verzerren sich, Tränen der Angst stehen ihm in den Augen.

„Ich bin betrunken!" schreit er auf. „Ich weiß nicht, was ich sage. Ich habe nichts gesagt. Vierzig Jahre lang bin ich nichts gewesen als ihr Hund und Sklave, ihr Hund und Sklave, weiter nichts. Sie ist Margareta Celsing, der ich mein ganzes Leben lang gedient habe. Ich sage nichts Böses über sie. Sollte ich der schönen Margareta Celsing etwas Böses nachsagen? Ich bin der Hund, der ihre Tür bewacht, der Sklave, der ihre Lasten trägt. Sie darf mich mit Füßen treten, sie darf mich schlagen. Ihr seht ja, daß ich bettle und schweige. Ich habe sie vierzig Jahre lang geliebt. Wie könnte ich ihr etwas Böses nachsagen?"

Und ein merkwürdiger Anblick ist es, wie er sich nun ihr zu Füßen wirft und sie um Vergebung anfleht. Und da sie auf der andern Seite des Tisches sitzt, rutscht er auf seinen Knien um den Tisch herum, bis er ihren Platz er-

reicht; da beugt er sich nieder, küßt den Saum ihres Gewandes und benetzt den Fußboden mit seinen Tränen.

Aber nicht weit von der Majorin sitzt ein kleiner, starker Mann. Er hat borstiges Haar, kleine zusammengekniffene Augen und einen hervortretenden Unterkiefer. Er gleicht einem Bären. Ein wortkarger Mann ist er, der am liebsten seine eigenen stillen Wege geht und sich um die Welt und ihr Treiben wenig kümmert. Es ist der Major Samzelius.

Bei den letzten Worten des Hauptmanns steht die Majorin auf, und alle die fünfzig Gäste stehen auch auf. Die Frauen weinen aus Angst vor dem, was kommen wird, die Männer stehen verzagt da, und zu den Füßen der Majorin liegt Hauptmann Christian und küßt den Saum ihres Gewandes, während seine Tränen den Fußboden benetzen.

Die breiten, behaarten Hände des Majors ballen sich langsam, er erhebt den Arm.

Doch seine Frau ergreift zuerst das Wort. Ihre Stimme hat einen dumpfen Klang, der ihr sonst nicht eigen ist.

„Du hast mich gestohlen!" ruft sie aus. „Du kamst wie ein Räuber und nahmst mich in Besitz. Daheim zwang man mich mit Hieben und Schlägen, mit Hunger und Scheltworten, dein Weib zu werden. Ich habe an dir gehandelt, wie du es verdientest."

Die breite Hand des Majors ballt sich fester; die Majorin tritt ein paar Schritte zurück. Dann beginnt sie wieder.

„Ein lebender Aal windet sich unter dem Messer, eine zur Ehe gezwungene Gattin schafft sich einen Geliebten an. Willst du mich jetzt dafür schlagen, was vor zwanzig Jahren geschehen ist? Warum schlugst du mich damals nicht? Weißt du nicht mehr, wie er auf Ekeby, wir aber auf Sjö wohnten? Hast du vergessen wie er uns in unserer Armut half? Wir fuhren in seinem Wagen, wir tranken seinen Wein. Haben wir dir vielleicht etwas verheimlicht? Waren seine Diener nicht unsere Diener? Füllte sein Gold nicht deine Taschen? Nahmst du nicht die sieben Güter an? Damals schwiegst du und nahmst alles an. Damals hättest du zuschlagen sollen, Berndt Samzelius, da hättest du zuschlagen sollen."

Der Mann wendet sich von ihr ab und sieht die andern Anwesenden an. Er liest in ihren Gesichtern, daß sie ihr recht geben, daß sie alle geglaubt haben, er habe sich mit Gold und Gut sein Stillschweigen abkaufen lassen.

„Ich wußte es nicht," sagt er und stampft mit dem Fuß auf den Boden.

„Gut, dann weißt du es jetzt," fällt sie ihm mit schneidender Stimme ins Wort. „Ich fürchtete schon, du könntest sterben, ohne es erfahren zu haben. Gut, daß du es nun weißt, nun kann ich offen mit dir reden, mit dir, der du mein Herr und mein Kerkermeister warst. So wisse denn, daß ich ihm, dem du mich gestohlen hattest, angehört habe. Mögen es nun alle wissen, die je über mich getuschelt haben!"

Die alte Liebe ist es, die in ihrer Stimme jubelt, die in ihren Augen strahlt. Sie sieht ihren Mann vor sich mit erhobener Faust; Abscheu und Verachtung liest sie in den fünfzig Gesichtern ringsum. Sie fühlt, daß die letzte Stunde ihrer Macht geschlagen hat. Und trotzdem freut sie sich — sie kann nicht anders als sich freuen —, daß sie offen von den schönsten Erinnerungen ihres Lebens reden darf.

„Er war ein Mann, ein herrlicher Mann! Wer warst du, daß du dich zwischen uns zu stellen wagtest? Nie habe ich seinesgleichen gesehen. Er machte mich glücklich, er schenkte mir Hab und Gut. Gesegnet sei sein Andenken!"

Da läßt der Major den Arm sinken, ohne zuzuschlagen — jetzt weiß er, womit er sie strafen kann.

„Hinaus!" brüllt er. „Hinaus aus meinem Haus!"

Sie rührt sich nicht.

Doch die Kavaliere starren einander mit bleichen Gesichtern an. Nun schien ja alles so zu kommen, wie der Schwarze prophezeit hatte. Nun sahen sie die Folge davon, daß er seinen Kontrakt mit der Majorin nicht erneuert hatte. Wenn aber dieses wahr war, so war es wohl auch wahr, daß sie seit mehr als zwanzig Jahren Kavaliere in die Hölle sendete, und daß auch sie, die gegenwärtigen Kavaliere, dazu bestimmt waren, diesen Weg zu gehen. O die Hexe!

„Hinaus mit dir!" fuhr der Major fort. „Erbettle

dir dein Brot auf der Landstraße. Du sollst keine Freude mehr an seinem Gelde haben, du sollst nicht mehr auf seinen Gütern wohnen. Es ist aus mit der Majorin auf Ekeby. An dem Tage, wo du mein Haus wieder betrittst, schlage ich dich tot."

„Willst du mich aus meinem Hause jagen?"

„Du hast kein Haus. Ekeby gehört mir."

Verzagtheit bemächtigt sich der Majorin.

Sie weicht bis an die Tür zurück, und er folgt ihr dicht auf dem Fuße.

„Du, der das Unglück meines Lebens war," klagt sie, „sollst du nun auch noch die Macht haben, mir dieses anzutun?"

„Hinaus! Hinaus!"

Sie stützt sich gegen den Türpfosten, faltet die Hände und schlägt sie vors Gesicht. Sie denkt an ihre Mutter und murmelt:

„Mögest du verleugnet werden, wie ich verleugnet worden bin, die Landstraße sei dein Heim, ein Strohhaufen dein Bett! Nun kommt es doch so weit. Es kommt so weit."

Der gute, alte Propst von Bro und der Amtmann aus Munkerud treten nun zu dem Major Samzelius und versuchen ihn zu beruhigen. Sie sagen ihm, es wäre am besten, wenn er die alten Geschichten ruhen ließe, er solle alles beim alten lassen und vergeben und vergessen.

Er aber schüttelt die sanften Hände von den Schultern ab. Es ist jetzt ebenso gefährlich, sich ihm zu nähern, wie vor einer Weile dem Hauptmann Christian Bergh.

„Es sind keine alten Geschichten," schnaubt er. „Bis zum heutigen Tage habe ich nichts davon gewußt. Ich habe die Ehebrecherin nicht früher strafen können."

Bei diesem Wort hebt die Majorin den Kopf, ihr alter Mut kehrt zurück.

„Eher sollst du das Haus verlassen als ich. Meinst du, ich würde dir weichen?" sagt sie, indem sie von der Tür zurücktritt.

Der Major gibt keine Antwort; er bewacht jede ihrer Bewegungen mit scharfem Blick, fest entschlossen, zuzuschlagen, wenn er sie anders nicht loswerden kann.

„Helft mir, ihr guten Herrn!" ruft sie. „Bindet den

Mann hier und schafft ihn hinaus, bis er wieder zur Besinnung gekommen ist. Bedenkt, wer ich bin und wer er ist! Bedenkt es, ehe ich ihm weichen muß. Ich verwalte die ganze Wirtschaft auf Ekeby, und er sitzt nur tagaus tagein an der Bärengrube und füttert seine Bären. Helft mir, ihr guten Freunde und Nachbarn! Es wird grenzenloses Elend entstehen, wenn ich nicht mehr auf Ekeby bin. Der Bauer verdient sich seinen Unterhalt durch das Abholzen meiner Wälder und das Fortschaffen meines Eisens. Der Köhler lebt davon, daß er Kohlen für mich brennt, der Flößer, daß er meine Baumstämme stromabwärts führt. Ich bin es, die die lohnende Arbeit austeilt. Schmiede, Handwerker, Zimmerleute leben von dem, was sie für mich verrichten. Glaubt ihr, der da sei imstande, mein Werk fortzuführen? Ich sage euch, wenn ihr mich fortjagt, öffnet ihr der Hungersnot die Tür!"

Wieder erheben sich eine Menge Hände für die Majorin, und abermals legen sich zwei milde Hände beschwichtigend auf die Schultern des Majors.

„Nein," sagt er, „weg mit euch! Wer will die Ehebrecherin verteidigen? Ich sage euch, geht sie nicht gutwillig, dann hebe ich sie mit meinen Armen auf und trage sie hinunter zu meinen Bären."

Bei diesen Worten sinken die erhobenen Hände wieder herunter.

Da, in ihrer äußersten Not, wendet sich die Majorin an die Kavaliere.

„Gebt ihr auch zu, daß ich aus meinem Hause gejagt werde? Habe ich euch im Winter draußen im Schnee frieren lassen? Habe ich euch Bier und Branntwein versagt? Habe ich für die Nahrung und Kleidung, die ich euch gab, Lohn oder Arbeit genommen? Habt ihr nicht zu meinen Füßen gespielt, so ruhig wie das Kind an der Seite der Mutter? Habt ihr nicht in meinen Sälen getanzt? Sind nicht Vergnügungen und Feste euer tägliches Brot gewesen? Kavaliere, gebt nicht zu, daß dieser Mann, der das Unglück meines Lebens gewesen ist, mich von Haus und Hof verjagt! Laßt mich nicht zur Bettlerin auf der Landstraße werden!"

Bei diesen Worten schleicht sich Gösta Berling zu einem

schönen, dunkellockigen Mädchen hin, das an dem großen Tische sitzt.

„Du warst vor fünf Jahren oft auf Borg, Anna," sagt er. „Weißt du, ob die Majorin Ebba Dohna erzählt hat, daß ich ein abgesetzter Pfarrer bin?"

„Hilf der Majorin, Gösta!" ist die einzige Antwort des Mädchens.

„Du wirst begreifen, daß ich erst wissen muß, ob sie mich zum Mörder gemacht hat."

„Ach Gösta, was sind das für Gedanken? Hilf ihr, Gösta!"

„Ich merke, daß du mir nicht antworten willst. Dann hat also Sintram die Wahrheit gesprochen."

Und Gösta mischt sich wieder unter die Kavaliere; er rührt keinen Finger, um der Majorin zu helfen.

Ach, hätte doch die Majorin die Kavaliere nicht an einen besonderen Tisch in die Ecke gesetzt! Nun sind die Gedanken der verflossenen Nacht in ihrem Gehirn erwacht, nun flammt in ihrem Gesicht ein Zorn, der nicht geringer ist als der des Majors.

Hart und unbarmherzig bleiben sie bei dem Flehen der Frau.

Bekräftigt nicht alles, was sie sehen, die Geschichte der vergangenen Nacht?

„Man merkt, daß der Pakt nicht erneuert worden ist," murmelt einer.

„Fahr zur Hölle, Here!" schreit ein anderer. „Wir müßten dich eigentlich selbst zur Tür hinausjagen!"

„Dummköpfe!" ruft der alte, schwache Onkel Eberhard den Kavalieren zu. „Versteht ihr denn nicht, daß es Sintram war?"

„Doch, das wissen wir sehr gut," antwortet Julius. „Aber was tut das zur Sache? Könnte es nicht doch wahr sein? Ist Sintram nicht ein Diener des Bösen? Sind die beiden nicht längst miteinander einig?"

„Ja, geh nur, Eberhard, geh und hilf ihr!" höhnen die andern. „Du glaubst ja nicht an die Hölle. Geh nur!"

Gösta Berling aber steht still dabei, ohne ein Wort, ohne eine Bewegung.

Nein, von dieser murrenden, drohenden, streitenden

Kavalierschar ist für die Majorin keine Hilfe zu erwarten.

So weicht sie denn wieder bis zur Tür zurück und schlägt beide Hände vors Gesicht.

„Mögest du verleugnet werden, wie ich verleugnet worden bin!" ruft sie sich selbst in bitterm Schmerze zu. „Möge die Landstraße dein Heim, der Strohhaufen dein Bett sein!"

Dann legt sie die Hand auf die Türklinke, die andere aber hebt sie hoch in die Höhe.

„Hört mich alle, die ihr mich jetzt fallen laßt! Ich sage euch, eure Stunde wird bald kommen. Ihr werdet verstreut werden, und euer Platz wird leer stehen. Wie wollt ihr euch behaupten, wenn ich euch nicht stütze? Du, Melchior Sinclaire, der du eine schwere Hand hast und sie deine Frau fühlen läßt, nimm dich in acht! Du, Pfarrer von Broby, jetzt kommt das Strafgericht! Du, Hauptmännin Uggla, sorge für dein Haus, die Armut steht vor der Tür! Ihr jungen Schönen, Elisabeth Dohna, Marianne Sinclaire, Anna Stjärnhök, glaubt nicht, daß ich die einzige bleibe, die aus ihrem Hause fliehen muß! Und ihr, nehmet euch in acht, ihr Kavaliere, nun bricht ein Sturm über das Land herein! Nun werdet ihr von der Erde weggefegt werden, euer Tag ist vorüber, ja wahrlich, er ist vorbei! Ich klage nicht meinetwegen, ich klage euretwegen, denn über eure Häupter wird der Sturm hinfegen, und wer will da stehen, wo ich gefallen bin? Und die armen Leute dauern mich von ganzem Herzen. Wer wird ihnen Arbeit geben, wenn ich fort bin?"

Jetzt öffnet die Majorin die Tür; in diesem Augenblick aber richtet Hauptmann Christian den Kopf auf und sagt:

„Wie lange soll ich hier zu deinen Füßen liegen, Margareta Celsing? Willst du mir nicht vergeben, damit ich aufstehen und für dich streiten kann?"

Die Majorin kämpft einen harten Kampf mit sich selbst; aber sie erkennt, daß er, wenn sie ihm verzeiht, aufstehen und mit ihrem Mann kämpfen wird, und daß dann der Mann, der sie vierzig Jahre lang treu geliebt hat, zum Mörder werden wird.

„Soll ich nun auch noch verzeihen?“ fragte sie. „Bist du nicht schuld an all meinem Unglück, Christian Bergh? Geh zurück zu den Kavalieren und freue dich deines Werks.“

Damit ging die Majorin. Sie ging ruhig, aber sie ließ Entsetzen hinter sich zurück. Sie fiel, aber selbst gedemütigt war sie nicht ohne Größe. Sie gab sich keinem weichlichen Schmerz hin, sondern jubelte noch im Alter über ihre Jugendliebe. Sie erniedrigte sich weder zu Klagen noch zu weichlichen Tränen, als sie alles verließ; sie schreckte nicht davor zurück, mit dem Bettelsack und dem Wanderstab durchs Land zu ziehen. Sie bedauerte nur die armen Bauern und die frohen, sorglosen Menschen am Ufer des Löfven, sowie die armen Kavaliere: alle, denen sie Schutz und Stütze gewesen war.

Von allen war sie verlassen, und dennoch hatte sie die Kraft, ihren letzten Freund von sich zu weisen, damit er nicht zum Mörder werde.

Sie war eine merkwürdige Frau, geisteskrank und tatkräftig. Wir werden ihresgleichen nicht so leicht wiederfinden.

Am nächsten Tage brach der Major Samzelius von Ekeby auf und zog nach Sjö, seinem eigenen Gute, das dicht neben dem großen Eisenwerk liegt.

In Altringers Testament, kraft dessen der Major alle die Güter bekommen hatte, war ausdrücklich bestimmt worden, daß keines davon verkauft oder verschenkt werden dürfe, sondern daß nach dem Tode des Majors alle an seine Frau oder deren Erben fallen sollten. Da er also das verhaßte Erbe nicht verschleudern konnte, setzte er die Kavaliere als Herren ein, in dem Glauben, daß er dadurch Ekeby und den sechs andern Gütern den ärgsten Schaden zufüge.

Da nun niemand im Lande daran zweifelte, daß der böse Sintram mit dem Teufel im Bunde stehe, und da alles, was er ihnen versprochen hatte, so glänzend in Erfüllung ging, waren die Kavaliere fest überzeugt, daß auch der Kontrakt Punkt für Punkt eingehalten werden würde. Sie waren daher fest entschlossen, das ganze Jahr hindurch weder etwas Gutes, noch etwas Nützliches noch etwas Barmherziges zu tun, auch waren sie

vollständig davon überzeugt, daß die Majorin eine böse Hexe sei, die ihrer aller Verderben gewollt habe.

Der alte Onkel Eberhard, der Philosoph, machte sich über diesen Glauben lustig; doch wer kümmerte sich um das Gerede eines Menschen, der an seinem Unglauben so eigensinnig festhielt, daß er, selbst wenn die Flammen der Hölle um ihn zusammenschlügen und alle Teufel um ihn herum ihn angrinsten, doch noch behaupten würde, daß es keine Teufel gebe, weil es eben keine geben könne; Onkel Eberhard war nun einmal ein großer Philosoph!

Gösta Berling sagte keinem, was er glaubte. Soviel ist sicher, daß er sich der Majorin dafür, daß sie ihn zum Kavalier auf Ekeby gemacht hatte, recht wenig verpflichtet fühlte; er dachte, er wollte lieber tot sein, als jetzt das Bewußtsein mit sich herumtragen müssen, daß er Ebba Dohnas Selbstmord verschuldet habe. Er rührte keinen Finger, um sich an der Majorin zu rächen, aber er tat auch nichts, um ihr zu helfen. Er brachte es nicht über sich.

Aber die Kavaliere waren zu großer Macht und Herrlichkeit gekommen. Das Weihnachtsfest mit seinen Gastmählern und Lustbarkeiten stand vor der Tür, die Herzen der Kavaliere waren voller Jubel, und welcher Kummer Gösta Berling auch immer bedrücken mochte, er stand ihm weder auf dem Gesicht geschrieben, noch redeten seine Lippen davon.

4

Gösta Berling, der Dichter

Es war Weihnachten, und auf Borg sollte ein Ball stattfinden.

Dazumal wohnte ein junger Graf Dohna auf Borg; er war frisch verheiratet und hatte eine junge, schöne Gattin. Es sollte lustig hergehen auf dem alten Grafensitze.

Auch nach Ekeby war eine Einladung gekommen; aber von allen, die in diesem Jahre dort Weihnachten feierten, war Gösta Berling, der Poet, wie er genannt wurde, der einzige, der Lust hatte, der Aufforderung Folge zu leisten.

Borg und Ekeby liegen beide am Löfven, jedoch auf den gegenüberliegenden Ufern. Borg liegt im Kirchspiel Svartsjö, während Ekeby zur Broer Gemeinde gehörte. Wenn der See nicht gefroren ist, hat man zwei Meilen von Ekeby nach Borg.

Der arme Gösta Berling wurde von den alten Herren zu diesem Feste ausgerüstet, als sei er ein Königssohn, der die Ehre eines Königreichs zu vertreten habe.

Funkelnagelneu war der Frack mit den silbernen Knöpfen, steif das Jabot, spiegelblank glänzten die Lackstiefel. Er trug einen Pelz aus feinstem Biberfell, und eine Zobelmütze saß auf seinem blonden, lockigen Haar. Sie ließen ein Bärenfell mit silbernen Klauen über den Schlitten breiten und den schwarzen Don Juan, den Stolz des Stalles, vorspannen.

Gösta pfiff seinem weißen „Tankred" und ergriff die geflochtenen Zügel. Jubelnd fuhr er von dannen, im Glanz von Pracht und Reichtum, er, der ohnedies schon durch seine körperliche Schönheit, seine sprühenden Geistesgaben glänzte.

Früh am Morgen fuhr er ab. Es war ein Sonntag, und als er an der Broer Kirche vorüberfuhr, hörte er den Gesang der Gemeinde drinnen. Dann schlug er den einsamen Waldweg ein, der nach Berga führte, wo Hauptmann Uggla damals wohnte, und wo Gösta über Mittag zu bleiben gedachte.

Berga war nicht das Haus eines reichen Mannes. Der Hunger kannte den Weg zu des Hauptmanns rasenbedecktem Hause; aber er wurde mit Scherzen empfangen wie andere Gäste, mit Gesang und Spiel unterhalten und verabschiedete sich ebenso ungern wie diese.

Auf der Freitreppe stand die alte Mamsell Ulrika Dillner, die dem Haushalt und der Webstube vorstand, und hieß Gösta Berling willkommen. Sie machte einen tiefen Knicks, und die falschen Locken, die ihr braunes, von unzähligen Runzeln durchfurchtes Gesicht umgaben, hüpften vor Freude. Sie führte ihn in den Saal und begann dann von der Gutsherrschaft und ihren wechselnden Geschicken zu erzählen.

Die Sorge stehe vor der Tür, sagte sie, es seien schwere Zeiten für Berga. Sie hätten nicht einmal Meerrettich

zu dem gesalzenen Fleisch zu Mittag, aber Ferdinand und die jungen Mädchen hätten „Disa" vor den Schlitten gespannt und seien nach Munkerud gefahren, um sich ein wenig zu borgen.

Der Hauptmann sei wieder im Walde und werde wohl mit einem alten, zähen Hasen heimkommen, daß man beim Braten mehr Butter dran wenden müsse, als das ganze Gericht wert sei. Das nenne er dann „Essen ins Haus schaffen". Und das gehe ja noch an, nur solle er nicht mit einem elenden Fuchs daherkommen, dem schlechtesten Tiere, das der liebe Gott erschaffen habe, und das weder tot noch lebendig von irgendwelchem Nutzen sei.

Und die gnädige Frau, sie sei noch gar nicht aufgestanden. Sie liege im Bett und lese Romane wie alle Tage. Dieses Engelsgeschöpf sei nicht für die Arbeit geschaffen.

Nein, die Arbeit müsse sie verrichten, sie, die alte, grauhaarige Ulrika Dillner. Tag und Nacht müsse man auf den Beinen sein, um die ganze Elendigkeit in Gang zu erhalten. Und das sei nicht immer leicht; den ganzen Winter hindurch hätten sie kein anderes Fleisch im Haus als Bärenschinken. Auf einen hohen Lohn rechne sie nicht, bis jetzt habe sie überhaupt noch keinen Groschen davon gesehen, aber man würde sie wohl auch nicht auf die Straße hinauswerfen, wenn sie einmal nichts mehr leisten könne. Hier im Hause werde sogar eine Haushälterin als Mensch betrachtet, und die Herrschaft werde ihr wohl auch ein ehrliches Begräbnis zuteil werden lassen, wenn sie selbst nur soviel hätten, um einen Sarg zu kaufen.

„Denn wer kann wissen, wie es gehen wird?" sagt sie schluchzend und trocknet sich die Augen, die ihr so leicht übergehen. „Wir haben Schulden bei dem bösen Gutsherrn Sintram, und er kann uns alles nehmen. Freilich ist Ferdinand jetzt mit der reichen Anna Stjärnhök verlobt, aber er wird ihr langweilig, er wird ihr langweilig. Und was wird dann aus uns, mit unsern drei Kühen und unsern neun Pferden, aus unsern lebenslustigen Fräulein, die so gern auf Bälle gehen, aus unsern dürren Äckern, wo nichts wächst, aus unserm guten Ferdinand, aus dem sein Leben lang kein rechter Mann wird? Was soll aus diesem lieben Hause werden, wo alles sich wohl fühlt, ausgenommen die Arbeit?"

Es wurde Mittag, und die Hausbewohner versammelten sich. Der sanfte Sohn des Hauses, der gute Ferdinand, und die munteren Töchter erschienen mit dem geborgten Meerrettich. Der Hauptmann kam, erfrischt durch ein Bad in einer Wake des Sees und durch die Jagd im Walde.

Er riß das Fenster auf, um frische Luft hereinzulassen und schüttelte Gösta Berling kräftig die Hand. Und die gnädige Frau erschien; sie war in Seide gekleidet, und breite Spitzen fielen über ihre weißen Hände herab, die sie Gösta Berling zum Kusse reichte.

Alle begrüßten Gösta mit großer Freude. Scherz und Lachen kamen förmlich herbeigeflogen. Und scherzend wurde er auch gefragt:

„Nun, wie steht's auf Ekeby, wie geht's im gelobten Lande?"

„Dort fließen Milch und Honig," lautete Göstas Antwort. „Wir nehmen den Bergen ihr Erz und füllen unsre Keller mit Wein. Die Acker tragen Gold, damit vergolden wir das Elend des Lebens, und unsre Wälder hauen wir nieder, um Kegelbahnen und Lusthäuser zu bauen."

Frau Uggla aber seufzte bei dieser Antwort; dann lächelte sie, und über ihre Lippen kam nur ein einziges Wort:

„Poet!"

„Ich habe viele Sünden auf meinem Gewissen," erwiderte Gösta, „aber ich habe in meinem ganzen Leben noch nicht einen Vers gemacht."

„Du bist trotzdem ein Poet, Gösta, den Beinamen mußt du dir gefallen lassen. Du hast mehr Gedichte erlebt, als unsre Dichter geschrieben haben."

Dann sprach Frau Uggla mit ihm über sein vergeudetes Leben, sie sprach mild und freundlich wie eine Mutter.

„Ich werde es gewiß noch erleben, daß ein ganzer Mann aus dir wird," sagte sie. Und ihm deuchte es süß, sich zureden zu lassen von dieser milden Frau, die ihm eine so treue Freundin war, und deren starkes, schwärmerisches Herz in Liebe zu großen Taten glühte.

Aber als die muntere Mahlzeit beendet, als das Fleisch

mit Meerrettichsauce und Kohl verzehrt war und man sich noch an Spritzkuchen und Weihnachtsbier gütlich getan hatte, als Gösta sie durch seine Erzählungen von dem Major und der Majorin und dem Brobyer Pfarrer so ins Lachen gebracht hatte, daß ihnen die Tränen in den Augen standen, vernahm man plötzlich Schellengeläute im Hof, und gleich darauf trat der boshafte Sintram ins Zimmer.

Von seinem kahlen Schädel an bis zu den langen Plattfüßen strahlte er vor Vergnügen. Er focht mit den langen Armen in der Luft umher und verzerrte das Gesicht; man sah ihm auf den ersten Blick an, daß er schlechte Nachrichten mitbrachte.

„Habt ihr es schon gehört?" fragte er. „Habt ihr gehört, daß Anna Stjärnhök heute mit dem reichen Dahlberg in der Svartsjöer Kirche aufgeboten worden ist? Sie muß ganz vergessen haben, daß sie mit Ferdinand verlobt ist."

Sie hatten kein Wort davon gehört. Sie waren erstaunt und sehr betrübt. Im Geiste sahen sie ihr Heim schon zerstört, damit dem bösen Sintram seine Schulden bezahlt werden könnten; sie sahen die geliebten Pferde verkauft und die abgenützten Möbel, die noch aus dem Elternhause der Frau Hauptmann stammten, in alle Winde zerstreut. Sie sahen das lustige Leben mit Gesellschaften und Fahrten von Ball zu Ball ein Ende nehmen. Der Bärenschinken würde wieder täglich auf dem Tisch stehen, und die Kinder müßten in die Fremde gehen, um sich ihr Brot zu verdienen.

Frau Uggla streichelte ihren Sohn zärtlich und ließ ihn den Trost der nie versagenden Mutterliebe empfinden.

Doch — mitten unter ihnen saß Gösta Berling, und dem Unbesiegbaren gingen tausenderlei Pläne durch den Kopf.

„Hört mich," rief er, „noch ist es nicht Zeit zu klagen! Sicherlich steckt die Pfarrerin von Svartsjö dahinter! Seit Anna dort im Pfarrhause wohnt, hat sie das Mädchen ganz in ihrer Gewalt. Sie hat sie dazu gebracht, Ferdinand ihr Wort zu brechen und den alten Dahlberg zu nehmen; aber noch sind sie nicht getraut und sollen es auch nicht werden. Jetzt fahre ich nach Borg, dort treffe

ich Anna. Ich werde mit ihr reden, ich werde sie den Pfarrersleuten und ihrem jetzigen Bräutigam entreißen. Heute nacht werde ich sie mit hierher bringen, dann wird der alte Dahlberg das Nachsehen haben."

Und so geschah es. Gösta fuhr allein nach Borg, ohne eines der munteren Fräulein mitzunehmen, aber die heißen Wünsche der Zurückbleibenden begleiteten ihn auf seiner Fahrt. Und Sintram, der frohlockte, daß der alte Dahlberg so angeführt werden sollte, beschloß, auf Berga zu bleiben, bis Gösta mit der Ungetreuen zurückkäme. In einem Anfall von Wohlwollen hüllte er sogar Gösta in seinen grünen Reiseteppich, ein Geschenk von Mamsell Ulrika selber.

Frau Uggla aber trat vor die Haustür, drei kleine, rot eingebundene Bücher in der Hand.

„Nimm sie," sagte sie zu Gösta, der schon im Schlitten saß, „und wenn dein Plan mißlingen sollte, dann behalte sie. Es ist ‚Corinne', Madame de Staëls ‚Corinne'. Ich will nicht, daß diese Bücher unter den Hammer kommen."

„Mein Plan wird nicht mißlingen."

„Ach, Gösta, Gösta," seufzte sie und fuhr ihm mit der Hand über das unbedeckte Haupt, „du, der Stärkste und Schwächste unter den Menschen! Wie lange wirst du daran denken, daß das Glück einiger armen Menschen in deiner Hand liegt?"

Wieder flog Gösta, von dem schwarzen „Don Juan" gezogen, über die Landstraße dahin, während der weiße „Tankred" unermüdlich nebenherlief.

Er kam sich wie ein junger Eroberer vor; der Geist war über ihm.

Sein Weg führte ihn am Svartsjöer Pfarrhofe vorüber. Er fuhr dort vor und fragte, ob er nicht Anna Stjärnhök zum Balle fahren dürfe; und es wurde ihm gestattet. Ein schönes, eigensinniges Mädchen stieg zu ihm in den Schlitten. Wer wäre nicht gern mit dem schwarzen „Don Juan" gefahren?

Anfangs waren beide still, aber dann begann sie in einem heftigen Tone, wie nur der Übermut selbst ihn anschlägt:

„Gösta, hast du gehört, was der Pfarrer in der Kirche verkündigt hat?"

„Hat er gesagt, daß du das schönste Mädchen zwischen dem Löfven und dem Klaräif seiest?"

„Du bist dumm, Gösta, das weiß doch jedermann. Nein, er hat mich mit dem alten Dahlberg aufgeboten."

„Meinst du, ich hätte dich in den Schlitten gesetzt und wäre selbst hinten aufgesessen, wenn ich das gewußt hätte? Nun und nimmer hätte ich dich mitgenommen!"

Die stolze Erbin erwiderte:

„Ich wäre auch ohne Gösta Berling nach Borg gekommen."

„Es ist doch schade um dich, Anna, daß du keine Eltern mehr hast. Deshalb bist du so, wie du bist, und man darf es nicht so genau mit dir nehmen."

„Es ist noch mehr schade, daß du mir das nicht früher gesagt hast, dann hätte mich ein anderer nach Borg fahren können."

„Die Pfarrerin denkt gerade wie ich, daß du jemand haben mußt, der Vaterstelle an dir vertritt, sonst hätte sie dir wohl nicht einen so alten Kracher als Bräutigam ausgewählt."

„Die Pfarrerin hat nichts damit zu tun."

„Gott bewahre uns, hast du dir diesen stattlichen Kerl selbst ausgesucht?"

„Er nimmt mich nicht meines Geldes wegen."

„Nein, die Alten laufen nur blauen Augen und roten Wangen nach, und das macht sich besonders reizend bei ihnen."

„Ach, Gösta, du solltest dich schämen!"

„Denk aber auch daran, daß du jetzt nicht mehr mit den jungen Herren Kurzweil treiben darfst. Mit Tanz und Spiel ist es nun vorbei. Dein Platz ist in der Sofaecke — wenn du es nicht vorziehen solltest, mit dem alten Dahlberg eine Partie ‚Viro' zu spielen."

Dann schwiegen beide, bis sie die steilen Hügel zum Borger Schlosse hinauffuhren.

„Ich danke für die gütige Beförderung. Es wird wohl eine Weile dauern, bis ich wieder mit Gösta Berling fahre."

„Danke bestens für das freundliche Versprechen. Ich kenne mehr als einen, der den Tag bitter bereut hat, an dem er mit dir zum Feste fuhr."

In einer nichts weniger als sanften Stimmung betrat die trotzige Schöne den Tanzsaal und ließ den Blick über die versammelten Gäste hinschweifen.

Zu allererst erblickte sie den kleinen, kahlköpfigen Dahlberg neben dem großen, schlanken, blondlockigen Gösta Berling. Am liebsten hätte sie alle beide zur Tür hinauswerfen lassen.

Ihr Bräutigam trat zu ihr, um sie zum Tanz aufzufordern, aber sie empfing ihn mit höhnischem Erstaunen.

„Willst du tanzen? Das tust du doch sonst nicht?"

Die jungen Mädchen drängten sich herbei, um ihr Glück zu wünschen.

„Verstellt euch nicht, Kinder! Der alte Dahlberg ist nicht zum Verlieben. Aber er ist reich und ich bin reich, das paßt gut zusammen."

Die alten Damen kamen jetzt auch herbei, drückten ihr die weiße Hand und sprachen von dem größten Glücke des Lebens.

„Gratuliert der Pfarrerin," gab sie zur Antwort. „Sie freut sich mehr über meine Verlobung als ich."

Aber dort stand Gösta Berling, der muntre Kavalier, der von jedermann mit Jubel begrüßt wurde, denn sein frisches Lachen, seine glänzende Unterhaltungsgabe streuten Goldstaub auf das graue Gewebe des Lebens. Noch nie hatte Anna Stjärnhök ihn so gesehen wie an diesem Abend. Er war kein Ausgestoßener, kein Verworfener, kein heimatloser Witzreißer, nein, er war ein König unter den Männern, ein geborener König.

Er und die andern jungen Herren verschworen sich gegen sie. Sie sollte einsehen, wie schlecht es von ihr war, daß sie sich mit ihrem schönen Gesicht und ihrem großen Reichtum an einen alten Mann wegwerfen wollte. Und sie ließen sie zehn Tänze hindurch sitzen.

Sie kochte vor Wut.

Als der elfte Tanz begann, trat der geringste aller anwesenden Herren, ein armer Schlucker, mit dem keins der andern Mädchen tanzen wollte, zu ihr und forderte sie auf.

„Ihr meint wohl, wenn der Teufel Hunger habe, fresse er Fliegen?" sagte sie trocken.

Dann kamen Pfänderspiele an die Reihe.

Ein paar blondlockige junge Mädchen steckten die Köpfe zusammen und verurteilten sie dazu, den zu küssen, der ihr am liebsten sei. Und mit lächelnden Mienen warteten sie auf das Schauspiel, wie die stolze Schöne den alten Dahlberg küssen würde.

Doch, prächtig anzusehen in ihrem Zorn, erhob sie sich und sagte:

„Darf ich nicht lieber dem eine Ohrfeige geben, den ich am wenigsten leiden kann?"

Und im nächsten Augenblick brannte Göstas Wange unter ihrer festen Hand. Er wurde dunkelrot, beherrschte sich aber, ergriff ihre Hand, hielt sie eine Sekunde fest und flüsterte:

„Erwarte mich in einer halben Stunde unten im roten Saal."

Seine blauen Augen strahlten auf sie hinunter und umschlossen sie mit magischen Banden. Sie fühlte, daß sie ihm gehorchen mußte.

Dort unten trat sie ihm mit stolzer Haltung und bösen Worten entgegen.

„Was geht es dich an, Gösta Berling, mit wem ich mich verheirate?"

Auch er hatte noch keine milden Worte auf der Zunge, und es schien ihm auch nicht ratsam, jetzt gleich von Ferdinand zu reden.

„Mir scheint die Strafe, daß du zehn Tänze hindurch sitzen mußtest, durchaus nicht zu groß zu sein. Aber du willst deine Eide und Gelübde ungestraft brechen dürfen. Hätte ein besserer Mann als ich die Zuchtrute in die Hand genommen, es wäre dir noch schlechter ergangen."

„Was habe ich denn dir und euch allen getan, daß ihr mich nicht in Ruhe laßt? Ihr verfolgt mich nur meines Geldes wegen. Ich werde es in den Löfven werfen, mag es da auffischen, wer Lust hat!"

Sie verbarg das Gesicht in den Händen und weinte vor Verdruß.

Dies rührte das Herz des Poeten. Er schämte sich seiner Härte. In weichem Tone begann er:

„Ach, Kind, Kind, vergib mir! Vergib dem armen Gösta Berling! Niemand kehrt sich daran, was so ein

Lump sagt oder tut, das weißt du doch. Sein Zorn bringt niemand zum Weinen, ebensogut könnte man über einen Mückenstich weinen. Es war Wahnsinn — aber ich wollte verhindern, daß unser schönstes und reichstes Mädchen diesen alten Mann heirate. Und nun habe ich nichts weiter getan, als dich traurig gemacht."

Er setzte sich zu ihr aufs Sofa und legte leise den Arm um sie, um sie mit zarter Fürsorge zu stützen und aufzurichten.

Sie wich nicht zurück. Sie schmiegte sich an ihn an, schlang die Arme um seinen Hals, lehnte das schöne Haupt an seine Schulter und weinte.

Ach, Dichter, du, der Stärkste und Schwächste unter den Menschen, nicht um deinen Hals sollten die weißen Arme sich legen!

„Wenn ich das gewußt hätte," flüsterte sie, „hätte ich den Alten nie genommen; heute abend habe ich dich erst recht gesehen, keiner kommt dir gleich."

Aber zwischen bleichen Lippen stieß Gösta Berling mühsam ein Wort hervor:

„Ferdinand!"

Ein Kuß verschloß ihm den Mund.

„Er ist nichts, du bist mehr als sie alle. Dir würde ich treu sein."

„Ich bin Gösta Berling," sagte er finster, „mich kannst du nicht heiraten."

„Du bist der, den ich liebe, der erste unter allen Männern. Du brauchst nichts zu tun, nichts zu sein. Du bist ein geborener König."

Da wallte das Dichterblut in ihm auf. Sie war so schön und hold in ihrer Liebe. Er schloß sie in seine Arme.

„Wenn du mein werden willst, kannst du nicht im Pfarrhaus bleiben. Laß mich dich gleich heute nacht nach Ekeby fahren, dort werde ich dich schon zu verteidigen wissen, bis wir Hochzeit halten können."

* * *

In fliegender Eile ging es durch die Nacht dahin. Dem Gebote der Liebe gehorchend, ließen sie sich von „Don Juan" entführen. Das Knirschen des Schnees unter den

Schlittenkufen klang wie die Klage der Betrogenen! Was kümmerten sie sich darum? Sie hing an seinem Halse, er beugte sich zu ihr hinunter und flüsterte ihr ins Ohr:

„Kann irgendeine Seligkeit mit geraubtem Glück verglichen werden?"

Was bedeutete das Aufgebot? Sie liebten einander.

Und der Zorn der Menschen? Gösta Berling glaubte an das Schicksal; das Schicksal hatte sie bezwungen; gegen das Schicksal kann niemand streiten.

Wären die Sterne Hochzeitsfackeln gewesen, zu ihrer Trauung angezündet, wären Don Juans Schellen Kirchenglocken gewesen, die die Leute zu ihrer Trauung mit dem alten Dahlberg zusammenriefen, — sie hätte dennoch mit Gösta Berling fliehen müssen. So mächtig ist das Schicksal.

Sie waren glücklich am Pfarrhof von Munkerud vorübergekommen. Jetzt hatten sie noch eine halbe Meile bis Berga und eine zweite halbe Meile bis Ekeby zurückzulegen. Der Weg führte am Waldessaum hin; rechts von ihnen erhoben sich niedrige, düstere, dunkle Berge, links ein langes, weißes Tal.

Da kam Tankred herbeigestürzt. Er rannte so, daß sein Bauch den Boden zu berühren schien. Heulend vor Angst sprang er in den Schlitten und verkroch sich zu Annas Füßen.

Don Juan machte einen Satz und stürmte im Galopp davon.

„Wölfe!" sagte Gösta Berling.

Sie sahen eine lange, graue Linie, die sich am Waldrande dahinbewegte. Es mußten wenigstens ein Dutzend sein.

Anna erschrak nicht. Der Tag war schon reich an Abenteuern gewesen, nun versprach die Nacht ebenso zu werden. Dahinsausen über den knirschenden Schnee, den wilden Tieren und den Menschen trotzen — das war Leben!

Gösta stieß einen Fluch aus, beugte sich vor und versetzte Don Juan einen wuchtigen Hieb mit der Peitsche.

„Fürchtest du dich?" fragte er.

„Sie wollen uns vorauskommen und schneiden die Biegung des Weges ab."

Don Juan lief mit den wilden Tieren des Waldes um

die Wette, und Tankred heulte vor Wut und Angst. Sie erreichten die Krümmung des Wegs gleichzeitig mit den Wölfen, und Gösta gelang es, den vordersten mit der Peitsche zurückzutreiben.

„Ach, Don Juan, mein Junge, wie leicht könntest du zwölf Wölfen entkommen, wenn du nicht uns Menschen zu ziehen hättest!"

Sie banden den grünen Reiseteppich hinten an den Schlitten. Dies erschreckte die Wölfe, und sie hielten sich eine Zeitlang in einiger Entfernung. Aber nachdem sie ihre Scheu überwunden hatten, sprang einer von ihnen keuchend, mit offenem Rachen und lang heraushängender Zunge auf den Schlitten los. Da ergriff Gösta Madame de Staëls Corinne und schleuderte ihm die Bände in den Rachen.

Wieder konnten sie einen Augenblick aufatmen, während die Bestien diese Beute zerrissen; dann aber fühlten sie wiederholtes Zerren, als die Wölfe in das grüne Tuch bissen, und hörten ihren keuchenden Atem dicht hinter sich. Sie wußten, daß sie vor Berga an keiner menschlichen Wohnung vorüberkamen; doch weit schlimmer als der Tod erschien es Gösta, daß er denen ins Auge sehen sollte, die er betrogen hatte. Er wußte auch, daß das Pferd nicht länger aushalten könne, und was sollte dann aus ihnen werden?

Am Waldrande tauchte Berga auf. An den Fenstern standen brennende Kerzen. Gösta wußte, wem sie galten.

Doch — jetzt entflohen die Wölfe, bange vor der Nähe der Menschen, und Gösta fuhr an Berga vorüber. Er kam aber doch nicht weiter als bis an die Stelle, wo der Weg wieder in den Wald einbiegt; da sah er wieder eine dunkle Gruppe vor sich — die Wölfe erwarteten ihn.

„Laß uns ins Pfarrhaus zurückkehren und sagen, wir hätten nur eine kleine Schlittenfahrt im Sternenschein gemacht. Dies nimmt kein gutes Ende."

Sie wendeten um, doch im nächsten Augenblick war der Schlitten von Wölfen umrinat. Graue Gestalten huschten an ihnen vorüber, weiße Zähne schimmerten in weit aufgerissenen Rachen, glühende Augen funkelten. Die Wölfe heulten vor Hunger und Blutdurst. Die blitzenden Zähne verlangten danach, sich in weiches Men-

schenfleisch zu vergraben. Die Wölfe sprangen an Don Juan in die Höhe und hängten sich in dem Geschirr fest. Anna saß regungslos, und der einzige Gedanke, der in ihr aufstieg, war, ob die Wölfe sie wohl mit Haut und Haaren auffressen würden, oder ob irgend etwas von ihnen übrig bliebe, so daß die Leute am nächsten Morgen ihre zerfleischten Glieder auf dem zerstampften Schnee finden könnten.

„Jetzt gilt es unser Leben," sagte sie, indem sie sich niederbeugte und Tankred im Nacken packte.

„Laß nur, es nützt nichts! Die Wölfe sind nicht des Hundes wegen auf der Jagd."

Damit fuhr Gösta in den Bergaer Hof hinein; aber die Wölfe verfolgten ihn noch bis an die Treppe. Er mußte sich ihrer mit der Peitsche erwehren.

„Anna," sagte er, als der Schlitten an der Freitreppe hielt, „Gott hat es nicht gewollt. Laß dir nichts merken. Wenn du das Mädchen bist, für das ich dich halte, laß dir nichts merken!"

Drinnen hatten sie das Schlittengeläute gehört, und alle eilten heraus.

„Er hat sie!" jubelten sie. „Er hat sie mitgebracht! Gösta Berling soll leben!"

Und die Angekommenen wurden von einem Arm in den andern gerissen.

Es wurden nicht viele Fragen gestellt. Die Nacht war schon weit vorgeschritten, die Reisenden waren von ihrer schrecklichen Fahrt erschöpft und bedurften der Ruhe. Es war ja auch alles gut, da Anna gekommen war.

Alles war gut. Nur Corinne und der grüne Reiseteppich, Mamsell Ulrikas werte Gabe, waren verloren.

* * *

Im Hause schlief noch alles, als Gösta sich erhob; er kleidete sich an und schlich sich hinaus. Von niemand gesehen, zog er Don Juan aus dem Stalle, spannte ihn vor den Schlitten und wollte eben davonfahren, als Anna Stjärnhök aus dem Hause trat.

„Ich hörte dich hinausgehen," sagte sie, „da stand ich auch auf; ich bin bereit, mit dir zu fahren."

Er trat zu ihr und ergriff ihre Hand.

„Begreifst du denn noch nicht, daß es nicht sein kann? Gott will es nicht. Höre mich jetzt an und versuche mich zu verstehen. Gestern mittag war ich hier und war Zeuge ihres Jammers über deine Treulosigkeit. Da fuhr ich nach Borg, um dich zu Ferdinand zurückzuholen. Aber ich bin von jeher ein erbärmlicher Kerl gewesen und werde nie anders. Ich verriet ihn und behielt dich für mich. Hier auf Berga wohnt eine alte Frau, die glaubt, daß noch einmal ein rechter Mann aus mir werden könne. Auch sie habe ich betrogen. Und eine andere arme Alte will hier frieren und darben, nur um unter Freunden sterben zu können; ich aber war nahe daran, ihr von dem bösen Sintram die Heimat rauben zu lassen. Du warst so schön, und es war so süß, zu sündigen. Gösta Berling ist so leicht zu verlocken! Ach, was für ein Elender bin ich doch! — Ich weiß, wie sehr sie ihre Heimat lieben, die Ärmsten da drinnen, und war doch bereit, sie dem Untergang preiszugeben. Aber jetzt, Anna, wo ich Zeuge ihres Entzückens gewesen bin, will ich dich nicht behalten, nein, ich kann es nicht. Du hättest einen Menschen aus mir machen können, aber ich darf dich nicht behalten. O Geliebte! Er da droben spottet unseres Willens. Jetzt ist es Zeit, daß wir uns unter seine züchtigende Hand beugen. Sag mir, daß du von heute an dein Kreuz auf dich nehmen willst. Alle in diesem Hause setzen ihre Hoffnung auf dich. Versprich mir, daß du bei ihnen bleiben, ihnen Trost und Hilfe sein wirst. Wenn du mich liebst, wenn du mein bittres Leid lindern willst, dann versprich mir das. Geliebte, ist dein Herz so groß, daß du dich selbst überwinden und dabei lächeln kannst?"

Voller Begeisterung nahm sie das Gebot der Entsagung an.

„Ich werde tun, was du verlangst — mich opfern und dabei lächeln."

„Und meine armen Freunde nicht hassen?"

Sie lächelte wehmütig.

„Solange ich dich liebe, werde ich auch sie lieben."

„Jetzt erst weiß ich, was für ein Weib du bist. Es wird mir schwer, von dir zu scheiden."

„Lebe wohl, Gösta. Geh mit Gott! Meine Liebe soll dich nicht zur Sünde verleiten."

Sie wandte sich zum Gehen. Er ging ihr nach.

„Wirst du mich bald vergessen haben?"

„Geh jetzt, Gösta. Wir sind nur Menschen."

Er sprang in den Schlitten, da aber kam sie zurück.

„Denkst du nicht mehr an die Wölfe?"

„Doch, ich denke an sie, aber sie haben ihre Aufgabe erfüllt. Mit mir haben sie heute nichts mehr zu schaffen."

Noch einmal streckte er die Arme nach ihr aus, aber Don Juan wurde ungeduldig und zog an. Gösta griff nicht nach den Zügeln. Umgewendet saß er da und starrte zurück. Dann beugte er sich auf den Rand des Schlittens und weinte wie ein Verzweifelter.

„Ich habe das Glück besessen und es zurückgestoßen. Ich selbst habe sie von mir gestoßen. Warum habe ich sie nicht festgehalten?"

Ach, Gösta Berling, du, der Stärkste und Schwächste unter den Menschen!

5

La cachucha

Streitroß, Streitroß! Du Alter, der du nun auf dem Acker angebunden stehst, erinnerst du dich deiner Jugend? Erinnerst du dich des Tages der Schlacht, du Mutiger? Du sprengtest voran wie von Flügeln getragen, deine Mähne flatterte züngelnden Flammen gleich über deinem Haupt, Blut und Schaumflocken deckten deine schwarze Brust! In goldglänzendem Zaumzeug sprengtest du dahin, der Boden erdröhnte unter deinen Hufschlägen. Du zitterte st vor Freude, du Kühner! O, wie warst du schön!

Graue Dämmerung liegt über dem Kavalierflügel. Im großen Saale stehen die rotangestrichenen Truhen der Kavaliere an den Wänden, und ihre Festgewänder hängen am Kleiderhaken in der Ecke. Der Feuerschein aus dem offenen Kamin spielt auf den weißgetünchten Wänden und den gelbgewürfelten Gardinen, die vor den in die Mauer eingelassenen Bettnischen hängen. Der Kavalierflügel ist kein königliches Gemach, kein Serail mit gepolsterten Ruhebetten und weichen Kissen.

Aber da drinnen ertönt Liljecronas Geige. Er spielt

in der Dämmerstunde „La cachucha", er spielt sie wieder und immer wieder.

Zerschneidet ihm doch die Saiten, zerbrecht ihm den Bogen! Warum spielt er denn diesen verwünschten Tanz? Warum spielt er ihn gerade jetzt, wo Orneclou, der Fähnrich, an der Gicht daniederliegt, daß er kaum ein Glied rühren kann? Nein, reißt ihm die Geige aus der Hand und zerschmettert sie an der Wand, wenn er nicht aufhören will!

La cachucha, ist das etwas für uns, Maëstro? Kann sie auf den schwankenden Brettern, zwischen den engen, rauchgeschwärzten und schmierigen Wänden, unter der niedrigen Decke des Kavalierhauses getanzt werden? Wehe dir, daß du sie spielst!

La cachucha, ist das etwas für uns, für die Kavaliere? Draußen heult der Schneesturm. Willst du die Schneeflocken lehren, im Takt zu tanzen? Spielst du für die leichtfüßigen Kinder des Schneegestöbers?

Frauenkörper, die unter den Pulsschlägen des heißen Bluts erschauern, kleine berußte Hände, die den Kochtopf beiseite schieben und nach den Kastagnetten greifen, nackte Füße unter den aufgeschürzten Röcken, ein mit Marmorfliesen gepflasterter Hof, Zigeuner, die mit Sackpfeife und Tamburin am Boden kauern, maurische Bogengänge, Mondschein und schwarze Augen, hast du das, Maëstro? Sonst laß deine Geige ruhen!

Die Kavaliere trocknen ihre nassen Kleider am offenen Feuer. Können sie sich in ihren hohen Stiefeln mit eisenbeschlagenen Absätzen und fingerdicken Sohlen im Tanze drehen? Den ganzen Tag sind die durch ellenhohen Schnee gewatet, um zu der Bärenhöhle zu gelangen. Glaubst du denn, daß sie in ihren feuchten, dampfenden Friesröcken mit dem zottigen Petz tanzen möchten?

Ein sternfunkelnder Abendhimmel, rote Rosen in dunkelm Frauenhaar, berauschender Duft in der Abendluft, angeborene Grazie in den Bewegungen, Liebe, die von der Erde aufsteigt, die vom Himmel herabtaut, die in der Luft schwebt — hast du das, Maëstro? Weshalb willst du uns sonst zwingen, uns nach solchen Dingen zu sehnen?

Du grausamster aller Menschen! Stößt du ins Horn,

um das angebundene Streitroß zur Schlacht zu rufen? Rudger von Örneclou liegt von Gicht gefesselt auf seinem Lager. Erspare ihm die Qual süßer Erinnerungen, Maëstro! Auch er hat einst den Sombrero und das bunte Haarnetz getragen, auch ihm gehörte einst die Samtjacke und der Dolch im Gürtel! Schone den alten Örneclou, Maëstro!

Aber Liljecrona spielt la cachucha, und Örneclou leidet Qual wie der Liebende, der die Schwalbe den Weg zu der fernen Wohnung der Geliebten nehmen sieht, wie der lechzende Hirsch, der von den Treibern an der labenden Quelle vorübergejagt wird.

Liljecrona läßt die Geige einen Augenblick sinken.

„Fähnrich, erinnerst du dich der schönen Rosalie von Berger?"

Örneclou stößt einen kräftigen Fluch aus.

„Sie war so leicht wie ein Flämmchen, sie glänzte und tanzte wie der Diamant an der Spitze des Violinbogens. Du wirst dich ihrer wohl noch vom Karlstadter Theater erinnern? Wir sahen sie, als wir jung waren. Weißt du es noch, Fähnrich?"

Ob der Fähnrich es noch weiß? Sie war klein und lebhaft. Feurig und ausgelassen war sie. Sie tanzte la cachucha, und sie lehrte auch alle jungen Herren in Karlstadt cachucha tanzen und die Kastagnetten dazu schlagen. Auf dem Balle des Landrats hatten dann der Fähnrich und Fräulein von Berger in spanischer Tracht la cachucha vorgetanzt.

Und er hatte so getanzt, wie man unter Feigenbäumen und Platanen zu tanzen pflegt, wie ein Spanier, ein echter Spanier!

Niemand in ganz Wermland konnte la cachucha tanzen wie er. Außer ihm konnte sie niemand so tanzen, daß es sich davon zu reden verlohnt hätte.

Welchen Ritter verlor doch das Wermland, als die Gicht seine Beine steif machte und sich an seinen Gelenken Knoten bildeten! Und welch ein Ritter war er gewesen, so schlank, so schön, so durch und durch ritterlich! Den „schönen Örneclou" nannten ihn die jungen Mädchen, die wegen eines Tanzes mit ihm in tödliche Feindschaft geraten konnten.

Wieder stimmt Liljecrona la cachucha an, und Orneclou wird in alte Zeiten zurückversetzt.

Da stehen sie, er und Rosalie von Berger. Die beiden waren soeben allein in der Garderobe gewesen. Sie war Spanierin, er war Spanier. Er durfte sie küssen, aber vorsichtig, denn sie fürchtete seinen gefärbten Schnurrbart. Jetzt tanzen sie. Ach, so tanzt man unter Feigenbäumen! Sie weicht zurück, er verfolgt sie; er wird kühn, sie stolz; er stellt sich beleidigt, sie zeigt sich versöhnlich. Als er sich zuletzt aufs Knie niederläßt und sie in seinen ausgebreiteten Armen auffängt, geht ein Seufzer durch den Ballsaal, ein Seufzer des Entzückens.

Er war ein Spanier gewesen, ein echter Spanier!

Und gerade bei den letzten Bogenstrichen hatte er sich so vorgebeugt, so die Arme ausgebreitet, den Fuß so erhoben, um auf den Zehen vorwärts zu schweben. Welche Grazie! Man hätte ihn in Marmor meißeln können!

Er weiß nicht, wie es zugeht, aber er hat den Fuß über die Bettkante herausgestreckt, er steht aufrecht, er beugt sich vor, er erhebt die Arme, knipst mit den Fingern und will über den Fußboden hinschweben, gerade wie damals, wo er so enge Lackstiefel trug, daß er die Vorderstrümpfe abschneiden mußte.

„Bravo, Orneclou! Bravo, Liljecrona, spiel ihn gesund!"

Der Fuß versagt ihm den Dienst; er kann nicht auf die Zehenspitzen kommen. Er bewegt das eine Bein ein paarmal, dann kann er nicht mehr, er fällt aufs Bett zurück.

Schöner Señor, Ihr seid alt geworden!

Und die Señorita vielleicht auch?

Nur unter Granadas Platanen wird la cachucha von ewig jungen Gitanas getanzt. Ewig jung sind sie wie die Rosen, weil jeder Lenz neue bringt.

So ist denn der Augenblick gekommen, wo die Saiten der Geige zerschnitten werden müssen?

Nein, spiel weiter, Liljecrona, spiel la cachucha, immerzu la cachucha!

Lehr uns, daß wir hier im Kavalierflügel, ob auch unsere Körper schwerfällig und unsere Glieder steif wer-

den, im Herzen doch immer dieselben bleiben — immer Spanier!

Streitroß! Streitroß!

Sag, daß du ihn liebst, den Trompetenstoß, der dich zum Galopp verleiten will, auch wenn du dir das Bein blutig reißt an der eisernen Fußfessel.

6

Der Ball auf Ekeby

O, ihr Frauen entschwundener Zeiten!

Wenn man von euch redet, ist es, als spräche man vom Himmelreich: eitel Schönheit waret ihr, eitel Licht. Ihr wart ewig jung, ewig schön und milde wie das Auge einer Mutter, wenn sie ihr Kind anschaut. Weich wie Eichkätzchen hingt ihr am Halse des Gatten. Nie ließ der Zorn eure Stimme erbeben, nie legte sich eure Stirne in Falten, eure weiche Hand wurde niemals rauh und hart. Ihr lieblichen Heiligen! Gleich geschmückten Götterbildern standet ihr im häuslichen Tempel; Weihrauch und Gebete wurden euch dargebracht. Durch euch verrichtete die Liebe ihre Wunderwerke, und um eure Scheitel wob Poesie ihren goldenen Schein.

O, ihr Frauen entschwundener Zeiten! Laßt mich berichten, wie wieder eine von euch Gösta Berling ihre Liebe schenkte!

Vierzehn Tage nach dem Feste auf Borg wurde ein Ball auf Ekeby gegeben. Welch ein Fest! Greise und alte Frauen konnten wieder jungen werden, lachen und sich freuen, wenn sie nur davon sprachen.

Aber damals waren die Kavaliere auch Alleinherrscher auf Ekeby.

Die Majorin wanderte mit Bettelsack und Wanderstab im Lande umher, und der Major wohnte auf Sjö. Er konnte nicht einmal dem Feste anwohnen, denn auf Sjö waren die Pocken ausgebrochen, und er fürchtete, die böse Krankheit weiter zu verbreiten.

Welche Fülle von Genuß umschlossen nicht diese herrlichen zwölf Stunden von dem Knallen des ersten Kor-

kens beim Mittagstisch bis zu dem letzten Bogenstrich, wenn die Mitternachtsstunde längst geschlagen hatte! Hinab in den Abgrund der Zeit sanken sie, diese preisgekrönten Stunden, Stunden, die hinreißend waren durch die feurigsten Weine, die leckersten Speisen, die herrlichste Musik, die geistreichsten Theaterstücke, die schönsten lebenden Bilder. Hinab sanken sie, schwindlig vom schwindligsten Tanz. Wo fand man auch so glatte Fußböden, so galante Ritter, so schöne Frauen!

O, ihr Frauen entschwundener Zeiten! Ihr verstandet es, ein Fest zu verschönen. Jeder, der sich euch näherte, fühlte einen feurigen Strom von Geistes- und Jugendkraft durch die Adern fließen. Es lohnte sich, sein Gold für die Kerzen auszugeben, die eure Schönheit bestrahlen sollten, sowie für den Wein, der die Lebenslust in euren Herzen erweckte; es lohnte sich, euretwegen die Schuhsohlen durchzutanzen und den Arm, der den Geigenbogen führte, lahm zu spielen.

O, ihr Frauen entschwundener Zeiten! Ihr besaßet den Schlüssel zu den Pforten des Paradieses.

In Ekebys Sälen sind die holdesten eurer holden Schar versammelt! Dort steht die junge Gräfin Dohna, übersprudelnd munter und stets aufgelegt zu Tanz und Spiel, wie es sich für ihre zwanzig Jahre geziemt. Da sind auch die schönen Töchter des Amtmanns aus Munkerud und die muntern Fräulein aus Berga. Da ist auch Anna Stjärnhök, tausendmal schöner als früher durch die sanfte Schwermut, die seit jener Nacht, wo sie von den Wölfen verfolgt wurde, ihrem ganzen Wesen aufgedrückt ist. Da sind noch viele andere, die allerdings noch nicht vergessen sind, es aber bald sein werden, und da ist auch die schöne Marianne Sinclaire.

Sie, die Weitberühmte, die am Königshof geglänzt, in Grafenschlössern gestrahlt hatte, die Königin der Schönheit, der im ganzen Lande, wohin sie auch kam, gehuldigt wurde, sie, die den Funken der Liebe entzündete, sobald sie sich zeigte, sie hatte sich herabgelassen, dem Feste der Kavaliere anzuwohnen.

Hell glänzte dazumal noch Wermlands Ehre, viele stolze Namen hielten sie aufrecht. Vieles hatten die lebensfrohen Kinder des schönen Landes, worauf sie stolz

sein konnten, aber wenn sie von ihren schönen Frauen sprachen, vergaßen sie nie, Marianne Sinclaires Namen zu nennen.

Das Gerücht ihrer Triumphe erfüllte das ganze Land. Man sprach von den Grafenkronen, die über ihrem Haupte geschwebt hatten, von den Millionen, die ihr zu Füßen gelegt worden waren, von den Heldenschwertern und Dichterkränzen, deren Glanz sie zu locken versucht hatte.

Und sie war nicht allein schön, sie war auch geistreich und belesen. Die besten Männer ihrer Zeit unterhielten sich gern mit ihr. Sie schrieb nicht selbst, aber viele ihrer Gedanken, die sie in die Seelen ihrer dichtenden Freunde niedergelegt hatte, erstanden bei ihnen in Liedern und Gesängen.

In Wermland, im Lande der Bären, hielt sie sich nur selten auf. Sie war beinahe immer auf Reisen. Ihr Vater, der reiche Melchior Sinclaire, saß mit seiner Frau jahraus jahrein daheim auf Björne und ließ Marianne zu ihren vornehmen Freunden in die großen Städte oder auf die prächtigen Herrenhöfe reisen. Es machte ihm Freude, mit dem vielen Gelde, das sie verbrauchte, zu prahlen, und die beiden Alten lebten glücklich in dem Glanze des strahlenden Daseins ihrer Tochter.

Mariannes Leben war eine Kette von Vergnügungen, von Huldigungen. Die Luft um sie her war Liebe, Liebe war ihr Licht und ihre Leuchte, Liebe ihr tägliches Brot.

Oft hatte sie selbst schon geliebt, wieder und wieder; aber dieses Liebesfeuer hatte nie so lange gebrannt, daß man dabei eine Fessel hätte schmieden können, die fürs ganze Leben bindet.

„Ich warte noch auf ihn, den kühnen Eroberer," pflegte sie zu sagen, wenn von der Liebe die Rede war.

„Bis jetzt ist er weder über Wälle gestiegen, noch durch Gräben geschwommen. Gezähmt kam er, in seinem Blicke lag keine Wildheit, keine überwältigende Leidenschaft wohnte in seinem Herzen. Ich warte auf den Gewaltigen, der mich mir selbst entreißt; so stark muß ich die Liebe in meinem eigenen Herzen empfinden, daß ich davor erbebe. Bis jetzt kenne ich nur die Liebe, über die mein Verstand lächeln muß."

Ihre Gegenwart brachte Leben in die Unterhaltung, verlieh dem Wein Feuer. Ihre glühende Seele beschleunigte die Bogenstriche, und rascher ging der Tanz über den Fußboden, sobald sie ihn mit ihrem schmalen Fuß berührte. Sie strahlte in den lebenden Bildern, sie ließ die Lustspiele geistreich erscheinen, ihre schönen Lippen ...

Ach, stille, es war nicht ihre Schuld, es war nie ihre Absicht gewesen! Der Balkon, der Mondschein, der Spitzenschleier, die Rittertracht, der Gesang, sie waren schuld daran! Die armen jungen Menschenkinder waren unschuldig!

Alles das, wodurch soviel Unglück angerichtet wurde, war doch nur in bester Absicht getan worden. Patron Julius, der sich auf alles verstand, hatte ein lebendes Bild gestellt, nur damit Marianne in vollem Glanze strahle.

Vor der Bühne, die in dem großen Saal zu Ekeby aufgeschlagen worden war, saßen hundert Gäste und sahen Spaniens gelben Mond an dem dunkeln nächtlichen Himmel hinziehen. Ein Don Juan schlich sich die Straßen Sevillas entlang und machte unter einem efeuumrankten Balkon halt. Er hatte sich als Mönch verkleidet, doch sah man eine Spitzenmanschette aus dem Ärmel und eine glänzende Degenspitze unter der Kutte hervorgucken.

Der Vermummte stimmte ein Lied an:

„Nicht küss' ich ein Mädchen zum süßen Bund,
nicht setz' ich dürstend den Becher zum Mund,
ich trinke keinen Wein.
Was soll mir die Wange rosig und rund,
für mich erglüht in der Liebe Stund',
der Blick, der selige Wonne tut kund —
nichts rühret das Herze mein!

Im Glanz der Schönheit nicht tritt hervor,
Señora, ach, kommt nicht ans Gittertor,
der Anblick macht mir Pein!
Das Recht zu lieben ich längst verlor,
denn Kutt' und Rosenkranz ich erkor,
dem Weine zieh das Wasser ich vor —
das muß zum Trost mir sein!"

Als der letzte Ton verklang, trat Marianne in schwarzem Samtgewand und einen Spitzenschleier über dem

Haar auf den Balkon. Sie beugte sich über das Geländer und sang langsam und ironisch:

„Warum denn stimmst du, frommer Mann,
hier am Balkon die Weise an,
sag, bereust du für mich?"

Aber dann auf einmal warm und lebhaft:

„O fliehe, flieh, man schleicht heran,
den Degen dein man sehen kann.
Stimmst du auch heil'ge Lieder an,
der Sporn verrät den Rittersmann —
o flieh, errette dich!"

Bei diesen Worten warf der Mönch die Verkleidung ab, und Gösta Berling stand in goldgesticktem seidenem Rittergewand unter dem Balkon. Er kehrte sich nicht an die Warnung der Schönen, sondern kletterte an einem der Pfeiler, die den Balkon trugen, hinauf, schwang sich übers Geländer und fiel — wie Patron Julius es angeordnet hatte — vor der schönen Marianne auf die Knie.

Sie lächelte ihn huldreich an, reichte ihm die Hand zum Kusse, und während die beiden einander in Liebe versunken betrachteten, fiel der Vorhang.

Und vor ihr kniete Gösta Berling, mit einem Ausdruck, so sanft wie der eines Dichters und keck wie der eines Feldherrn; seine tiefen Augen blitzten vor Schelmerei und Geist — sie strahlten, flehten und bettelten. Er war geschmeidig und doch kraftvoll, feurig und berückend.

Während der Vorhang immer wieder aufging und fiel, verharrte das junge Paar regungslos in derselben Stellung. Göstas Augen ruhten unverwandt auf der schönen Marianne — sie flehten, sie bettelten.

Das Beifallklatschen verstummte, der Vorhang ward nicht mehr aufgezogen, niemand sah die beiden.

Da beugte sich die schöne Marianne nieder und küßte Gösta Berling. Sie wußte nicht, warum sie es tat, sie konnte nicht anders. Er schlang die Arme um ihren Hals und hielt sie fest. Sie küßte ihn wieder und wieder.

Aber der Balkon, der Mondschein, der Spitzenschleier, das Ritterkleid, der Gesang, der Beifall, sie allein waren schuld daran, die armen jungen Menschenkinder waren unschuldig. Sie hatten es nicht beabsichtigt. Nicht aus

Sehnsucht nach Gösta hatte sie die Grafenkronen, die über ihrem Haupte schwebten, zurückgewiesen, oder war an den Millionen, die zu ihren Füßen lagen, vorübergegangen, und auch Gösta Berling hatte Anna Stjärnhök noch nicht vergessen. Nein, sie waren ohne Schuld, keines von beiden hatte es gewollt.

Der sanfte Lövenborg, er, mit den Tränen in den Augen und dem Lächeln auf den Lippen, zog an jenem Tage den Vorhang auf. Von der Erinnerung an kummervolle Zeiten bedrückt, schenkte er den Dingen dieser Welt nur wenig Aufmerksamkeit, und er hatte sich nie Mühe gegeben, sie so gut wie möglich auszuführen. Als er nun sah, daß Gösta und Marianne eine neue Stellung eingenommen hatten, glaubte er, dies gehöre ebenfalls zu dem lebenden Bilde und begann wieder an der Schnur des Vorhangs zu ziehen.

Das junge Paar auf dem Balkon wurde es erst gewahr, als ein neuer Beifallssturm losbrach.

Marianne schreckte auf, sie wollte entfliehen, Gösta aber hielt sie fest und flüsterte ihr zu:

„Bleibt ruhig stehen, man glaubt, es gehöre noch zur Aufführung."

Er fühlte, wie sie am ganzen Körper zitterte, wie die Glut ihrer Küsse erlosch.

„Habt keine Furcht," flüsterte er, „schöne Lippen haben das Recht zu küssen."

Sie mußte in derselben Stellung verharren, während der Vorhang fiel und wieder aufging, und jedesmal, wenn die hundert Augenpaare sie ansahen, erhoben sich ebenso viele Hände zu stürmischem Applaus.

Denn es ist schön, zwei junge, schöne Menschen das Glück der Liebe darstellen zu sehen. Niemand kam auf den Gedanken, daß diese Küsse etwas anderes sein könnten als Theaterblendwerk, niemand ahnte, daß die Señora vor Scham errötete und der Ritter vor Unruhe bebte. Jedermann glaubte, die Fortsetzung des lebenden Bildes vor sich zu sehen.

Endlich standen Marianne und Gösta hinter der Bühne.

Sie fuhr mit der Hand über die Stirne.

„Ich kann mich selbst nicht begreifen," flüsterte sie.

„O pfui, pfui, Fräulein Marianne," sagte er mit einer Grimasse und erhob entrüstet die Arme. „Gösta Berling zu küssen, pfui, pfui!"

Marianne mußte lachen.

„Ach, alle Welt weiß, daß Gösta Berling unwiderstehlich ist. Mein Verbrechen ist also nicht größer als das der andern."

Und so kamen sie denn ganz friedlich miteinander überein, daß sie gute Miene dazu machen wollten, damit niemand die Wahrheit ahne.

„Kann ich mich darauf verlassen, daß nie jemand die Wahrheit erfährt, Herr Gösta?" fragte sie, ehe sie sich mit Gösta wieder unter die Zuschauer mischte.

„Ja, das könnt Ihr, Fräulein Marianne. Die Kavaliere können schweigen, ich verbürge mich für sie."

Sie schlug die Augen nieder. Ein eigentümliches Lächeln spielte um ihre Lippen.

„Wenn aber die Wahrheit trotzdem an den Tag käme, was würden dann die Leute von mir denken, Herr Gösta?"

„Nichts würden sie denken; denn sie wüßten, daß es nichts zu bedeuten hatte. Sie würden glauben, daß wir uns in unsere Rolle ganz eingelebt und weitergespielt hätten."

Und noch eine Frage stellte sie, mit gesenktem Blick, mit erzwungenem Lächeln.

„Aber Ihr selbst, Herr Gösta, was denkt Ihr von mir?"

„Ich denke, daß Fräulein Marianne sich in mich verliebt hat," scherzte er.

„Glaubt so etwas ja nicht, Herr Gösta," erwiderte sie lächelnd, „sonst müßte ich Euch mit diesem spanischen Dolche durchbohren, um zu beweisen, daß der Herr Gösta im Irrtum ist."

„Frauenküsse sind teuer," sagte Gösta. „Kostet es wirklich das Leben, von Fräulein Marianne geküßt zu werden?"

Da drang ein Blick aus Mariannes Augen, der ihn traf wie ein Dolchstoß.

„Ich möchte Euch tot vor mir sehen, Gösta Berling, tot, tot."

Die Worte erweckten das alte Sehnen aufs neue in dem Herzen des Poeten.

„Ach," seufzte er, „daß diese Worte mehr wären als nur Worte! Wären es doch Pfeile, die sausend aus einem dunklen Gebüsch kämen, wären sie ein Dolch oder ein Gift, das die Macht hätte, diesen elenden Körper zu zerstören, so daß meine Seele ihre Freiheit wieder erhielte!"

Sie hatte ihre Ruhe wiedergewonnen.

„Kindereien!" sagte sie, indem sie ihren Arm in den seinen legte, um sich mit ihm zu den Gästen zu begeben.

Sie waren in ihren Kostümen geblieben, und als sie sich im Saale zeigten, feierten sie neue Triumphe. Alle waren des Lobes voll, niemand hatte den geringsten Verdacht geschöpft.

Der Ball nahm seinen Fortgang; aber Gösta entfloh aus dem Tanzsaal.

Das Herz tat ihm weh, Mariannes Blick hatte ihn getroffen wie scharfer Stahl; er verstand sehr wohl den Sinn ihrer Worte.

Eine Schande war es, ihn zu lieben, eine Schande, von ihm geliebt zu werden, eine Schande, schlimmer als der Tod. Er wollte nie wieder tanzen, nie wieder schöne Frauen sehen!

Er wußte ja wohl, daß diese schönen Augen, diese roten Wangen nicht für ihn erglühten. Nicht seinetwegen schwebten diese Füße leicht dahin, nicht für ihn erklang dieses holde Lachen!

Ja, mit ihm tanzen, mit ihm schwärmen, das konnten sie — keine aber hätte im Ernst die Seine werden wollen.

Der Poet begab sich ins Rauchzimmer zu den alten Herren und setzte sich an einen der Spieltische. Zufällig hatte er an demselben Tische Platz genommen, wo der reiche Herr von Björne saß und „Knack" spielte; bald spielte er, bald hielt er die Bank, und vor ihm wuchs ein großer Haufen von Sechs- und Zwölfgroschenstücken an.

Es wurde schon hoch gespielt, und nun trieb Gösta die Einsätze noch mehr in die Höhe. Die grünen Banknoten

kamen zum Vorschein, und vor dem reichen Melchior Sinclaire wurde der Geldhaufen immer größer.

Aber auch vor Gösta häuften sich Banknoten und Geldstücke, und bald war er der einzige, der den Kampf mit dem reichen Gutsherrn von Björne aushielt. Nach kurzer Zeit wanderte sogar der große Geldhaufen von Melchior Sinclaire zu Gösta Berling hinüber.

„Gösta, mein Junge," rief der Gutsherr lachend, als alles, was er in seiner Tasche und in seiner Börse gehabt hatte, dahin war, „was sollen wir nun tun? Ich bin ganz ausgeplündert, und mit geliehenem Geld spiele ich niemals, das habe ich meiner Mutter versprochen."

Er fand aber doch einen Ausweg. Er verspielte seine Uhr, seinen Biberpelz und war eben im Begriff, sein Pferd und seinen Schlitten zu setzen, als Sintram ihn zurückhielt.

„Setz doch etwas, was sich verlohnt!" sagte der böse Gutsherr von Fors. „Setz etwas, was den Bann brechen kann."

„Weiß der Teufel, was ich da setzen soll!"

„Spiel um dein Herzblut, Bruder Melchior, spiel um deine Tochter!"

„Das kann der Herr Sinclaire ruhig wagen," sagte Gösta Berling lachend, „den Preis gewinne ich doch nicht."

Der reiche Melchior mußte ebenfalls lachen. Er duldete es nicht gerne, daß der Name seiner Tochter am Spieltisch genannt wurde, aber dies war ein so hirnverrückter Vorschlag, daß er nicht böse darüber werden konnte. Marianne an Gösta zu verspielen, ja, das konnte er getrost wagen.

„Das heißt," erklärte er, „nur unter der Bedingung, daß du ihr Jawort erringen kannst, Gösta, setze ich meinen väterlichen Segen zum Ehebunde auf diese Karte."

Gösta setzte seinen ganzen Gewinst dagegen, und das Spiel begann. Gösta gewann, doch jetzt gab der Gutsherr Melchior das Spielen auf. Bei solchem Pech war nichts zu machen, das sah er ein.

Es wurde spät; Mitternacht war schon vorüber. Die Wangen der Schönen begannen bleich zu werden, die Locken lösten sich, die Garnierungen waren zerdrückt. Die

alten Damen erhoben sich aus ihren Sofaecken und sagten, das Fest habe nun volle zwölf Stunden gedauert, da sei es Zeit, nach Hause zu fahren.

Das schöne Fest sollte nun wirklich ein Ende nehmen; doch da griff Liljecrona selbst zur Geige und spielte zur letzten Polka auf. Die Schlitten hielten vor der Tür, die alten Damen hüllten sich in ihre Pelze und Kapuzen, die alten Herren knüpften die Halstücher um und knöpften die Pelzstiefel zu.

Die jungen Leute aber konnten sich nicht vom Tanze losreißen. Sie tanzten in Mänteln und Hüten, tanzten Viermannspolka, Stampfpolka, Ringpolka; es war ein wildes, rasendes Tanzen. Sobald ein Herr eine Dame losließ, kam ein anderer und riß sie mit sich fort.

Selbst der schwermütige Gösta Berling wurde in den Wirbel mit hineingerissen. Er wollte den Kummer und die Demütigung forttanzen, er wollte wieder schäumende Lebenslust in seinem Blute fühlen, er wollte ebenso fröhlich sein wie die andern. Und er tanzte, daß die Wände des Saales sich vor ihm im Kreise drehten und seine Gedanken sich verwirrten.

Aber was für eine Dame war es denn eigentlich, die er aus der Menge mit sich fortgerissen hatte? Sie war leicht und geschmeidig, und er fühlte, daß Ströme von Feuer zwischen ihnen hin und her gingen. Ach, es war Marianne!

Während Gösta mit Marianne tanzte, saß Sintram schon in seinem Schlitten unten auf dem Hof, und neben ihm stand Melchior Sinclaire.

Der reiche Gutsherr war ärgerlich darüber, daß er auf Marianne warten mußte. Er stampfte mit seinen großen Pelzstiefeln im Schnee und machte sich Bewegung mit den Armen, denn es war bitter kalt.

„Du hättest Marianne doch lieber nicht an Gösta verspielen sollen, Sinclaire!“ sagte Sintram.

„Was sagst du?“

Sintram brachte seine Zügel in Ordnung und hob die Peitsche, dann erst antwortete er:

„Die Küsserei gehörte nicht zu den lebenden Bildern.“

Der mächtige Gutsherr Melchior Sinclaire hob den Arm und holte zu einem tödlichen Schlage aus; aber

Sintram war schon fort. Er jagte davon, schlug auf das Pferd ein, daß es in wilder Fahrt dahinstürmte, und wagte nicht, sich umzusehen; denn Melchior hatte eine schwere Hand und nur eine kurze Geduld.

Der Gutsherr ging in den Tanzsaal zurück, um seine Tochter zu holen, und da sah er denn, wie Gösta und Marianne miteinander tanzten.

Wild und toll wurde diese letzte Polka getanzt. Einige der Paare waren bleich, andere glühend rot, der Staub wogte wie ein Nebel durch den Saal, die heruntergebrannten Wachskerzen glimmten in den Leuchtern, und mitten in diesem spukhaften Durcheinander flogen Gösta und Marianne dahin, königlich in ihrer unermüdlichen Kraft, von tadelloser Schönheit, glücklich in dem Gefühl, sich dieser herrlichen Bewegung ganz hingeben zu können.

Melchior Sinclaire sah ihnen eine Weile zu, aber dann ging er fort und ließ Marianne tanzen. Er schlug die Tür hinter sich zu, stapfte mit schweren, dröhnenden Schritten die Treppe hinunter, setzte sich ohne weiteres in seinen Schlitten, in dem seine Frau schon auf ihn wartete, und fuhr davon.

Als Marianne ausgetanzt hatte und nach ihren Eltern fragte, waren sie fort.

Sie ließ sich jedoch ihre Überraschung nicht anmerken, sondern kleidete sich ruhig an und verließ das Haus. Die Damen im Ankleidezimmer glaubten, sie sei in einem besonderen Schlitten gekommen.

Sie aber eilte in ihren dünnen seidenen Schuhen auf der Straße dahin, ohne irgend jemand ihre Not zu klagen. In der Dunkelheit erkannte sie keiner der Vorüberfahrenden. Wer hätte auch ahnen können, daß dieser späte Wanderer, der von den vorübereilenden Schlitten in die hohen Schneeschanzen am Wegrande getrieben wurde, die schöne Marianne sei!

Sobald sie sich in der Mitte des Weges sicher fühlen konnte, fing sie zu laufen an. Sie lief, bis ihr der Atem versagte, dann ging sie eine Strecke, fing aber bald wieder zu laufen an; eine unheimliche, qualvolle Angst trieb sie vorwärts.

Von Ekeby nach Björne ist es höchstens eine Viertel-

meile. Marianne hatte den Weg bald zurückgelegt, aber sie glaubte beinahe, sie habe sich verirrt, denn als sie auf den Hof kam, waren alle Türen verschlossen, alle Lichter ausgelöscht — sie glaubte anfänglich, ihre Eltern seien noch gar nicht nach Hause gekommen.

Sie ging an die Haustür und klopfte laut. Sie rüttelte an der Klinke, daß es durchs ganze Haus schallte. Niemand kam, um ihr zu öffnen, aber als sie den eisernen Handgriff, den sie mit den bloßen Händen erfaßt hatte, losließ, riß sie sich die an dem Metall festgefrorene Haut von der Handfläche und den Fingern.

Der großmächtige Gutsherr Melchior Sinclaire war nach Hause gefahren, um Björnes Pforten vor seinem einzigen Kinde zu verschließen.

Er war berauscht vom vielen Trinken und raste vor Zorn. Er haßte seine Tochter, weil sie an Gösta Berling Gefallen fand. Jetzt sperrte er seine Dienstboten in die Küche und seine Frau in die Schlafstube; und er schwur einen heiligen Eid, daß er den, der einen Versuch mache, Marianne einzulassen, auf der Stelle totschlagen werde; und Melchior Sinclaire war dafür bekannt, daß er sein Wort hielt.

So wütend hatte ihn noch niemand gesehen; aber es hatte ihn auch noch niemals ein größerer Kummer betroffen. Wäre ihm seine Tochter jetzt vor die Augen gekommen, er hätte sie vielleicht umgebracht.

Er hatte ihr goldenes Geschmeide und seidene Kleider geschenkt, er hatte sie in Kunst und Wissenschaften unterrichten lassen. Sie war sein Stolz gewesen, seine Ehre! Er hatte zu ihr aufgesehen, als trüge sie eine Krone. Ach, seine Königin, seine Göttin, seine gefeierte, schöne, stolze Marianne! Hatte er ihr je etwas versagt? Hatte er sich nicht selbst für zu gewöhnlich gehalten, ihr Vater zu sein! O Marianne, Marianne!

Muß er sie nicht hassen, wenn sie in Gösta Berling verliebt ist und ihn küßt? Muß er sie nicht verstoßen, ihr seine Tür verschließen, wenn sie sich so tief herabwürdigt, einen solchen Mann zu lieben? Mag sie auf Ekeby bleiben, mag sie zu den Nachbarn laufen und um ein Nachtquartier betteln, mag sie im Schnee schlafen, ihm soll es gleich sein! Sie ist ja doch schon durch den Schmutz ge-

zogen, die schöne Marianne. Ihr Glanz ist ja doch schon dahin. Der Glanz seines Lebens ist dahin.

Er liegt in seinem Bett und hört sie an der Haustüre klopfen. Was geht das ihn an? Er schläft. Draußen steht ja nur ein Mädchen, das einen abgesetzten Pfarrer heiraten will — für solche Geschöpfe ist in seinem Hause kein Raum. Wenn er sie weniger geliebt hätte, wenn er weniger stolz auf sie gewesen wäre, dann hätte er sie hereingelassen.

Freilich, seinen Segen konnte er ihnen nicht vorenthalten, den hatte er verspielt, aber seine Tür öffnen, nein, das wollte er nicht. O Marianne!

Das schöne junge Mädchen stand noch immer vor der Tür ihres Elternhauses. Bald rüttelte sie in ohnmächtigem Zorn an der Klinke, bald fiel sie auf die Knie, faltete die wunden Hände und flehte um Vergebung.

Aber niemand hörte sie, niemand antwortete ihr, niemand öffnete ihr!

Ach, war dies nicht zu schrecklich! Entsetzen ergreift mich, während ich es erzähle. Sie kam von einem Ball, dessen Königin sie gewesen war. Sie war stolz, reich und glücklich gewesen, und nun war sie in einem einzigen Augenblick in bodenloses Elend hinabgestürzt. Aus ihrer Heimat ausgeschlossen, der Kälte preisgegeben, nicht verhöhnt, nicht verflucht, nur mit kalter, mitleidloser Gefühllosigkeit ausgeschlossen.

Ich denke an die kalte, sternhelle Nacht, die sie umgab, an die große, unbegrenzte Nacht mit den leeren, öden Schneefeldern und den schweigenden Wäldern. Alles schlief, alles war in schmerzlosen Schlummer versunken, nur einen einzigen lebenden Punkt gab es in allem diesem schlafenden Weiß. Alle Sorge, alle Angst und aller Schrecken, die sonst auf der ganzen Welt verteilt sind, krochen zu diesem einen Punkt hin. O Gott, so allein leiden zu müssen, mitten in der schlafenden, zu Eis gewordenen Welt!

Zum erstenmal in ihrem Leben traten Marianne Härte und Unbarmherzigkeit entgegen. Ihre Mutter verließ nicht einmal das Bett, um sie einzulassen. Alte, treue Diener, die ihre ersten Schritte geleitet hatten, hörten sie, rührten aber ihretwegen kein Glied.

Für welches Verbrechen wurde sie denn eigentlich ge-

straft? Wo hätte sie auf Mitleid hoffen dürfen, wenn nicht an dieser Tür? Hätte sie auch einen Mord begangen, so hätte sie doch hier angeklopft, in dem festen Glauben, daß man ihr hier vergeben würde. Wäre sie das verworfenste Geschöpf geworden, wäre sie elend und in Lumpen gehüllt aus der Fremde heimgekehrt, sie hätte doch vertrauensvoll und eines liebevollen Empfangs sicher an dieser Tür geklopft. Diese Tür war ja der Eingang zu ihrer Heimat, hinter dieser Tür konnte ihr nur Liebe entgegentreten.

Hatte ihr Vater sie jetzt nicht genug geprüft? Würde er nicht bald öffnen?

„Vater, Vater!" rief sie. „Laß mich ein! Mich friert, ich zittre vor Kälte! Es ist schrecklich hier draußen!"

„Mutter, Mutter, du hast so manchen Schritt mir zuliebe getan! Du hast so manche Nacht an meinem Bett gewacht, warum schläfst du jetzt? Mutter, Mutter, so wache doch noch diese eine Nacht, und ich will dir nie wieder Kummer bereiten!"

Sie ruft und versinkt dann in atemloses Schweigen, Antwort erwartend. Aber niemand hörte sie, niemand gehorchte ihr, niemand kam.

Da ringt sie angstvoll die Hände, doch ihre Augen haben keine Tränen.

Unheimlich und unbeweglich liegt das lange, dunkle Haus mit seinen verschlossenen Türen und dunkeln Fenstern vor ihr. Was sollte jetzt aus ihr werden, sie war ja heimatlos? Gebrandmarkt, entehrt war sie, so lange der Himmel dieser Erde sich über ihr wölbte. Und ihr Vater selbst drückte das rotglühende Eisen auf ihre Schulter.

„Vater," ruft sie noch einmal, „was soll aus mir werden? Die Menschen werden das Schlimmste von mir glauben."

Sie weinte und schluchzte, ihr Körper war erstarrt vor Kälte.

Ach, daß solch ein Jammer über ein Menschenkind hereinbrechen konnte, das eben noch so hoch gestanden hatte! Daß man so leicht in das tiefste Elend hinabstürzen kann! Muß es uns da nicht vor dem Leben grauen? Wer sitzt in einem sicheren Schiff? Um uns herum wogen die Sorgen gleich einem brandenden Meere,

begehrlich lecken die Wellen an den Seiten des Schiffes empor, sieh! sie stürzen sich darüber, um es zum Sinken zu bringen. Ach, nirgends ein sicherer Halt, kein fester Boden, kein zuverlässiges Boot! Soweit das Auge reicht, nur ein unbekannter Himmel über einem Ozean von Sorge.

Doch still! Endlich, endlich! Auf der Diele ertönen leichte Schritte.

„Bist du es, Mutter?" fragte Marianne.

„Ja, mein Kind."

„Darf ich jetzt hinein?"

„Der Vater will dich nicht hereinlassen."

„Ich bin in meinen dünnen Schuhen von Ekeby bis hierher durch den Schnee gelaufen. Seit einer Stunde stehe ich hier und rufe und klopfe. Ich erfriere in dieser Kälte. Warum seid ihr ohne mich fortgefahren?"

„Kind, Kind, weshalb küßtest du Gösta Berling?"

„Aber so sage Vater doch, daß ich mir nichts aus ihm mache. Es war ja nur ein Scherz. Wie kann er glauben, daß ich Gösta Berling heiraten wolle?"

„Geh in die Pächterwohnung, Marianne, und bitte, daß man dich dort über Nacht aufnimmt. Vater ist betrunken und nimmt keine Vernunft an. Er hat mich droben gefangen gehalten. Jetzt ist er eingeschlafen, da habe ich mich weggestohlen. Er schlägt dich tot, wenn du ins Haus kommst."

„Mutter, Mutter, soll ich zu Fremden gehen, wenn ich ein Elternhaus habe? Ist denn meine Mutter ebenso hart wie mein Vater? Wie kannst du es zulassen, daß ich ausgeschlossen werde? Ich lege mich hier vor die Tür in den Schnee, wenn du mich nicht einläßt."

Schon legte Mariannes Mutter die Hand auf das Schloß, um zu öffnen; aber da ertönten schwere Tritte auf der Treppe, und eine scharfe Stimme rief ihren Namen.

Marianne lauschte, die Mutter aber eilte hinauf — die rauhe Stimme stieß einen Fluch aus, und dann ...

Marianne hörte etwas Entsetzliches — sie konnte jeden Laut in dem stillen Hause hören.

Sie vernahm den Schall eines Schlags, eines Stockschlags oder einer Ohrfeige, dann ein schwaches Geräusch, und dann wieder einen Schlag.

Er schlug die Mutter, der Schreckliche! Der riesenstarke Melchior Sinclaire schlug seine Frau!

In jähem Entsetzen warf sich Marianne auf der Türschwelle nieder und krümmte sich in bittrer Angst. Jetzt konnte sie weinen, und ihre Tränen froren zu Eis auf der Schwelle ihrer Heimat.

Gnade, Erbarmen! Öffnet, öffnet! damit sie hineinkommen und ihren eigenen Rücken unter den Schlägen beugen kann. Ach, daß er die Mutter schlagen kann, sie schlagen, weil sie ihre Tochter nicht am nächsten Morgen tot im Schnee finden will, weil sie ihr Kind trösten wollte!

In jener Nacht wurde Marianne tief gedemütigt. Sie hatte geträumt, daß sie eine Königin sei, und nun lag sie hier, wenig besser als eine ausgepeitschte Sklavin!

Endlich erhob sie sich in kaltem Zorn. Noch einmal schlug sie mit der blutigen Hand an die Tür und rief:

„Höre, was ich dir sage, der du meine Mutter schlägst! Du sollst weinen, Melchior Sinclaire, weinen sollst du!"

Darauf ging die schöne Marianne hin und legte sich in den Schnee, um zu schlafen. Sie warf den Pelz ab und lag dort in ihrem schwarzen Samtkleide, das von dem weißen Schnee grell abstach. Sie malte sich aus, wie ihr Vater sie hier am nächsten Morgen, wenn er seinen gewohnten Spaziergang machte, tot finden werde, und sie hatte nur den einen Wunsch, daß er selber sie finden möchte.

* *
*

O Tod, du bleicher Freund, ist es ebenso wahr wie trostreich, daß ich dich einst treffen muß? Auch zu mir, ob ich auch am längsten der Last der Erdenarbeit widerstehe, auch zu mir wirst du kommen, mir den zerschlissenen Lederschuh vom Fuß ziehen, mir den Besen und das Mehlfaß aus der Hand nehmen und mir das Arbeitskleid ausziehen. Mit milder Gewalt legst du mich auf ein spitzenbesetztes Lager, hüllst mich in Leinen und Seide. Meine Füße bedürfen der Schuhe nicht mehr, aber meine Hände kleidet man in schneeweiße Handschuhe, die keine Arbeit mehr beschmutzen wird. Von dir zur süßen Ruhe eingeweiht, schlafe ich den tausendjährigen Schlaf! O Er-

löser! Der am längsten zaudernde der Erdenarbeiter bin ich, und doch träume ich mit wollüstigem Beben von dem Augenblick, wo ich in dein Reich aufgenommen werde.

Bleicher Freund, an mir magst du getrost deine Stärke erproben, aber das sage ich dir, bei den Frauen der entschwundenen Zeiten hattest du einen schwereren Kampf! Ihr schlanker Leib war lebenskräftiger, keine Kälte brachte ihr heißes Blut zum Erstarren .

Du hattest die schöne Marianne auf dein Bett gelegt, o Tod, und du saßest an ihrer Seite, wie eine alte Kinderfrau an der Wiege sitzt, um das Kindlein in den Schlaf zu lullen. Du treue alte Wärterin, du weißt, was den Menschenkindern gut ist, wie muß es dich da verdrießen, wenn Spielkameraden kommen, die mit Lärmen und Schreien dein eben eingeschlummertes Kind wecken. Mußtest du nicht zürnen, als die Kavaliere die schöne Marianne aus dem Bette hoben, als ein Mann sie an seine Brust drückte und seine heißen Tränen auf ihr Gesicht fielen?

* * *

Auf Ekeby waren alle Lichter erloschen und alle Gäste abgefahren. Nur die Kavaliere waren noch um die halbgeleerte Punschbowle im Kavalierflügel versammelt.

Da schlug Gösta Berling an die Bowle und hielt eine Rede auf euch, ihr Frauen entschwundener Zeiten. Von euch zu reden, sagte er, hieße vom Himmelreich reden, eitel Schönheit wäret ihr, eitel Licht. Ewig jung, ewig schön, und mild wie das Auge der Mutter, wenn sie ihr Kind anschaut. Weich wie junge Eichkätzchen hinget ihr am Halse des Mannes. Nie hörte man eure Stimme im Zorn erbeben, nie legte sich eure Stirn in Falten, eure weiche Hand würde nie rauh und hart. Sanfte Heilige wäret ihr, geschmückte Götterbilder im häuslichen Tempel. Die Männer lägen euch zu Füßen und brächten euch Weihrauch und Gebete dar. Durch euch vollbrächte die Liebe ihre Wunderwerke, um eure Stirne wöbe die Poesie ihren goldglänzenden Schein!

Und die Kavaliere sprangen auf, berauscht vom Wein, berauscht von seinen Worten; ihr Blut wallte heiß vor Festfreude. Selbst der alte Onkel Eberhard und der träge

Vetter Christoffer schlossen sich nicht aus. In fliegender Eile spannten die Kavaliere Pferde vor die Schlitten, und nun ging es hurtig in die kalte Nacht hinaus, um ihnen noch eine Huldigung darzubringen, denen nie genug gehuldigt werden konnte, um jedem der holden Wesen, dessen rote Wangen und leuchtende, klare Augen noch vor kurzem in Ekebys großen Sälen gestrahlt hatten, eine Serenade zu bringen.

Oh, ihr Frauen entschwundener Zeiten! Ja, es konnte euch wohlgefallen, durch eine Serenade, von den treuesten eurer Ritter dargebracht, aus euern süßen Träumen geweckt zu werden. Ja, es konnte euch wohlgefallen, wie es einer entschlafenen Seele wohlgefällt, von himmlischer Musik geweckt zu werden.

Doch die Kavaliere kamen nicht weit auf dieser frommen Fahrt, denn schon als sie Björne erreichten, fanden sie die schöne Marianne vor der Tür ihres Elternhauses im Schnee liegen.

Sie erbebten vor Schrecken und Zorn, als sie ihrer ansichtig wurden. Es war ihnen, als fänden sie ein angebetetes Heiligenbild verstümmelt und beraubt vor der Kirchentür.

Gösta schüttelte die geballte Faust drohend gegen das dunkle Haus.

„Ihr Kinder des Hasses," rief er, „ihr Hagelschauer, ihr Nordstürme, ihr Verheerer von Gottes Paradies!"

Beerencreutz zündete seine Hornlaterne an und beleuchtete das totenblasse Gesicht. Da sahen die Kavaliere Mariannes wunde Hände und die Tränen, die an ihren Wimpern zu Eis erstarrt waren, und sie jammerten wie die Weiber; denn sie war doch nicht nur ein Heiligenbild, sondern ein schönes Weib, an dem auch alte Herzen ihre Freude gehabt hatten.

Gösta Berling warf sich neben ihr auf die Knie.

„Hier liegt sie nun, meine Braut," sagte er. „Vor wenigen Stunden gab sie mir den Brautkuß, und ihr Vater hat mir seinen Segen versprochen. Hier liegt sie nun und wartet darauf, daß ich komme und ihr weißes Bett mit ihr teile."

Und Gösta hob die Leblose mit seinen starken Armen auf.

„Heim nach Ekeby mit ihr!“ rief er. „Jetzt ist sie mein. Im Schnee habe ich sie gefunden, nun soll sie mir niemand mehr entreißen. Wir wollen niemand da drinnen wecken. Was soll sie auch hinter der Tür, an der sie sich die Hände blutig geschlagen hat?“

Und die andern willfahrten ihm. Er legte Marianne in den vordersten Schlitten und setzte sich neben sie. Beerencreutz stellte sich hintenauf und ergriff die Zügel.

„Reibe sie mit Schnee, Gösta!“ befahl er.

Die Kälte hatte ihr nur die Glieder gelähmt, das wild erregte Herz schlug noch. Sie hatte nicht einmal das Bewußtsein verloren, sie wußte, daß die Kavaliere sie gefunden hatten; aber sie konnte kein Glied rühren. Steif und starr lag sie im Schlitten, während Gösta sie mit Schnee rieb und abwechselnd weinte und sie küßte. Sie empfand ein unaussprechliches Verlangen, nur eine Hand rühren, nur eine Liebkosung erwidern zu können.

Sie wußte alles, was geschehen war; steif und starr lag sie da und konnte doch so klar denken wie noch nie. Liebte sie Gösta Berling? Ja, sie liebte ihn. War es nur die Laune dieses einen Abends? Ach nein — es mußte schon lange her sein, schon viele Jahre.

Sie verglich sich mit ihm und mit den andern Menschen in Wermland. Sie waren alle wie die Kinder, ließen und taten, was ihnen gerade einfiel. Sie lebten an der Oberfläche, hatten die Tiefen ihrer Seelen nie erforscht. Sie aber war ganz anders geworden, wie man wird, wenn man in die Welt hinauskommt und mit fremden Menschen verkehrt, sie konnte sich nie ganz hingeben. Wenn sie liebte — wie sehr sie sich auch Mühe gab —, immer stand gleichsam die eine Hälfte ihres Ichs da und schaute mit kaltem Hohnlächeln zu. Sie hatte sich immer nach einer Leidenschaft gesehnt, die kommen und sie in wildem, besinnungslosem Taumel mit fortreißen würde. Und jetzt war er gekommen, der Gewaltige! Als sie Gösta Berling auf dem Balkon küßte, da hatte sie zum ersten Male sich selbst vergessen.

Und jetzt ergriff sie die Leidenschaft aufs neue, ihr Herz klopfte so heftig, daß sie sein Pochen hören konnte. Erhielt sie denn noch immer nicht die Herrschaft über ihre Glieder zurück? Jetzt empfand sie eine wilde Freude, daß

ihr Vater sie verstoßen hatte. Nun wollte sie Gösta angehören ohne Zaudern. Wie dumm war sie doch gewesen, daß sie ihre Liebe so viele Jahre unterdrückt hatte. O welche Seligkeit, sich der Liebe hinzugeben! Würde sie denn aber niemals, niemals die Eisfesseln abschütteln können? Bisher war sie im Innern Eis und nach außen Feuer gewesen; jetzt war es gerade umgekehrt, jetzt brannte eine Feuerseele in einem Eiskörper.

Da fühlte Gösta, daß zwei Arme sich mit schwachem, kraftlosem Druck um seinen Hals legen.

Er fühlte es kaum, Marianne aber glaubte der ganzen zusammengepreßten Leidenschaft in ihrem Innern in einer erstickenden Umarmung Luft gemacht zu haben.

Doch als Beerencreutz dies sah, ließ er das Pferd auf dem wohlbekannten Wege nach eigenem Gutdünken dahinlaufen. Er erhob den Blick und schaute unverwandt zu dem Siebengestirn empor.

7

Die alten Fuhrwerke

Freunde, Menschenkinder! Sollte es geschehen, daß ihr dieses in später Nacht leset — ob ihr noch auf seid oder euch schon zu Bett gelegt habt —, so wie ich es jetzt in den stillen Nachtstunden niederschreibe, dann sollt ihr nicht erleichtert aufatmen und glauben, daß die guten Herrn Kavaliere sich eines ungestörten Schlafes erfreuen durften, nachdem sie mit Marianne auf Ekeby angekommen waren und sie in dem besten Fremdenzimmer neben dem großen Salon gut untergebracht hatten.

Zu Bett gingen sie allerdings, und in Schlaf fielen sie auch, aber es war ihnen nicht beschieden, in ungestörter Ruhe bis zum Mittag zu schlafen, wie wir es vielleicht könnten, ich und du, lieber Leser, wenn wir bis vier Uhr gewacht hätten und uns vor Müdigkeit alle Glieder weh täten.

Es darf nämlich nicht vergessen werden, daß zu jener Zeit die alte Majorin mit Bettelsack und Wanderstab durchs Land zog, und daß es nie ihre Art war, auf die Bequemlichkeit eines ermüdeten Sünders Rücksicht zu

nehmen. Und jetzt war dies um so weniger ihre Absicht, denn sie hatte beschlossen, in dieser Nacht die Kavaliere aus Ekeby zu verjagen.

Denn die Zeit war nicht mehr, wo sie in Glanz und Herrlichkeit auf Ekeby gesessen hatte und Freude auf Erden aussäete, wie Gott Sterne über den Himmel ausstreut. Und während sie heimatlos im Lande umherzog, waren Macht und Ehre der großen Güter in den Händen der Kavaliere, die sie hüteten, wie der Wind die Asche behütet, wie die Frühlingssonne den Schnee.

Manchmal geschah es, daß die Kavaliere zu sechs oder acht in einem langen Schlitten mit Schellen und geflochtenen Zügeln ausfuhren. Begegneten sie dann der Majorin, die als Bettlerin daherkam, dann schlugen sie nicht einmal die Augen nieder.

Mit der Faust drohte ihr die lärmende Schar, durch eine rasche Wendung des Schlittens trieben sie die Ärmste in den hohen Schnee am Weg hinein, und Major Fuchs, der Bärentöter, vergaß nie, dreimal auszuspucken, um alle bösen Folgen der Begegnung mit dem alten Weibe zu vertreiben.

Sie hatten kein Mitleid mit ihr; ihr Anblick war ihnen widerwärtig wie der einer alten Hexe. Wäre ihr ein Unglück zugestoßen, so hätten sie sich nicht mehr darüber gegrämt, als es jemand tun würde, der am Osterabend eine mit Messingstiften geladene Flinte abschießt und eine auf dem Besenstiel durch die Luft fliegende Hexe trifft.

Es war den armen Kavalieren, als hinge ihrer Seelen Seligkeit davon ab, daß sie die Majorin verfolgten. Die Menschen sind oft grausam gewesen und haben einander mit großer Härte gepeinigt, wenn sie für ihr Seelenheil zitterten.

Wenn die Kavaliere spät in der Nacht vom Zechtisch ans Fenster taumelten, um zu sehen, ob die Nacht ruhig und sternhell sei, bemerkten sie oft einen dunklen Schatten, der über den Hofplatz hinglitt, und sie waren überzeugt, daß die Majorin gekommen war, um ihr geliebtes Heim zu betrachten. Aber dann erdröhnte der Kavalierflügel von dem Hohngelächter der alten Sünder, die Fenster wurden aufgerissen, und spöttische Zurufe flogen zu ihr hinunter.

Wahrlich — Liebloſigkeit und Übermut begannen wirklich von dem Gehirn der mittelloſen Abenteurer Beſitz zu ergreifen. Sintram hatte Haß in ihre Herzen geſäet. Ihre Seelen hätten nicht in größere Gefahr geraten können, wenn die Majorin auf Ekeby geblieben wäre; es fallen mehr Soldaten auf der Flucht als in der Schlacht.

Die Majorin dagegen hegte keinen allzugroßen Zorn gegen die Kavaliere.

Hätte es in ihrer Macht geſtanden, dann hätte ſie ſie wie unartige Jungen mit der Rute gezüchtigt und wäre ihnen hinterher wieder von Herzen gut geweſen.

Jetzt aber fürchtete ſie für ihr geliebtes Beſitztum, das der Obhut der Kavaliere übergeben war, die es behüteten wie die Wölfe die Schafe, wie die Kraniche die Frühlingsſaat.

Es gibt viele, die auch dieſelbe Sorge haben durchmachen müſſen. Sie iſt nicht die einzige, die den Ruin über ein geliebtes Heim hereinbrechen ſah und gefühlt hat, was es heißt, wenn die ſorgſam gehegten Höfe verfallen. Mit den Augen eines zu Tode getroffenen Rehes ſcheint die Heimat ihrer Kindheit ſie anzublicken. Viele kommen ſich wie Verbrecher vor, wenn ſie die von Flechten überwucherten Bäume abſterben und die Kieswege, von Gras und Unkraut bedeckt, verſchwinden ſehen. Sie möchten auf den einſt mit wogendem Getreide bedeckten Feldern niederknien und dieſe bitten, die Schmach, die ihnen angetan wird, nicht ihnen zur Laſt zu legen. Und ſie wenden ſich ab von den armen alten Pferden; deren Blick auszuhalten, dazu gehört ein robuſteres Herz! Sie wagen es nicht, am Zaune zu ſtehen, wenn das Vieh von der Weide heimkehrt. Kein Ort auf der weiten Welt iſt ſo ſchwer zu betreten wie ein verfallenes Heim.

O, ich bitte euch alle, die ihr der Felder und Wieſen, der Baumgüter und der geliebten, freudebringenden Blumengärten wartet, wartet ihrer recht! Wartet ihrer mit Liebe, mit emſiger Arbeit! Es iſt nicht gut, wenn die Natur über die Menſchen klagt!

Wenn ich bedenke, was dieſes ſtolze Ekeby unter der Herrſchaft der Kavaliere leiden mußte, dann wünſche ich, daß der Plan der Majorin in Erfüllung gegangen und Ekeby den Kavalieren genommen worden wäre.

Es war nicht ihre Absicht, selbst wieder zur Herrschaft zu kommen.

Sie hatte nur ein Ziel: Ihr Heim von diesen Narren zu befreien, diesen Heuschrecken, diesen wilden Räubern, auf deren Wegen kein Gras mehr wuchs.

Während sie bettelnd im Lande umherzog und von Almosen lebte, mußte sie beständig an ihre Mutter denken, und der Gedanke, daß nur dann bessere Zeiten für sie kommen könnten, wenn ihre Mutter die Last des Fluchs von ihren Schultern genommen hätte, setzte sich in ihrem Herzen fest.

Noch hatte niemand ihr den Tod der Alten gemeldet, sie mußte also noch da oben auf dem Sägewerk in den Alftalswäldern leben. Trotz ihrer neunzig Jahre stand sie noch in ununterbrochener Arbeit, sorgte im Sommer für ihre Milchschüsseln und im Winter für ihre Kohlenmeiler, sich abmühend fast bis zu Tode und voller Sehnsucht nach der Stunde, wo sie ihr Tagewerk vollbracht hätte.

Und die Majorin dachte, die Alte müsse sicherlich nur deshalb so lange leben, damit sie den Fluch wieder von ihrer Tochter nehmen könne. Eine Mutter, die ein solches Elend über ihr Kind heraufbeschworen hatte, konnte unmöglich sterben.

So beschloß denn die Majorin, zu ihrer Mutter zu gehen, damit sie beide Ruhe bekämen. Sie wollte durch die dunklen Wälder, den Fluß entlang, nach ihrer Kinderheimat ziehen. Eher konnte sie ja keine Ruhe finden.

Gar viele boten ihr in jenen Tagen eine warme Heimat und die Gaben treuer Freundschaft an, aber sie ließ sich nirgends festhalten. Streng und grimmig ging sie von Hof zu Hof, denn der Fluch lastete gar schwer auf ihr.

Ja, sie wollte zu ihrer Mutter gehen, zuvor aber wollte sie noch für ihr geliebtes Ekeby sorgen. Sie wollte es nicht in den Händen leichtsinniger Verschwender, nichtswürdiger Saufkumpane, gleichgültiger Verschleuderer der Gaben Gottes lassen.

Sollte sie gehen, um bei ihrer Rückkehr ihr Erbe vergeudet, ihre Eisenhämmer verödet, ihre Pferde abgemagert, ihre Dienstboten zerstreut zu finden?

O nein, noch einmal wird sie sich in ihrer ganzen Kraft erheben und die Kavaliere verjagen!

Sie wußte recht wohl, daß es ihrem Mann Freude machte, wenn er sah, wie ihr Erbe vergeudet wurde. Doch sie kannte ihn hinreichend, um zu wissen, daß er viel zu träg war, einen neuen Heuschreckenschwarm herbeizuschaffen, wenn sie diesen vertriebe. Waren die Kavaliere erst einmal fort, dann würden ihre alten Knechte und ihr Inspektor auf Ekeby wieder alles in das gewohnte Geleise bringen.

Deshalb war ihr dunkler Schatten so viele Nächte hindurch auf den schwarzen Wegen der Eisenwerke dahingeglitten.

Sie war heimlich bei den Häuslern aus- und eingegangen, hatte mit dem Müller und den Mahlknechten im Erdgeschoß der großen Mühle gesprochen und mit den Schmieden in dem dunklen Kohlenschuppen Rat geflogen.

Und alle hatten ihr geschworen, ihr zu helfen. Die Macht und Ehre des großen Besitztums sollten nicht länger in den Händen fahrlässiger Kavaliere bleiben, die sie behüteten, wie der Wind die Asche behütet, wie der Wolf die Schafherde.

Und in der Nacht, wo die lustigen Herren getanzt, gespielt und getrunken hatten, bis sie todmüde auf ihre Betten sanken, gerade in dieser Nacht sollten sie fort. Sie hat sie großtun lassen, die Leichtsinnigen!

Finsteren Blickes hat sie in der Schmiede gesessen und das Ende des Balles abgewartet. Sie hat auch noch die Rückkehr der Kavaliere von ihrer nächtlichen Fahrt abgewartet; schweigend und starr saß sie da, bis ihr gemeldet wurde, daß der letzte Lichtschein an den Fenstern des Kavalierflügels erloschen sei, und daß der große Hof schlafe.

Da stand sie auf und ging hinaus.

Die Majorin befahl nun, daß alle Untergebenen des Gutes sich am Kavalierflügel versammeln sollten; sie selbst ging voraus nach den Wohngebäuden. An dem großen Herrenhause klopfte sie an und wurde sogleich eingelassen. Die Tochter des Brobyer Pfarrers, die sie zu einer tüchtigen Dienerin erzogen hatte, erwartete sie.

„Die gnädige Frau ist herzlich willkommen," sagte das Mädchen und küßte ihr die Hand.

„Lösch das Licht!" befahl die Majorin. „Meinst du, ich könnte den Weg hier nicht im Dunkeln finden?"

Und dann begann sie eine Wanderung durch das stille Haus. Sie ging vom Keller bis auf den Boden und nahm Abschied.

Leise, leise gingen sie von Zimmer zu Zimmer.

Die Majorin sprach mit ihren Erinnerungen. Die Dienerin seufzte und schluchzte nicht, aber Träne um Träne rollte ihr über die Wangen herab, während sie ihre Herrin begleitete. Die Majorin ließ sich den Leinenschrank und den Silberschrank öffnen; sie strich mit der Hand zärtlich über die feinen Damastgedecke und die prächtigen silbernen Kannen, und liebkosend befühlte sie die hochaufgetürmten Daunenbetten in der Kammer. Alles Hausgeräte, Webstühle, Spinnrocken und Garnwinden mußte sie berühren. Prüfend steckte sie die Hand in die Gewürzlade, und sie befühlte auch die Reihen der an einem Stocke unter dem Dache aufgehängten Talglichter.

„Die Lichter sind trocken," sagte sie, „sie können abgenommen und eingepackt werden."

Unten im Keller neigte sie prüfend die Fässer und fuhr tastend mit der Hand über die Reihen der Weinflaschen.

Sie war in der Speisekammer und in der Küche, sie befühlte, untersuchte alles. Sie streckte die Hand aus und sagte allem in ihrem Hause „Lebewohl".

Ganz zuletzt ging sie in die Zimmer. Im Speisesaale fuhr sie mit dem Finger über die Platte des großen Eßtisches hin.

„Viele haben sich an diesem Tisch sattgegessen," sagte sie.

Und sie schritt durch alle Zimmer. Sie fand die langen, breiten Sofas an ihrem Platz, sie legte die Hand auf die kühlen Platten der Marmortische; von vergoldeten Greifen getragen, stützten sie die mit einem Fries von tanzenden Göttinnen geschmückten Spiegel.

„Dies ist ein reiches Haus," sagte sie. „Er war ein herrlicher Mann, der mich hier zur Herrin einsetzte."

Im Salon, wo eben noch der Tanz gerast hatte, standen die hochlehnigen Armstühle schon wieder in steifer Ordnung an den Wänden.

Sie trat ans Klavier und schlug leise einen Ton an.

„Auch zu meiner Zeit hat es hier nicht an Lust und Freude gefehlt," sagte sie.

Sie ging auch in das Fremdenzimmer neben dem Salon.

Da drinnen war es stockfinster. Die Majorin tastete mit der Hand umher und berührte dabei das Gesicht der Dienerin.

„Weinst du?" fragte sie, als sie Tränen an ihrer Hand fühlte.

Da begann das junge Mädchen zu schluchzen.

„Ach Herrin, teure Herrin!" rief sie. „Sie werden noch alles zerstören! Ach, warum seid Ihr von uns gegangen und habt die Kavaliere hier hausen lassen?"

Die Majorin zog den Vorhang zurück und deutete auf den Hof hinaus.

„Habe ich dich weinen und jammern gelehrt?" fragte sie scharf. „Sieh, die vielen Leute im Hof, morgen wird kein Kavalier mehr auf Ekeby sein."

„Kehrt Ihr dann wieder hierher zurück?" fragte die Dienerin.

„Meine Zeit ist noch nicht gekommen," antwortete die Majorin. „Die Landstraße ist meine Heimat, der Strohhaufen mein Bett. Aber du mußt mir Ekeby behüten, Mädchen, solange ich fort bin."

Sie gingen weiter. Keine von ihnen wußte oder kam auf den Gedanken, daß Marianne in diesem Zimmer schliefe.

Sie schlief auch nicht. Sie war ganz wach, hatte alles gehört und alles verstanden.

Sie hatte still im Bett gelegen und eine Hymne auf die Liebe gedichtet.

„Du Herrliche, du hast mich über mich selbst hinausgehoben!" sagte sie. „In bodenloses Elend war ich versunken, und du hast es in dein Paradies verwandelt. Der eiserne Griff der verriegelten Tür des Elternhauses hielt meine Hände fest, und sie bluteten, als ich sie losriß, auf der Schwelle meiner Heimat froren meine Tränen zu Eisperlen. Der kalte Zorn ließ mein Herz erstarren, als ich die Schläge auf den Rücken meiner Mutter fallen hörte. Im eisigen Schnee wollte ich meinen Harm verschlafen. Aber du bist gekommen! O Liebe, du Kind des

Feuers, du kamst zu der vor Kälte Erstarrten! Wenn ich mein Elend mit der dadurch gewonnenen Herrlichkeit vergleiche, so erscheint es mir wie nichts. Losgelöst bin ich von allen irdischen Banden, ich habe nicht Vater noch Mutter und keine Heimat. Die Menschen werden alles Schlechte von mir denken und sich von mir abwenden. Nun wohl, so hast du es gewollt, o Liebe! Denn warum sollte ich höher stehen als mein Geliebter?

Hand in Hand werden wir in die Welt hinauswandern. Gösta Berlings Braut ist arm. Im Schnee hat er sie gefunden. Wir wollen uns eine Heimat gründen, nicht in den hohen Sälen, sondern in des Taglöhners Hütte am Waldessaum. Ich werde ihm helfen, den Meiler zu bewachen, ihm helfen, den Hasen und Auerhähnen Schlingen zu legen, ich werde das Essen für ihn kochen und seine Kleider flicken. O mein Geliebter! ich werde trauern und mich nach dir sehnen, wenn ich einsam am Waldesrand sitze und dich erwarte. Glaubst du es? Ja, so wird es sein, so wird es sein! Aber nicht nach den Tagen des Reichtums werde ich mich sehnen, nur nach dir, nach dir allein! Nach dir nur werde ich ausspähen und verlangen, nach deinem Schritt auf dem Waldpfad, nach deinem fröhlichen Gesang, wenn du, die Art auf der Schulter, heimkehrst. O mein Geliebter, mein Geliebter! Mein ganzes Leben lang könnte ich deiner harren!"

So hatte sie dagelegen und dem allmächtigen Gott des Herzens Hymnen gedichtet, und ihre Augen hatten sich noch nicht zum Schlummer geschlossen, als die Majorin eintrat.

Nachdem diese wieder gegangen war, stand Marianne auf und kleidete sich an. Noch einmal mußte sie das schwarze Samtkleid und die dünnen Ballschuhe anlegen. Sie hüllte sich in ihre Decke wie in einen Schal und eilte noch einmal hinaus in die schreckliche Nacht.

Ruhig, sternenhell und bitter kalt lag die Februarnacht noch über der Erde; es war, als wollte sie nie ein Ende nehmen.

Und die Dunkelheit und Kälte, die diese Nacht verbreitete, war noch auf der Erde zu verspüren, lange, lange nachdem der Schnee, den die schöne Marianne durchwatete, sich in Wasser verwandelt hatte.

Marianne verließ Ekeby so eilig, um Hilfe zu holen. Sie konnte die Männer nicht versagen lassen, die sie aus dem Schnee aufgehoben und ihr Haus und Herz geöffnet hatten. Sie wollte nach Sjö gehen zu dem Major Samzelius. Sie hatte große Eile, denn sie konnte erst in einer Stunde wieder zurück sein.

Als die Majorin von ihrem Hause Abschied genommen hatte, ging sie auf den Hof, wo die Leute sie erwarteten; und nun begann der Kampf um den Kavalierflügel.

Die Majorin stellte ihre Leute rings um das hohe, schmale Haus, in dessen oberem Stockwerk die verrufene Wohnung der Kavaliere war.

In der großen Stube mit den weißgetünchten Wänden, den rotangestrichenen Truhen und dem großen Klapptisch, wo die Spielkarten noch in dem verschütteten Branntwein schwimmen, wo die breiten Betten unter gewürfelten Vorhängen stehen, schlafen die Kavaliere. O, die Sorglosen!

Und im Stalle vor den gefüllten Krippen schlafen die Kavalierpferde und träumen von den Taten ihrer Jugend. Süß ist es, in den Tagen der Ruhe zu träumen von den wilden Jugendstreichen oder von den Reisen zu den Jahrmärkten, wo sie Tag und Nacht unter freiem Himmel stehen mußten, oder von den Wettfahrten bei der Rückkehr von der Frühmette zu Weihnachten, von den Probefahrten bei einem Pferdehandel, wo sich berauschte Herren mit hoch erhobenen Zügeln weit über das Spritzleder weg auf ihren Rücken vorbeugten und ihnen Flüche ins Ohr brüllten. Süß ist es für sie, zu träumen, daß sie Ekebys volle Krippen und die warmen Ställe nicht wieder zu verlassen brauchen!

In einem schlechten, alten Wagenschuppen, wohin zerbrochene Karossen und abgedankte Schlitten verwiesen wurden, steht eine wunderbare Versammlung alter Gefährte. Da stehen grüngestrichene Korbschlitten und allerlei rot und gelbe Rumpelkästen. Da steht das erste zweirädrige Karriol, das man in Wermland gesehen hat; Beerencreutz hatte es im Jahre 1814 als Kriegsbeute mitgebracht. Da stehen alle erdenklichen Arten von Einspännern, Chaisen mit schwankenden Federn und Postwagen, seltsame Marterfuhrwerke, deren Bänke auf Holzträgern ruhen. Da sind sie alle versammelt, die merk-

würdigen Beförderungsmittel, die die allersonderbarsten Namen haben und die zu den Zeiten des Landstraßenverkehrs so viel besungen worden sind. Da findet sich auch der lange Schlitten, in dem zwölf Kavaliere Platz haben, und der Kurschlitten des stets frierenden Vetters Christoffer und Orneclous alter Familienschlitten mit einem mottenzerfressenen Bärenfell darüber und einem halbverschwundenen Wappen auf dem Wagenleder, sowie einsitzige Schlitten. Ach, eine unendliche Menge einsitziger Schlitten!

Viele Kavaliere haben auf Ekeby gelebt und sind da gestorben. Ihre Namen sind vergessen, und sie haben keinen Platz mehr in der Erinnerung der Menschen. Aber die Majorin hat die Wagen, in denen sie zu ihr gekommen sind, aufgehoben und alle in dem alten Wagenschuppen zusammengestellt.

Und da drinnen stehen sie nun und schlafen und lassen den Staub dicht, dicht auf sich herunterfallen.

Nägel und Beschläge wollen nicht länger an dem morschen Holze festhalten, die Farbe fällt in langen Stücken ab, an den Kissen quillt die Polsterung durch die mottenzerfressenen Überzüge heraus.

„Laßt uns ruhen, laßt uns zerfallen!" sagen die alten Wagen. „Wir sind lange genug über die Landstraßen hingerasselt, wir haben bei Regenwetter Wasser genug eingesogen. Laßt uns ruhen! Es ist lange her, daß wir mit den jungen Herren zu ihrem ersten Ball fuhren, lange her, daß wir sauber gewaschen und geputzt auf die lustigen Abenteuer einer Schlittenpartie auszogen, lange her, daß wir die munteren Helden auf grundlosen Wegen im Frühjahr nach dem Troßnäser Manöverfelde brachten. Die meisten von ihnen schlafen den ewigen Schlaf, und die letzten und die besten gedenken Ekeby nie mehr zu verlassen, nein, nie mehr."

Und dann zerplatzt das Leder des Fußsacks, es lösen sich die eisernen Reifen der Räder, die Speichen und Nabenringe werden morsch. Die alten Wagen machen sich nichts mehr aus dem Leben, sie wollen sterben.

Der Staub liegt über den alten Wagen wie ein Bahrtuch, und unter seinem Schutze lassen sie das Alter Herr über sich werden. In unbesiegbarem Leichtsinn stehen sie

da und verfallen. Niemand berührt sie, und doch gehen sie in Stücke. Einmal im Jahre wird der Schuppen geöffnet, falls ein neuer Kamerad gekommen ist, der sich im Ernst auf Ekeby niederlassen will, und sobald das Tor wieder geschlossen ist, überfallen Müdigkeit und Schlaf, Altersschwäche und Verfall auch diesen. Ratten und andere Nagetiere, Motten und Holzwürmer, und wie die Raubgierigen sonst noch heißen, stürzen sich auf ihn, und er rostet und vermodert in süßer, traumloser Ruhe.

Aber in dieser Februarnacht läßt die Majorin die Tür des Wagenschuppens öffnen.

Und bei Laternen- und Fackelschein läßt sie die Wagen, die den jetzigen Kavalieren auf Ekeby gehören, heraussuchen: Beerencreutz' altes Karriol, Örneclous wappengeschmücktes Fuhrwerk, und auch die schmale Kalesche, die einst Vetter Christoffer gebracht hat.

Sie fragt nichts danach, ob die Fuhrwerke für den Sommer oder für den Winter eingerichtet sind, sie sorgt nur dafür, daß jeder der Kavaliere das seine bekomme.

Und im Stalle werden die alten Kavalierpferde, die eben noch im Traum vor den vollen Krippen standen, geweckt.

Jetzt wird der Traum zur Wahrheit, ihr Sorglosen! Ihr sollt wieder die steilen Abhänge kennen lernen und das dumpfige Heu in dem Winkel des Wirtshauses, die stacheligе Peitsche des Pferdehändlers, die halsbrecherischen Wettfahrten auf so blankem Glatteis, daß ihr zittert, wenn euer Fuß es betritt.

Und ihr richtiges Aussehen bekommen sie, die alten Fuhrwerke, wenn kleine graue Nordlandpferde vor eine hohe, gespensterhafte Karosse, oder hochbeinige, knochige Reitpferde vor niedrige, einsitzige Schlitten gespannt werden. Die alten Tiere wiehern und schnauben, als ihnen das Gebiß in das zahnlose Maul gelegt wird, die alten Wagen ächzen und knarren. Eine jammerwürdige Gebrechlichkeit, die man bis ans Ende aller Tage hätte schlafen lassen sollen, wird jetzt dem Auge enthüllt. Steife Fesseln, hinkende Vorderbeine, Spatt und Hasenhack kommen zum Vorschein.

Den Stallknechten gelingt es aber doch, die Pferde vor die Wagen zu spannen; dann gehen sie zu der Majorin,

um zu fragen, in welchem Fuhrwerk Gösta Berling fahren soll, denn sie wissen alle, daß er mit dem Kohlenwagen der Majorin nach Ekeby gekommen ist.

„Spannt ‚Don Juan' vor unsern besten Schlitten," sagt die Majorin, „und breitet das Bärenfell mit den silbernen Klauen darüber!" Und als die Stallknechte zögern, setzt sie hinzu: „Es ist kein Pferd in meinem Stalle, das ich nicht opfern würde, um diesen Menschen loszuwerden, merkt euch das!"

So, nun sind die Fuhrwerke geweckt, die Pferde gleichfalls, aber die Kavaliere schlafen noch immer.

Nun ist für sie die Stunde gekommen, wo sie in die Winternacht hinausgejagt werden sollen; aber sie in ihren Betten angreifen, ist eine größere Leistung, als die steifbeinigen Pferde und die alten zerbrochenen Wagen herauszuführen. Die Kavaliere sind kühne, starke, in hundert Abenteuern gestählte, schreckliche Männer. Sie werden sich auf Tod und Leben verteidigen; es ist nicht leicht, sie wider ihren Willen aus den Betten zu holen und sie in die Fuhrwerke zu setzen, die sie fortführen sollen.

Die Majorin läßt einen Strohhaufen in Brand setzen, der so nahe beim Hofe liegt, daß der Feuerschein die schlafenden Kavaliere aufwecken muß.

„Der Strohhaufen gehört mir, ganz Ekeby gehört mir," sagt sie.

Und als das Stroh in hellen Flammen steht, ruft sie: „Weckt sie jetzt auf!"

Aber die Kavaliere schlafen hinter festverriegelten Türen. Die ganze Schar auf dem Hofe stößt den schrecklichen, furchterregenden Ruf „Feuer! Feuer!" aus, — aber die Kavaliere schlafen.

Der schwere Hammer des Schmiedemeisters donnert gegen die Haustür, — aber die Kavaliere schlafen.

Ein harter Schneeball zerschmettert eine Fensterscheibe, fliegt in die Stube hinein und trifft den Bettvorhang, — aber die Kavaliere schlafen.

Sie träumen, daß ein schönes Mädchen ihnen das Taschentuch zuwirft, sie träumen von Beifallklatschen, nachdem der Vorhang gefallen ist, sie träumen von fröhlichem Lachen und dem betäubenden Lärm mitternächtiger Gelage.

Eines Kanonenschusses hätte es bedurft, einer Sturzsee eiskalten Wassers, um sie zu erwecken.

Sie haben sich verbeugt, getanzt, musiziert, gespielt und gesungen. Sie sind trunken vom Wein, ihre Kräfte sind erschöpft, und sie liegen in tiefem, totenähnlichem Schlafe.

Und dieser herrliche Schlaf ist ihre Rettung.

Die Leute fangen zu glauben an, daß hinter dieser Ruhe eine Gefahr laure. Wie, wenn die Kavaliere schon fort wären?

Wie, wenn dies bedeutete, daß die Kavaliere das Haus schon verlassen hätten, um Hilfe herbeizuholen? Wie, wenn es bedeutete, daß sie mit gespanntem Hahn an den Fenstern oder hinter der Tür stünden, um den ersten, der sich naht oder eintritt, niederzuknallen?

Diese Kavaliere sind schlaue, streitbare Männer, ihr Schweigen muß etwas bedeuten. Wer könnte glauben, daß sie sich überraschen ließen wie ein Bär in seiner Höhle?

Die Leute schreien noch immer: „Feuer! Feuer!" — aber es ist alles umsonst.

Da, als alle vor Angst zittern, ergreift die Majorin selbst eine Art und sprengt die Haustür.

Dann stürzt sie allein die Treppe hinauf, reißt die Stubentür auf und ruft ins Zimmer hinein: „Feuer! Feuer!"

Diese Stimme findet in den Ohren der Kavaliere einen bessern Widerhall als das Brüllen der Leute.

Dieser Stimme zu gehorchen gewohnt, springen zwölf Männer zugleich aus den Betten, sie sehen den Feuerschein, greifen nach ihren Kleidern und eilen die Treppe hinunter auf den Hof.

Doch an der Haustür steht der Schmiedemeister mit zwei handfesten Müllersknechten, und sobald einer der Kavaliere zur Tür herauswill, wird er ergriffen und zu Boden geworfen. Es werden ihm die Füße zusammengebunden, und dann wird er ohne weiteres in den für ihn bestimmten Wagen getragen.

Keiner entkam, alle wurden gefangen. Beerencreutz, der grimmige Oberst, mußte sich ebensogut binden und wegtragen lassen wie Christian Bergh, der starke Hauptmann, und Onkel Eberhard, der Philosoph.

Auch der unüberwindliche, der furchtbare Gösta Berling wurde gefangen. Der Plan der Majorin ist gelungen. Sie ist doch mächtiger als die Kavaliere.

Jammerwürdig sehen sie aus, wie sie mit gefesselten Gliedern in den alten, wackeligen Wagen sitzen, mit hängenden Köpfen, mit zornigen Blicken; und der Hof hallt von Flüchen und wilden Ausbrüchen ohnmächtiger Wut wider.

Die Majorin geht von einem zum andern.

„Schwöre," sagt sie, „daß du Ekeby nie wieder betreten wirst."

„Halt den Mund, Hexe!"

„Du mußt schwören," sagt sie, „sonst lasse ich dich gebunden in den Kavalierflügel zurücktragen, und da ich diesen heute nacht in Flammen aufgehen lasse, wirst du mit verbrennen. So, jetzt weißt du's."

„Das wagt Ihr nicht, Frau Majorin."

„Nicht wagen! Gehört Ekeby nicht mir? O, du Schurke! Meinst du, ich hätte vergessen, wie du mich auf der Landstraße verhöhnt hast? Meinst du, ich hätte nicht große Lust gehabt, den Kavalierflügel anzuzünden und Euch alle miteinander verbrennen zu lassen? Hast du nur einen Finger für mich gerührt, als ich aus meinem Hause vertrieben wurde? Nein, du mußt schwören!"

Furchtbar steht die Majorin vor ihnen — wenn sie sich vielleicht auch zorniger stellt, als sie in Wirklichkeit ist —, und im Kreise umher stehen viele mit Äxten bewaffnete Männer, so daß die Kavaliere, um großes Unglück zu verhüten, den verlangten Eid leisten müssen.

Die Majorin läßt ihre Kleider und Truhen aus dem Kavalierflügel holen, dann befiehlt sie, den Kavalieren die Hände zu lösen und ihnen die Zügel zu reichen.

Indessen aber ist viel Zeit verflossen, und Marianne ist auf Sjö angekommen.

Der Major war kein Langschläfer, er war schon auf, als sie ankam. Sie trifft ihn auf dem Hofe; er hatte seinen Bären eben das Frühstück gebracht.

Er sagte nicht viel auf ihre Erzählung; er ging nur zu den Bären zurück, legte ihnen Maulkörbe an, ließ sie heraus und eilte mit ihnen nach Ekeby.

Marianne folgte ihm in einiger Entfernung. Sie sank

beinahe um vor Erschöpfung, aber da sah sie plötzlich einen hellen Feuerschein am Himmel und ware beinahe zu Tod erschrocten.

Welch eine Nacht! Ein Gatte schlägt seine Frau und läßt sein Kind vor seiner Tür erfrieren. Wollte jetzt eine Frau ihre Feinde verbrennen, wollte der Major die Bären auf seine eignen Leute hetzen?

Sie überwand ihre Müdigkeit, überholte den Major und eilte in wildem Laufe nach Ekeby.

Sie gewann einen großen Vorsprung. Als sie den Hof ohne Unfall erreicht hatte, bahnte sie sich einen Weg durch die Menge, und als sie mitten im Kreise dicht vor der Majorin stand, rief sie so laut sie konnte:

„Der Major kommt mit den Bären!"

Die Leute wurden bestürzt, aller Blicke richteten sich auf die Majorin.

„Hast du ihn geholt?" sagte diese zu Marianne.

„Flieht!" rief Marianne immer eifriger. „Fort, fort um Gottes willen! Ich weiß nicht, was der Major im Sinn hat, aber er bringt die Bären mit."

Alle standen wie erstarrt und sahen die Majorin an.

„Ich danke euch für die Hilfe, Kinder," sagte sie ruhig. „Alles, was heute nacht geschehen ist, war so ausgedacht, daß keiner dafür zur Verantwortung gezogen werden und keinem etwas geschehen kann. Geht jetzt nur heim. Ich will nicht, daß meine Leute morden, oder daß sie selbst gemordet werden. Geht, geht!"

Aber niemand rührte sich.

Die Majorin wendete sich an Marianne.

„Ich weiß, daß du liebst," sagte sie. „Du hast im Liebeswahnsinn gehandelt. Möge nie der Tag kommen, wo du der Zerstörung deiner Heimat ohnmächtig zuschauen mußt! Mögest du immer Herr über deine Zunge und deine Hand bleiben, wenn Empörung dein Herz erfüllt!"

„Kommt nun, kommt, Kinder!" fuhr sie, an die Schar gewandt, fort. „Nun möge Gott Ekeby beschützen, ich gehe zu meiner Mutter. O Marianne, wenn du wieder klug geworden bist, wenn Ekeby verheert ist und das Land in schwerer Not seufzt, dann bedenke, was du in dieser Nacht getan hast, und nimm dich der Untergebenen an."

Damit ging sie, und alle ihre Leute folgten ihr.

Als der Major auf dem Hof ankam, fand er kein anderes lebendes Wesen vor als Marianne und eine lange Reihe von allerhand merkwürdigen, mit alten Pferden bespannten Fuhrwerken; es war ein langer, trauriger Zug, wo die Pferde nicht schlechter waren als die Wagenlenker, das Fuhrwerk nicht schlechter als der Besitzer; gleich übel zugerichtet im Kampfe waren alle.

Marianne löste die Bande der Kavaliere.

Sie merkte, daß sie die Lippen zusammenpreßten und die Blicke abwendeten. Sie schämten sich, wie sie sich noch nie geschämt hatten. Eine größere Schande hatten sie noch nie erduldet.

„Mir ging es auch nicht besser, als ich vor ein paar Stunden in Björne auf den Stufen vor der Tür kniete," sagte Marianne.

Und nun, lieber Leser, was in dieser Nacht noch weiter geschah, wie die alten Fuhrwerke wieder in die Schuppen, die Pferde in den Stall und die Kavaliere ins Haus hineinkamen, werde ich nicht zu erzählen brauchen. Der Morgen graute über den Bergen im Osten, und der Tag brach klar und ruhig an. Wie viel ruhiger sind doch die hellen sonnigen Tage als die dunklen Nächte, unter deren schützendem Flügel die Raubtiere auf Beute ausgehen und der Uhu schreit!

Nur so viel will ich noch sagen, daß die Kavaliere, als sie wieder in ihrer Stube waren und da noch einen kleinen Rest in der letzten Bowle vorfanden, von plötzlicher Begeisterung ergriffen, diese letzten Tropfen in ihre Gläser füllten und „Es lebe die Majorin!" riefen.

O, sie war ein Weib ohnegleichen! Was hätten sie Besseres begehrt, als ihr zu dienen, sie verehren zu können!

War es nicht schrecklich, daß der Teufel Macht über sie gewonnen hatte, und daß ihr Streben darauf ausging, die Seelen der Kavaliere zur Hölle zu schicken?

8

Der große Bär auf dem Gurlittafelsen

Im Dunkel der Wälder wohnen ruchlose Tiere, deren Kiefer mit unheimlich glänzenden Zähnen oder scharfen Schnäbeln versehen sind, deren Füße scharfe Klauen tragen, die danach verlangen, sich um die Kehle eines Wesens mit warmem, rotem Blut zu klammern, und deren Augen vor Mordlust funkeln.

Dort hausen die Wölfe, die bei Nacht hervorkommen und die Schlitten der Bauern solange verfolgen, bis die Frau ihnen das auf ihrem Schoße sitzende Kind vorwerfen muß, um ihr eigenes Leben und das ihres Mannes zu retten.

Dort haust auch der Luchs, der beim Volk „Göpa" heißt, weil es — im Walde wenigstens — gefährlich ist, ihn beim rechten Namen zu nennen. Wer bei Tag von ihm spricht, mag wohl zusehen, daß er am Abend die Türen und Luken seines Schafstalles sorgfältig zuschließe, denn sonst kommt der Luchs. Er klettert einfach an der Mauer empor, denn seine Krallen sind stark wie Eisen, zwängt sich durch die engste Öffnung und stürzt sich auf die Schafe. Der Göpa hängt sich an deren Hals und saugt ihnen das Blut aus den Halsadern, ermordet und zerfleischt sie, bis alle Schafe tot sind. Er stellt seinen wilden Totentanz unter den erschreckten Tieren nicht ein, solange noch eines von ihnen ein Lebenszeichen von sich gibt.

Und am nächsten Morgen findet der Bauer alle seine Schafe mit zerfleischten Kehlen tot am Boden liegen, denn der Göpa läßt nichts Lebendes hinter sich zurück.

Dort haust der Uhu, der in der Dämmerung schreit. Wenn man ihn nachäfft, kommt er mit ausgebreiteten Flügeln auf einen zugesaust und hackt einem die Augen aus, denn er ist kein richtiger Vogel, ein böser Geist ist er.

Dort wohnt auch der Schrecklichste von allen, der Bär, der Zwölfmännerstärke hat und gefeit ist, so daß er nur mit silbernen Kugeln erlegt werden kann. Kann etwas einem Tier einen fürchterlicheren Nimbus verleihen als die Tatsache, daß er nur mit einer silbernen Kugel getötet werden kann? Was sind das für geheime schreckliche

Kräfte, die in ihm vorhanden sind und ihn gegen gewöhnliches Blei gefeit machen? Muß nicht ein Kind stundenlang wach liegen und vor diesem Tier, das die bösen Mächte beschützen, schaudern?

Und wenn man ihm im Walde begegnet, mächtig und groß, wie ein wandernder Felsen, soll man weder davonlaufen noch sich zur Wehr setzen, sondern sich auf die Erde werfen und sich tot stellen. Viele kleine Kinder haben es sich in Gedanken ausgemalt, daß der Bär sie beim Spiel auf dem Felde überraschte. —

Er hat sie mit seinen Tatzen hin und her gerollt, und sie haben seinen heißen, keuchenden Atem in ihrem Gesicht gespürt, aber sie haben sich nicht gerührt, bis er wieder fortging, um ein Loch zu graben, in das er sie legen wollte. Da haben sie sich leise erhoben und sich fortgeschlichen, zuerst langsam, dann in schnellem Laufe.

Aber denkt euch, denkt euch, wenn der Bär sie nun nicht für ganz tot gehalten und zugebissen hätte! Oder wenn er sehr hungrig gewesen wäre und sie gleich hätte fressen wollen! Oder wenn er sie gesehen hätte, als sie davonliefen, und ihnen nachgerannt wäre! O Gott!

Die Furcht ist eine Hölle. Sie sitzt in der Dämmerung der Wälder, singt Zauberlieder in die Ohren der Menschen und füllt ihnen das Herz mit unheimlichen Gedanken. Daher kommt die lähmende Angst, die das Leben bedrückt und die Schönheit lachender Gegenden trübt. Boshaft ist die Natur, hinterlistig wie eine schlafende Schlange; in nichts kann man ihr trauen. Da liegt der Löfven in herrlicher Schönheit, aber trau ihm nicht, er lauert auf Beute! Jedes Jahr verlangt er seinen Tribut an ertrunkenen Menschen. Da liegt der Wald, er lockt dich mit seinem Frieden, aber trau ihm nicht! Im Walde hausen unheimliche Tiere, in denen die Seelen böser Hexen und blutdürstiger Verbrecher wohnen.

Trau dem Bache mit dem klaren Wasser nicht! Ihn nach Sonnenuntergang zu durchwaten, bringt schwere Krankheit und Tod. Trau dem Kuckuck nicht, der im Frühling so lustig ruft! Im Herbst wird er zum Habicht mit bösen Augen und unheimlichen Krallen. Trau nicht dem Moos, nicht dem Heidekraut, nicht dem kahlen Felsen — böse ist die Natur, von unsichtbaren Mächten be-

herrscht, die die Menschen hassen. Es gibt keine Stelle, wo dein Fuß sicher auftreten kann, und es ist merkwürdig, daß dein schwaches Geschlecht so vieler Verfolgung entgehen kann.

Eine Hexe ist die Furcht. Sitzt sie immer noch im Dunkel der wermländischen Wälder und singt dort Zauberlieder? Verdunkelt sie immer noch die Schönheit der lachenden Gegenden, lähmt sie immer noch die Lebensfreude? Groß ist ihre Macht gewesen, das weiß ich, mir hat man Stahl in die Wiege und Kohlen in die Badewanne gelegt; ich weiß es, denn ich habe gefühlt, wie mir ihre eiserne Hand das Herz zusammenpreßte.

Aber das soll niemand glauben, daß ich nun etwas Unheimliches und Schreckliches erzählen wollte, es ist nur eine alte Geschichte von dem großen Bären auf dem Gurlittafelsen, und jedem steht es frei, sie zu glauben oder nicht zu glauben, wie es ja bei allen richtigen Jagdgeschichten sein soll.

* * *

Der große Bär hat seine Behausung auf dem prächtigen Berggipfel, dem sogenannten Gurlittafelsen, der sich steil und schwer zugänglich am Ufer des oberen Löfven erhebt.

Die Wurzeln einer umgestürzten Föhre, an denen noch die bemooste Erde festsitzt, bilden die Wände und das Dach der Wohnung des großen Bären. Äste und Reisig schützen sie, der Schnee macht sie dicht. Da drinnen kann er ruhig von einem Sommer zum andern schlafen.

Ist denn dieser zottige König der Wälder, dieser schiefäugige Räuber ein Dichter, ein wirklicher Träumer? Will er die dunkeln Nächte und die farblosen Tage verschlafen und sich erst von plätschernden Bächen und Vogelgezwitscher wieder aufwecken lassen? Will er da liegen und träumen von den roten Preißelbeerhalden, von den Ameisenhaufen, in denen es von braunen, leckeren Wesen wimmelt, sowie von den weißen Lämmern, die auf grünen Abhängen grasen? Will er, der Glückliche, dem Winter des Lebens entgehen?

Von draußen fegt das Schneegestöber zwischen die

Föhren herein; da draußen streifen Wolf und Fuchs ganz toll vor Hunger umher. Warum soll der Bär allein schlafen dürfen — er soll aufstehen und auch fühlen, wie die Kälte beißt, wie beschwerlich das Waten durch den tiefen Schnee ist. Er soll aufstehen!

Er hat sich so gut gebettet! Er gleicht der schlafenden Prinzessin im Märchen; wie sie von der Liebe geweckt wurde, so möchte er vom Lenze geweckt werden. Von einem Sonnenstrahl, der durch die Zweige hereindringt und ihm die Nase wärmt, von ein paar Tropfen schmelzenden Schnees, die ihm durch den Pelz dringen, will er geweckt werden. Wehe dem, der ihn zur Unzeit weckt.

Ja, wenn nur jedermann danach fragen würde, wie der Waldkönig sich seine Welt einzurichten wünscht. Wenn nur nicht plötzlich eine Ladung Schrot durch die Zweige sauste und blutgierigen Mücken gleich in seine Haut eindränge!

Er hört plötzlich Rufe, Lärm und Schüsse. Er streckt die Glieder und schiebt die Zweige beiseite, um zu sehen, was es gibt. Ha, es gibt Arbeit für den alten Raufbold! Nicht der Lenz ist es, der vor der Höhle lärmt, auch nicht der Sausewind, der Tannen entwurzelt und Schnee aufwirbelt, nein, die Kavaliere sind es, die Kavaliere von Ekeby.

Alte Bekannte des Waldkönigs sind es. Er hat die Nacht nicht vergessen, wo Fuchs und Beerencreutz in dem Kuhstall des Nygaarder Bauern auf ihn lauerten, als man dort seinen Besuch erwartet hatte. Sie waren gerade über ihrer Branntweinflasche eingenickt, als er durch das Rasendach eindrang; aber als er die tote Kuh aus dem Stalle fortschleppen wollte, erwachten sie und fielen mit Flinte und Messer über ihn her. Sie entrissen ihm die Kuh und überdies ein Auge, doch kam er mit dem Leben davon.

Ja, wahrlich, er und die Kavaliere sind alte Bekannte. Der Waldkönig erinnert sich wohl, wie sie ihn ein anderes Mal überraschten, als er sich mit seiner hohen Gemahlin eben in der alten Königsburg auf dem Gurlittafelsen zum Winterschlaf niedergelegt hatte, damals als sie Junge in ihrer Wohnung hatten. Er erinnert sich recht gut, wie die Jäger ganz unversehens ankamen. Allerdings entkam

er ihnen, indem er alles, was ihm den Weg versperrte, niederriß, aber ein Schuß traf ihn in die Lende, so daß er fürs ganze Leben lahm geworden war, und als er in der Nacht wieder in die Königsburg zurückkehrte, war der Schnee von dem Blute seiner hohen Gemahlin rot gefärbt, und die königlichen Kinder waren hinabgeführt worden in die Ebene, um dort aufzuwachsen, um Diener und Freunde der Menschen zu werden.

Ja, jetzt dröhnt der Boden, jetzt rieselt der Schnee von der Decke herab, jetzt bricht er hervor, der große Bär, der alte Kavalierfeind!

Gib nun acht, Fuchs, alter Bärentöter, gib acht, Beerencreutz, Oberst und Killespieler, gib acht, Gösta Berling, Held in hundert Abenteuern!

Wehe allen Dichtern, allen Träumern, allen Liebeshelden! Da steht nun Gösta Berling mit gespanntem Hahn, und der Bär kommt gerade auf ihn zu. Warum schießt er nicht, woran denkt er?

Warum schickt er ihm nicht schnell eine Kugel in die breite Brust. Er steht am richtigen Platze dazu. Und die andern können deshalb nicht im rechten Augenblick losschießen. Bildet er sich ein, daß er hier vor der Waldmajestät das Gewehr präsentiere?

Gösta hat natürlich von der schönen Marianne geträumt, die schwer krank auf Ekeby liegt, seit sie sich in jener Nacht im Schnee erkältete.

Er denkt daran, daß auch sie ein Opfer des Hasses geworden ist, der als Fluch auf der Erde lastet, und es schaudert ihm vor sich selbst, daß er ausgezogen ist, um zu verfolgen und zu töten.

Und da kommt der große Bär gerade auf ihn zu. Auf dem einen Auge von dem Messer eines Kavaliers blind, an dem einen Bein von der Kugel aus der Büchse eines Kavaliers gelähmt, zornig, wütend, alt und einsam, seit die Kavaliere sein Weib getötet und seine Kinder geraubt haben. Und Gösta sieht nun, was dieser Bär in Wirklichkeit ist: Ein armes, verfolgtes Tier, dem er nicht auch noch das Leben, das letzte, was es hat, seit die Menschen ihm alles andere genommen haben, rauben will.

„Mag er mich töten," denkt Gösta, „ich schieße nicht."

Während der Bär auf ihn losgeht, steht er ganz un-

bewealich, wie ein Soldat beim Salutieren, und als der Waldkönig gerade vor ihm steht, schultert er das Gewehr und tritt einen Schritt zur Seite.

Da geht der Bär, der wohl weiß, daß er keine Zeit zu verlieren hat, ohne anzuhalten, weiter; er dringt in den Wald hinein, bahnt sich einen Weg durch mannshohe Schneewehen, läßt sich steile Abhänge hinunterrollen und entflieht unaufhaltsam, während alle Kavaliere, die mit gespanntem Hahn auf Gösta Berlings Schuß gewartet haben, ihm ihre Kugeln nachsenden.

Aber es ist umsonst, der Ring ist durchbrochen, und der Bär ist entkommen. Fuchs schilt und Beerencreutz flucht, aber Gösta Berling lacht nur.

Wie können sie nur von einem Menschen, der so glücklich ist wie er, verlangen, daß er einem der von Gott geschaffenen Wesen ein Leid antue?

Der große Bär auf dem Gurlittafelsen kam also mit dem Leben davon, aber aus dem Winterschlaf geweckt ist er, das müssen die Bauern erfahren. Kein Bär durchbricht mit größerer Geschicklichkeit das Dach auf ihren niederen, kellerartigen Schafställen, keiner entgeht mit größerer Schlauheit einem wohlausgeheckten Hinterhalt.

Die Leute am oberen Löfven wußten bald nicht mehr, wie sie sich vor ihm schützen sollten. Bote auf Bote wurde an die Kavaliere geschickt, daß sie kämen und den Bären erlegten.

Tag um Tag, Nacht um Nacht, den ganzen Februar hindurch ziehen jetzt die Kavaliere nach dem oberen Löfven und stellen dem Bären nach, aber vergebens. Er hat vom Fuchs die Schlauheit, vom Wolf die Schnelligkeit erlernt. Wenn die Kavaliere in dem einen Hof auf der Lauer liegen, wütet er gewiß im Nachbarhofe, wenn sie ihn im Walde suchen, überfällt er den über den gefrorenen See fahrenden Bauern. Er ist der kühnste aller Räuber geworden, er kriecht in die Vorratskammer und leert den Honigtopf der Hausmutter, er schlägt das vor den Schlitten des Hausherrn gespannte Pferd tot.

Allmählich aber lernen die Leute verstehen, was das für ein Bär ist, und warum Gösta damals nicht auf ihn schießen konnte. Es ist unheimlich auszusprechen, schrecklich zu glauben, aber es ist sicher kein gewöhnlicher Bär.

Niemand darf sich der Hoffnung hingeben, ihn zu erlegen, wenn er nicht eine silberne Kugel in der Büchse hat. Eine Kugel aus Silber und Glockenerz, an einem Donnerstagabend bei Neumond im Kirchturm gegossen, ohne daß Pfarrer oder Priester oder irgend jemand etwas davon wüßte, würde ihn sicherlich töten; aber eine solche Kugel ist eben nicht so leicht zu bekommen.

* * *

Auf Ekeby wohnt ein Mann, der sich mehr als alle andern über dies alles grämen muß. Das ist, wie man leicht erraten kann, Anders Fuchs, der Bärentöter. Er kann weder essen noch schlafen vor Kummer darüber, daß er den großen Bären auf dem Gurlittafelsen nicht töten kann.

Schließlich ist auch er überzeugt, daß der Bär nur mit einer silbernen Kugel erlegt werden könnte.

Der grimmige Major Anders Fuchs war kein schöner Mann. Er hatte einen plumpen, schwerfälligen Körper und ein breites, rotes Gesicht mit Hängebacken und einem tüchtigen Doppelkinn. Steif wie Borsten saß der kleine schwarze Schnurrbart über den dicken Lippen, und das schwarze Haar stand ihm steif und struppig um den Kopf. Dazu war er wortkarg und ein Vielfraß. Er gehörte nicht zu den Männern, denen die Frauen mit sonnigem Lächeln und offenen Armen entgegenkommen, und auch er ließ ihnen keine freundlichen Blicke zuteil werden. Er glaubte nicht, daß er je einer Frau begegnen würde, die ihm auch nur erträglich erscheinen könnte, und alles, was Liebe und Schwärmerei hieß, war ihm vollständig fremd.

Da, an einem Donnerstagabend, als der Mond sich nur ein paar Stunden nach Sonnenuntergang wie eine schmale Sichel zeigt, da verläßt der Major Fuchs Ekeby, ohne zu sagen, wohin er geht. Das Feuerzeug und eine Kugelform in der Jagdtasche und die Büchse auf dem Rücken, schlägt er den Weg nach der Broer Kirche ein, um zu erproben, was das Glück für einen ehrlichen Mann zu tun geneigt sei.

Die Kirche liegt auf dem östlichen Ufer des schmalen Sunds, zwischen dem oberen und unteren Löfven. Und

der Major Fuchs mußte also die Brücke des Sunds überschreiten, um nach der Kirche zu gelangen. So wandert er denn, in tiefe Gedanken versunken, seine Straße, ohne einen Blick auf die Brobyer Hügel zu werfen, wo sich die Häuser von dem klaren Nachthimmel scharf abheben, oder den Gurlittafelsen zu betrachten, dessen runde Kuppe im Widerschein des Sonnenuntergangs glänzt. Er sieht nur auf den Boden zu seinen Füßen und grübelt darüber nach, wie er den Kirchenschlüssel bekommen könnte, ohne daß jemand etwas davon erführe.

Als er an die Brücke kommt, hört er ein verzweifeltes Geschrei, so daß er unwillkürlich aufschaut.

Damals war ein Deutscher, der kleine Faber, Organist in Bro. Er war ein schmächtiger Mann, klein von Körper und klein an Geist. Und Küster war Jan Larsson, ein tüchtiger aber armer Bauer, denn der Pfarrer von Broby hatte ihn um sein ganzes väterliches Erbe gebracht, um ganze fünfhundert Reichstaler.

Der Küster hätte gern die Schwester des Organisten, die kleine, feine Jungfer Faber geheiratet, aber der Organist wollte es nicht zugeben, und deshalb waren die beiden keine guten Freunde. Heute abend nun ist der Küster dem Organisten auf der großen Brücke begegnet, da ist er über diesen hergefallen, hat ihn an der Brust gepackt und ihn mit steifem Arm über das Brückengeländer hinausgehalten, und dabei hat er hoch und teuer geschworen, daß er ihn ins Wasser werfe, wenn er ihm seine kleine, feine Schwester nicht gebe. Der kleine Deutsche will jedoch nicht nachgeben, er zappelt und schreit und sagt immerfort nein, obgleich er tief unter sich die schwarze offene Wasserrinne zwischen weißen Ufern brausen sieht.

„Nein, nein!“ schreit er. „Nein, nein!“

Und wer weiß, ob der Küster ihn nicht in seinem Zorn in das kalte schwarze Wasser hätte hinunterwirbeln lassen, wenn nicht gerade Major Fuchs auf die Brücke gekommen wäre. Da erschrickt der Küster, er stellt Faber wieder auf den festen Boden und läuft davon, so schnell er kann.

Der kleine Faber fällt nun dem Major um den Hals und will ihm für seine Lebensrettung danken; aber der

Major stößt ihn zurück und sagt, das sei nicht der Rede wert. Seitdem der Major während des pommerischen Krieas in Putbus auf Rügen im Quartier gelegen hat, empfindet er durchaus keine Liebe für die Deutschen.

Nie in seinem Leben war er der Gefahr des Verhungerns so ausgesetzt gewesen wie damals.

Nun will der kleine Faber zum Amtsrichter Scharling laufen und den Küster des Mordversuchs anklagen; aber der Major gibt ihm zu verstehen, daß sich das nicht der Mühe verlohne, denn es koste hiesigen Lands keine Strafe, wenn man einen Deutschen totschlage.

Hierauf beruhigt sich der kleine Faber und ladet den Major ein, mit ihm nach Hause zu kommen zu Bratwurst und Mumme.

Der Major aeht mit ihm, denn es fällt ihm ein, daß der Organist sicher einen Kirchenschlüssel haben müsse; und so aehen sie miteinander den Hügel hinauf, auf dessen Gipfel die Broer Kirche liegt, umgeben von dem Pfarrhof, dem Küsterhause und der Amtswohnung des Organisten.

„Ich bitte sehr um Entschuldigung," sagte der kleine Faber, als der Major sein Haus betritt. „Es ist heute nicht besonders schön bei uns. Meine Schwester und ich haben viel Unruhe gehabt. Wir haben einen Hahn geschlachtet."

„Teufel auch!" rief der Major.

Die kleine, feine Jungfer Faber kommt gleich darauf mit zwei großen Tonkrügen voll Mumme herein. Nun war es allbekannt, daß der Major das weibliche Geschlecht nicht mit freundlichen Blicken zu betrachten pflegte, aber die kleine Jungfer Faber machte ihm doch einen recht wohlgefälligen Eindruck; sie sah in ihrem Mieder und dem Wermlandhäubchen gar hübsch aus. Das blonde Haar lag so glatt gekämmt um die Stirne, das selbstgewebte Gewand saß so gut und war so blendend rein, ihre kleinen Hände waren so flink und geschäftig, und ihr Gesichtchen war so weich und rund, daß er unwillkürlich dachte, wenn er vor fünfundzwanzig Jahren solch ein Frauenzimmer gesehen hätte, wäre er sicherlich auch auf Freiersfüßen gegangen.

Aber so hübsch, so rosig und so flink sie auch ist, ihre

Augen sind doch ganz verweint. Und das gerade stimmt ihn so freundlich gegen sie.

Während die Männer essen und trinken, geht sie ab und zu. Einmal tritt sie vor ihren Bruder hin, macht einen Knicks und sagt:

„Wie sollen die Kühe im Stall aufgestellt werden, Bruder?"

„Stell zwölf auf die linke und elf auf die rechte Seite, dann stoßen sie einander nicht," erwidert der kleine Faber.

„Ei der tausend, Faber, habt Ihr so viele Kühe?" ruft der Major aus.

Aber damit verhielt es sich folgendermaßen. Der Organist hatte nur zwei Kühe, hatte ihnen aber die Namen „Elf" und „Zwölf" gegeben, damit es recht großartig klinge, wenn die Rede von ihnen wäre.

Und zugleich erfährt der Major auch, daß Fabers Stall eben umgebaut wird, und daß die Kühe deshalb den Tag im Freien zubringen müssen, zur Nacht aber im Holzstall untergebracht werden.

Die kleine Junafer Faber geht ab und zu; noch einmal tritt sie vor den Bruder, macht einen Knicks und sagt, daß der Zimmermann gefragt habe, wie hoch der Stall gebaut werden solle.

„Nimm an der Kuh das Maß," antwortet der Organist, „nimm an der Kuh das Maß."

Diese Antwort deuchte dem Major sehr gut.

Und es dauert gar nicht lange, da fragt der Major den Organisten, warum seine Schwester so rote Augen habe, und er erfährt, daß sie geweint hat, weil der Bruder nicht zugeben will, daß sie den bettelhaften Küster, der von Haus aus arm und überdies verschuldet sei, heirate.

Darauf hängt der Major immer mehr seinen eigenen Gedanken nach. Und ohne es selbst zu wissen, leert er einen Krug Bier nach dem andern, ißt eine Wurst nach der andern. Dem kleinen Faber schwindelt es förmlich vor den Augen bei solch einem Appetit und Durst, aber je mehr der Major ißt und trinkt, desto klarer wird es ihm im Kopf, und desto entschlossener wird sein Sinn.

Desto fester wird auch sein Entschluß, etwas für die kleine Junafer Faber zu tun.

Sein Blick hat indessen unverwandt auf dem großen

Schlüssel mit dem verschnörkelten Bart, der an einem Knopf neben der Tür hängt, geruht, und kaum hat der kleine Faber, der auch dem Major beim Trinken fleißig hatte Bescheid tun müssen, den Kopf auf den Tisch gebeugt und zu schnarchen angefangen, als auch der Major nach dem Schlüssel greift, sich die Mütze aufstülpt und hinausstürzt.

Eine Minute später tappt er mit seiner kleinen Hornlaterne die Treppe im Kirchturm hinauf und gelangt so in die Glockenstube, wo die Glocken weit und groß über ihm gähnen.

Er schabt zuerst mit einer Feile ein wenig Glockenerz ab und will eben die Kugelform und das Kohlenbecken aus der Jagdtasche nehmen, als er merkt, daß ihm das Allerwichtigste fehlt, nämlich das Silber. Wenn aber die Kugel irgendwelche Kraft haben soll, muß sie hier im Turm gegossen werden.

Ach, jetzt hätte alles so gut gestimmt! Es ist Donnerstagabend, es ist Neumond, niemand hat eine Ahnung, daß er hier ist — und nun kann er nichts ausrichten. Er stößt in der Stille der Nacht einen so nachdrücklichen Fluch aus, daß die Glocken leise widerhallen.

Gleich darauf ertönt drunten in der Kirche ein leises Geräusch, und er glaubt Schritte auf der Treppe zu hören. Ja, wahrhaftig, es kommen schwere Tritte die Stufen herauf.

Major Fuchs, der eben noch geflucht hat, daß die Glocken erbebten, wird es etwas beklommen zumute. Wer mag es sein, der ihm beim Kugelgießen helfen will? Die Schritte kommen näher und näher. Wer da kommt, will ohne Zweifel in die Glockenstube. Der Major kriecht zwischen die Balken und das Sparrenwerk und löscht dann seine Laterne. Er fürchtet sich zwar nicht gerade, aber sein ganzes Vorhaben würde ja scheitern, wenn ihn jemand hier oben sähe. Kaum hat er sich versteckt, als auch schon der Kopf des Besuchers über dem Boden sichtbar wird.

Der Major kennt ihn gut, es ist der geizige Brobyer Pfarrer. Dieser Mensch, der vor Geiz beinahe verrückt ist, hat die Gewohnheit, seine Schätze an den sonderbarsten Orten zu verbergen. Jetzt kommt er mit einem Paket

Banknoten, die er im Turmzimmer verstecken will. Er hat keine Ahnung, daß ihn jemand beobachtet; rasch hebt er ein Brett vom Boden auf, legt das Geld darunter und geht wieder fort.

Aber der Major, nicht faul, hebt das Brett wieder auf. O, welch ein Schatz! Ein Bund Banknoten neben dem andern, und dazwischen braune, mit Silbergeld gefüllte lederne Beutel. Der Major nimmt genau soviel Silber, als er zu einer Kugel braucht; das andere läßt er liegen.

Als er wieder die Treppe hinuntergeht, hat er die silberne Kugel in der Flinte. Er fragt sich, was ihm das Glück heute nacht wohl noch bringen wird! Es hat seine eigene Bewandtnis mit den Donnerstagnächten, das ist ja allgemein bekannt. Zuerst geht er wieder nach der Organistenwohnung. Himmel, wenn diese Kanaille von einem Bären wüßte, daß Fabers Kühe so gut wie unter freiem Himmel in einem elenden Schuppen stehen!

Wahrhaftig! Dort drüben läuft wirklich etwas Schwarzes, Großes, das über das Feld auf den Schuppen zukommt! Es muß der Bär sein!

Er legt an und will eben losdrücken, aber er besinnt sich anders.

Die rotgeweinten Augen der kleinen Jungfer Faber tauchen vor ihm auf, und er beschließt, ihr und dem Küster ein wenig zu helfen, obgleich es ihm ordentlich schwer wird, darauf zu verzichten, den großen Bären vom Gurlittafelsen selbst zu erlegen. Er sagte später selbst, daß ihm nie etwas so schwer gefallen sei, da aber die kleine Jungfer ein so niedliches, liebes Frauenzimmerchen gewesen sei, habe er das Opfer bringen müssen.

Er geht also nach dem Küsterhaus, weckt den Küster, treibt ihn halbnackt heraus und befiehlt ihm, auf den Bären, der um Fabers Holzschuppen herumstreiche, zu schießen.

„Wenn du den Bären erlegst, wird er dir seine Schwester schon geben," sagt er, „denn dann wirst du mit einem Schlage ein geehrter Mann sein. Dies ist kein gewöhnlicher Bär, und die besten Männer im Lande würden es sich zur Ehre rechnen, ihn erschossen zu haben."

Und er gibt dem Küster die Flinte in die Hand, seine eigene mit der Zauberkugel geladene Flinte, geladen mit

der Kugel, die aus Silber und Glockenerz an einem Donnerstagabend bei Neumond in einem Kirchturm gegossen worden ist, und bebt doch unwillkürlich vor heimlichem Neid, weil ein anderer als er den großen Waldkönig, den alten Bären vom Gurlittafelsen erschießen darf.

Der Küster zielt, Gott steh uns bei! Er zielt, als wollte er den großen Bären, den sogenannten großen Wagen, der hoch oben am Himmel um den Polarstern kreist, und nicht einen auf ebener Erde wandernden Bären erlegen, und der Schuß knallt so laut, daß man es bis oben auf dem Gurlittafelsen hören kann.

Doch wie er auch gezielt haben mag, der Bär ist getroffen. So geht es, wenn man mit einer Silberkugel schießt. Da trifft man den Bären ins Herz, sogar wenn man auf den Himmelswagen gezielt hat.

Aus allen Häusern kommen jetzt die Leute dahergestürzt, um zu sehen, was es gebe. Kein Schuß hat je so laut geknallt und so viele schlafende Echos geweckt, und der Küster erntet reiches Lob; denn der Bär war eine tüchtige Landplage gewesen.

Der kleine Faber kommt auch herbei; aber nun wird der Major Fuchs grausam enttäuscht. Da steht der ruhmbedeckte Küster, der überdies noch Fabers Kühe gerettet hat, der kleine Organist aber zeigt weder Rührung noch Dankbarkeit. Er breitet auch nicht die Arme aus, um ihn als Helden und Schwager zu begrüßen.

Der Major runzelt die Stirne vor Zorn und stampft auf den Boden über solch eine Gemeinheit. Er will mit dem geizigen, engherzigen kleinen Kerl reden, um ihm klarzumachen, welch eine Heldentat ausgeführt worden ist; aber da beginnt er zu stammeln, daß er kein einziges zusammenhängendes Wort hervorbringt. Und er wird immer erregter bei dem Gedanken, daß er nun ganz umsonst auf die Ehre, den großen Bären erlegt zu haben, verzichtet hat.

Er kann es ganz und gar nicht fassen, daß der Mann, der eine solche Heldentat begangen hat, nicht der stolzesten Braut wert sein solle.

Der Küster und einige der jungen Männer wollen nun dem Bären die Haut abziehen; sie gehen zum Schleifstein,

um ihre Messer zu wetzen, die andern Leute aber gehen wieder zu Bett, und Major Fuchs bleibt allein bei dem toten Bären zurück.

Plötzlich läuft er eilig wieder nach der Kirche, steckt zum zweitenmal den Schlüssel ins Schloß, klettert die schmalen Treppen und schiefen Leitern abermals hinauf, weckt dabei die schlafenden Tauben auf und betritt wieder die Glockenstube.

Als dem Bären dann etwas später unter Aufsicht des Majors die Haut abgezogen wird, findet man in dem Bärenrachen zwischen den Kinnladen fünfhundert Reichstaler in Banknoten. Wie diese dahin gekommen sind, weiß niemand. Das ist doch wirklich ein zu merkwürdiger Bär! Aber da der Küster den Bären erlegt hat, so gehört das Geld ihm, das ist selbstverständlich.

Als dies bekannt wird, da wird es auch endlich dem kleinen Faber klar, welch eine ehrenvolle Tat der Küster ausgeführt hat, und er erklärt, daß er stolz sein werde, wenn er ihn zum Schwager bekomme.

Am Freitagabend, nachdem er beim Küster einer Feier zu Ehren des Meisterschusses und im Organistenhause einem Verlobungsschmause beigewohnt hat, kehrt Major Anders Fuchs nach Ekeby zurück. Schweren Herzens zieht er seine Straße; er empfindet keine Freude über den Fall seines Feindes, und ebensowenig freut er sich über die prächtige Bärenhaut, die ihm der Küster verehrt hat.

Viele werden nun vielleicht glauben, er gräme sich darüber, daß die kleine, feine Jungfer Faber einem andern angehören wird! O nein, das macht ihm keinen Kummer. Aber das geht ihm zu Herzen, daß der alte einäugige Waldeskönig nun gefallen ist, ohne daß er ihm eine Silberkugel in den Leib gejagt hat.

So erreicht er den Kavalierflügel, wo die Kavaliere vor dem Feuer sitzen, und wirft die Bärenhaut schweigend mitten unter sie. Aber niemand möge glauben, daß er ihnen sein Abenteuer erzählt; erst lange, lange nachher gelang es ihnen, den richtigen Zusammenhang aus ihm herauszulocken. Und ebensowenig verriet er ihnen das Versteck des Brobyer Pfarrers; und dieser hat vielleicht den Diebstahl nie entdeckt.

Die Kavaliere untersuchten die Bärenhaut.

„Das ist ein schönes Fell," sagt Beerencreutz. „Ich möchte wohl wissen, wer den guten Petz aus dem Winterschlafe geweckt hat, oder hast du du ihn vielleicht in seiner Höhle erschossen?"

„Er wurde in Bro erlegt."

„Ja, so groß wie der Gurlittabär ist er allerdings nicht," sagte Gösta, „aber ein tüchtiger Kerl war es doch."

„Wenn er einäugig gewesen wäre, würde ich glauben, daß du den Alten selbst erlegt hättest, so groß ist das Fell, da er aber weder eine Narbe noch Eiter am Auge hat, kann es der Alte vom Berge nicht gewesen sein."

Fuchs stößt einen Fluch aus vor Zorn über seine eigene Dummheit, dann aber klärt sich sein Gesicht auf, so daß er ordentlich schön aussieht. So ist der große Gurlittabär doch wenigstens nicht von irgendeinem andern erlegt worden.

„Ach lieber Gott, wie gut bist du!" flüsterte er mit gefalteten Händen.

9

Die Auktion auf Björne

Oftmals mußten wir Jungen uns über die Erzählungen der Alten sehr verwundern.

„Gab es denn damals jeden Tag einen Ball, solange eure strahlende Jugend währte? War euer Leben ein einziges langes Märchen?" fragten wir sie.

„Waren dazumal alle jungen Damen schön und liebenswürdig, und schloß jedes Fest damit, daß Gösta Berling eine von ihnen entführte?"

Dann schüttelten die Alten wohl ihre ehrwürdigen Häupter und erzählten von dem Schnurren des Spinnrockens und dem Klappern der Webstühle, von der Arbeit in der Küche, von dem Schlag des Dreschflegels auf der Tenne und dem Klang der Axt im Walde, aber ehe man sich's versah, waren sie schon wieder im alten Geleise angekommen. Da hielten die Schlitten an der Freitreppe, da eilten die Pferde mit fröhlichen jungen

Leuten durch dunkle Wälder, da wurde getanzt, bis die Saiten der Geige zersprangen.

Mit Lärm und Peitschenknall sauste die wilde Jagd rund um den langen Lofven. Aus weiter Ferne hörte man das Getöse, der Wald schwankte und fiel, alle Mächte der Zerstörung wurden frei: die Feuersbrunst flammte, der Gießbach verheerte, die Raubtiere strichen hungrig um die Gehöfte. Unter den Hufen der achtfüßigen Rosse wurde alles stille Glück in den Staub getreten. Wo die Jagd vorübersauste, da entbrannten die Herzen der Männer in wilder Glut, und die Frauen mußten in bleichem Entsetzen von Haus und Hof fliehen.

Und wir Jungen hörten staunend und schweigend zu; es ward uns unheimlich zumut, aber doch fühlten wir uns beglückt. „Was für Menschen!" dachten wir. „So gibt es jetzt keine mehr."

„Dachten denn die Menschen nie über das nach, was sie taten?" fragten wir.

„O freilich, was denkt ihr denn, Kinder?" antworteten die Alten.

„Aber nicht so, wie wir denken," behaupteten wir.

Und dann verstanden die Alten nicht, was wir meinten.

Wir aber dachten an den merkwürdigen Geist der Selbstkritik, der schon in unsere Herzen eingezogen war, an ihn, mit den Eisaugen und den langen, gekrümmten Fingern, der in dem dunkelsten Winkel der Seele sitzt und unser Wesen zerpflückt, wie alte Frauen wollene und seidene Lappen auseinanderzupfen.

Stück für Stück zerzupfen die langen, harten, gekrümmten Finger, bis unser ganzes Ich daliegt wie ein Haufen Lumpen, und dann sind unsere besten Gefühle, unsere unmittelbarsten Gedanken, alles, was wir getan und gesagt haben, untersucht, durchforscht, zerlegt, und die Eisaugen haben zugeschaut, und der zahnlose Mund hat hohnlächelnd geflüstert: „Seht, lauter Lumpen, nichts als Lumpen."

Wohl gab es auch dazumal schon einzelne Menschen, die dem Geiste mit den eisigen Augen ihre Seele erschlossen hatten, und bei einem von ihnen stand er, einer Schildwache gleich, an der Quelle seines Tuns, über alles, Böses und Gutes, höhnisch lächelnd, alles ver-

stehend, nichts verdammend, forschend, untersuchend, zerpflückend und durch sein unabläßiges Hohnlächeln die Regungen des Herzens und die Kraft der Gedanken lähmend.

Die schöne Marianne war es, die diesen Geist der Selbstkritik in sich trug. Sie fühlte seine eiskalten Augen und sein Hohnlächeln bei jedem Schritt, bei jedem Wort. Ihr Leben war ein Schauspiel geworden, bei dem er der einzige Zuschauer war. Sie war kein Mensch mehr, sie litt nicht, freute sich nicht, liebte nicht; sie spielte die Rolle der schönen Marianne Sinclaire, und die Selbstkritik saß mit starren, eiskalten Augen und fleißig zupfenden Fingern dabei und sah zu.

Sie war in zwei Hälften geteilt. Bleich, teilnahmlos und höhnisch saß die eine Hälfte ihres Ichs da und beobachtete das Tun der andern; aber nie hatte der sonderbare Geist, der ihr Wesen zerpflückte, ein einziges liebevolles oder teilnehmendes Wort.

Doch wo war er denn gewesen, der bleiche Wächter an der Quelle ihres Tuns, in jener Nacht, wo sie die Liebe des Lebens kennen gelernt hatte? Wo war er, als sie, die kluge Marianne, Gösta Berling vor Hunderten von Augen küßte, als sie sich in Verzweiflung auf den Schnee warf, um zu sterben? Da waren unter dem Sturm der Leidenschaft, der in ihrer Seele tobte, die Eisaugen geblendet, das Hohnlächeln gelähmt. Das Getöse der wilden Jagd hatte ihr in den Ohren gedröhnt. In jener entsetzlichen Nacht war sie ein ganzer Mensch gewesen.

O du Gott der Selbstverspottung! Als es Marianne mit unendlicher Mühe endlich gelang, ihre erstarrten Arme um Gösta Berlings Hals zu legen, da mußtest auch du, wie der alte Beerencreutz, die Augen von der Erde abwenden und zu den Sternen emporschauen.

In jener Nacht warst du machtlos. Tot warst du, während sie ihre Liebeshymne dichtete, tot, während sie zum Major nach Sjö eilte, tot, als der Himmel über dem Walde in roter Glut leuchtete.

Seht, sie waren gekommen, die mächtigen Sturmvögel, die Greife der dämonischen Leidenschaften! Mit feurigen Schwingen und eisernen Krallen waren sie über

dich, du Geist mit den eiskalten Augen, hergefallen, hatten dich mit ihren Klauen im Nacken gepackt und dich hinausgeschleudert in das Unbekannte. Tot und vernichtet warst du!

Aber nun sind sie weitergestürmt, die Stolzen, die Gewaltigen, sie, deren Weg keine Berechnung kennt, denen kein Beobachter zu folgen vermag, und aus der Tiefe des Unbekannten ist er wieder heraufgestiegen, der seltsame Geist der Selbstkritik, und noch einmal hat er sich der Seele der schönen Marianne bemächtigt.

Den ganzen Februar hindurch lag Marianne auf Ekeby krank. Als sie den Major von Sjö holte, war sie von den Pocken angesteckt worden. Erkältet und erschöpft, wie sie damals gewesen war, hatten die Blattern sich mit ihrer ganzen Gewalt auf sie geworfen. Sie war dem Tode nahe gewesen, gegen Ende des Monats aber war sie auf dem Weg der Genesung; doch war sie noch immer schwach und durch die schreckliche Krankheit auch sehr entstellt. Nie mehr würde sie die „schöne Marianne" genannt werden.

Das aber wußte außer Marianne und ihrer Pflegerin bis jetzt niemand; nicht einmal die Kavaliere wußten es. Das Krankenzimmer, in dem die Pocken herrschten, stand nicht jedem offen.

Doch wann ist die Macht der Selbstkritik größer als in den langen Stunden der Genesung? Da sitzt sie und starrt einen mit ihren Eisaugen unaufhörlich an und zupft unablässig mit ihren knöcherigen, harten Fingern. Und wenn man genau hinsieht, dann sitzt hinter ihr noch ein anderes, ein noch blasseres Wesen, das auch starrt und lähmt und hohnlächelt, und hinter diesem noch eins und wieder eins, die eins über das andere und über die ganze Welt hohnlächeln.

Und während Marianne sich selbst mit allen den starren Eisaugen betrachtete, erstarben alle ursprünglichen Gefühle ihres Herzens.

Sie lag da und spielte die Kranke, spielte die Unglückliche, spielte die Verliebte, spielte die Rachsüchtige.

Sie war dies alles, und doch war es nur ein Spiel. Alles wurde zu Spiel und Schein unter den Eisaugen, die sie bewachten, und die doch selber wieder von einem

andern Augenpaar bewacht wurden, und dieses wieder von einem andern, und so fort in endloser Perspektive.

Alle starken Kräfte des Lebens waren eingeschlummert. Eine Nacht hindurch hatte sie glühend hassen und hingebend lieben können, eine einzige Nacht, nicht länger.

Sie wußte nicht einmal, ob sie Gösta Berling liebte. Sie sehnte sich nach einem Wiedersehen mit ihm nur, um zu prüfen, ob er sie über ihr eigenes Ich hinausheben könne.

So lange die Krankheit noch nicht gebrochen war, hatte sie nur einen klaren Gedanken gehabt: es sollte nicht bekannt werden, an welcher Krankheit sie daniederlag. Sie wollte ihre Eltern nicht sehen, wollte keine Versöhnung mit ihrem Vater, denn sie wußte, daß er bereuen würde, was er getan hatte, sobald er etwas von ihrer Erkrankung erführe. Deshalb durfte ihren Eltern und allen andern nur mitgeteilt werden, daß ein Augenleiden, das sie immer befiel, sobald sie in ihrer Heimat weilte, sie zwinge, zu Hause zu bleiben und im Dunkeln zu sitzen. Sie verbot ihrer Pflegerin zu sagen, wie krank sie war, und sie verbot auch den Kavalieren, einen Arzt aus Karlstadt zu holen. Sie habe allerdings die Pocken, aber nur in sehr leichtem Grad, in der Hausapotheke auf Ekeby fänden sich Mittel genug, ihr Leben zu retten, sagte sie.

Der Gedanke, daß sie sterben könnte, stieg gar nicht in ihr auf; sie wartete nur immer auf den Tag, wo sie soweit hergestellt sein würde, um imstande zu sein, mit Gösta Berling zum Pfarrer zu fahren und das Aufgebot zu bestellen.

Aber jetzt waren Krankheit und Fieber überwunden, und da war sie wieder kühl und klug. Es war ihr, als sei sie in dieser Welt voller Toren die einzig Vernünftige. Sie empfand weder Haß noch Liebe. Sie verstand ihren Vater, sie verstand alle andern.

Sie hatte erfahren, daß Melchior Sinclaire auf Björne eine Auktion halten und alles, was er besaß, verschleudern wolle, damit seine Tochter nichts von ihm erben könne. Man sagte, er wolle die Sache so gründlich wie möglich machen: zuerst wolle er die Möbel und allen Hausrat verkaufen, dann das Vieh und die landwirtschaftlichen Geräte, und zuletzt den ganzen Hof. Alles Geld wolle

9*

er dann in einen Sack stecken und ihn in den Löfven versenken; Verschleuderung, Verwirrung und Vernichtung sollte ihr Erbe heißen.

Marianne lächelte verständnisvoll, als sie dies hörte; gerade so mußte er seinem Charakter nach handeln.

Es erschien ihr seltsam, daß sie die große Liebeshymne gedichtet hatte. Sie hatte von einem Herzen und von einer Hütte geträumt wie alle anderen. Nun konnte sie nicht mehr begreifen, daß sie jemals einen solchen Traum gehabt hatte.

Sie seufzte nach wahrer Natur, sie war dieses ewigen Spiels müde. Nie hatte sie ein starkes, echtes Gefühl. Sie trauerte zwar kaum um ihre Schönheit, aber es graute ihr vor fremdem Mitleid.

O, nur eine einzige Sekunde des Selbstvergessens! Nur eine Gebärde, eine Aussage, eine Tat, die nicht berechnet wäre!

An dem Tage, wo das Zimmer von dem Ansteckungsstoff gründlich gereinigt wurde und sie angekleidet auf dem Sofa lag, ließ sie Gösta Berling rufen. Sie erhielt die Antwort, daß er nach Björne zur Auktion gefahren sei.

* * *

Das war in der Tat eine große Auktion auf Björne. Es war ein altes, reiches Haus. Von weit her waren die Leute gekommen, um zu kaufen.

Der reiche Melchior Sinclaire hatte allen Hausrat in den großen Salon schaffen lassen. Da lagen nun tausenderlei Gegenstände bunt durcheinander in großen Haufen, die vom Boden bis an die Decke reichten.

Er selbst war wie ein Engel der Vernichtung am Tage des Gerichts umhergegangen und hatte alles herbeigeschleppt, was verkauft werden sollte. Alle Küchengeräte: die schwarzen Kochtöpfe, die hölzernen Stühle, das Zinngeschirr, die kupfernen Kessel ließ er in Frieden, denn mit ihnen war keine Erinnerung an Marianne verknüpft; aber dies war auch das einzige, was sein Zorn verschonte.

Er drang in Mariannes Zimmer ein und ließ dort nichts, wie es war. Ihre Puppenstube und ihre Bücher-

ständer, der kleine Stuhl, den er für sie hatte machen lassen, ihre Nippsachen und Kleider, ihr Sofa und ihr Bett — alles mußte fort.

Dann ging er von Zimmer zu Zimmer, raffte alles, was ihm unangenehm war, an sich und trug es ins Auktionszimmer. Er keuchte unter der Last der Ruhebetten und Marmortische, aber er hielt aus. Und er warf alles in einem entsetzlichen Durcheinander auf große Haufen. Er hatte die Schränke erbrochen und das prachtvolle Silberzeug der Familie herausgenommen. Fort damit! Marianne hat es berührt. Er riß ganze Arme voll Leinenzeug heraus, schneeweißen Damast und glatte Bettücher mit handbreitem Durchbruch, fleißige Hausarbeit, die Früchte jahrelanger Mühe, und warf alles auf einen Haufen. Fort damit! Marianne war nicht wert, es zu besitzen. Er stürmte mit aufgehäuftem Porzellan durch die Zimmer, ohne sich daran zu kehren, daß er Dutzende von Tellern zerbrach; er griff nach den echten Tassen, auf denen das Familienwappen eingebrannt war. Fort mit ihnen! Trinke daraus, wer Lust hat! Er wälzte Berge von Betten vom Boden herab, so weiche Kissen und Matratzen, daß man förmlich darin versank. Fort damit! Marianne hatte darauf geschlafen.

Den alten, wohlbekannten Möbeln warf er wütende Blicke zu. Gab es wohl einen Stuhl, ein Sofa, auf dem sie nicht gesessen oder geruht hatte, ein Bild, das sie nicht betrachtet, einen Kronleuchter, der ihr nicht geleuchtet, einen Spiegel, der ihr Bild nicht widergestrahlt hatte? Finster drohte er mit der geballten Faust dieser Welt von Erinnerungen. Am liebsten wäre er mit geschwungener Keule auf sie losgegangen und hätte alles kurz und klein geschlagen.

Doch erschien es ihm, als sei es eine noch größere Rache, wenn er alles verkaufte. Fort zu Fremden sollte es kommen! Fort, um in Taglöhnerhütten beschmutzt zu werden, um in den Händen gleichgültiger Leute zugrunde zu gehen! Kannte er sie vielleicht nicht, die abgestoßenen Auktionsmöbel in den Bauernstuben, die ebenso entehrt waren wie seine schöne Tochter. Fort damit! Mochten sie dastehen mit zerfetzten Polstern und abgenützter Vergoldung, mit wackeligen Beinen und fleckigen Tisch-

platten, mochten sie sich nach ihrem früheren Heim sehnen! Fort damit, nach allen Windrichtungen, so daß kein Auge sie finden, keine Hand sie wieder vereinigen kann!

Als die Auktion begann, hatte er den halben Saal mit einem unglaublichen Durcheinander von aufgestapeltem Hausrat angefüllt.

Quer durch den Saal hatte er einen langen Tisch gestellt, hinter diesem stand der Auktionator, neben ihm saßen die Schreiber, und bei diesen hatte Melchior Sinclaire auch ein Branntweinfäßchen aufgestellt. In der andern Hälfte des Saals, im Flur und auf dem Hofe standen die Käufer. Es waren viele Leute da, und es ging laut und lustig zu. Die Angebote kamen Schlag auf Schlag, und einer überbot den andern. Aber neben dem Branntweinfaß, sein Hab und Gut in grenzenloser Verwirrung hinter sich, saß Melchior Sinclaire, halb betrunken und halb verrückt. Sein Haar sträubte sich in borstigen Strähnen über seinem roten Gesicht, seine blutunterlaufenen Augen rollten wild und finster umher. Er schrie und lachte, als sei er in der allerbesten Laune, und wenn einer ein recht gutes Angebot machte, so rief er ihn zu sich heran und bot ihm einen Schnaps.

Unter denen, die ihn dort sahen, war auch Gösta Berling, der sich unter die Käufer gemischt hatte, es aber vermied, Melchior Sinclaire vor die Augen zu kommen. Er wurde sehr bedenklich bei diesem Anblick, und sein Herz schnürte sich zusammen wie im Vorgefühl eines Unglücks.

Er fragte sich, wo denn Mariannens Mutter sein könnte, und schließlich machte er sich halb wider seinen Willen, jedoch vom Schicksal getrieben, auf, um Frau Gustava Sinclaire zu suchen.

Er mußte durch viele Türen gehen, ehe er sie fand.

Der große Gutsherr hatte nur wenig Geduld und recht wenig Freude an Weibertränen und Klagen. Er hatte es satt gehabt, seine Frau über das Schicksal, das über die Schätze ihres Hauses hereinbrach, weinen zu sehen, und er war wütend geworden, daß über Leinenzeug und Bettstücke ihre Tränen geflossen waren, da ja seine schöne Tochter selbst, die doch weit mehr wert war, verloren

war, und da hatte er seine Frau mit geballter Faust durch die ganze Wohnung bis in die Küche und sogar in die Speisekammer gejagt.

Weiter konnte sie nicht mehr fliehen, und er hatte sich zufrieden gegeben, als er sie, Schläge, ja vielleicht den Tod erwartend, hinter der Trittleiter ängstlich zusammengekauert sah. Dort ließ er sie sitzen, schloß aber die Tür ab und steckte den Schlüssel in die Tasche. Dort sollte sie bleiben, bis die Auktion vorüber war. Verhungern konnte sie da nicht, und seine Ohren hatten Ruhe vor ihrem Jammer.

So saß sie denn in ihrer eigenen Speisekammer gefangen, als Gösta durch den Flur zwischen der Küche und dem Saal ging. Er entdeckte Frau Gustavas Gesicht an einem kleinen Fenster ganz oben an der Wand. Sie war auf die Trittleiter gestiegen und guckte zu ihrem Gefängnis heraus.

„Was machst du dort oben, Tante Gustava!" fragte Gösta.

„Er hat mich eingeschlossen," flüsterte sie.

„Wer, Melchior Sinclaire?"

„Ja, ich fürchtete, er würde mich totschlagen. Aber höre nun, Gösta, zieh den Schlüssel aus der Saaltür, geh damit durch die Küche und schließe die Speisekammertür auf, damit ich herauskommen kann. Der Schlüssel paßt in das Schloß."

Gösta gehorchte, und wenige Minuten später stand die kleine Frau in der Küche, die ganz menschenleer war.

„Du hättest dir von einer der Mägde mit dem Saalschlüssel aufschließen lassen sollen, Tante," sagte Gösta.

„Meinst du, ich wolle sie den Kniff lehren? Dann würde es gut aussehen in meiner Speisekammer. Und im übrigen habe ich indessen die obersten Borte aufgeräumt. Sie hatten es wahrhaftig nötig. Ich begreife gar nicht, wie ich sie so verstauben lassen konnte."

„Du hast gar so viel zu tun, Tante," sagte Gösta entschuldigend.

„Ja, du hast recht, wenn ich nicht überall selbst dabei bin, geht weder der Webstuhl noch der Spinnrocken im richtigen Takt, und wenn ..."

Sie stockte und wischte sich eine Träne aus dem Auge.

„Gott helfe mir, was rede ich da für dummes Zeug!“ sagte sie. „Ich werde wohl nie mehr etwas zu überwachen bekommen. Er verkauft ja alles, was wir haben.“

„Ja, es ist ein Elend,“ sagte Gösta.

„Du kennst doch den großen Spiegel im Saal, Gösta? Er ist so wertvoll, weil das Spiegelglas aus einem Stück ist, und die Vergoldung ist noch ganz tadellos. Ich habe ihn von meiner Mutter bekommen, und jetzt will er ihn verkaufen.“

„Er ist verrückt.“

„Ja, da hast du recht, viel fehlt jedenfalls nicht mehr dazu. Er ruht nicht eher, bis er es soweit gebracht hat, daß wir betteln gehen müssen wie die Majorin.“

„Soweit wird es doch nicht kommen,“ erwiderte Gösta.

„Doch, Gösta. Als die Majorin Ekeby verließ, prophezeite sie uns Unglück, und jetzt trifft dies ein. Sie hätte nicht zugegeben, daß er Björne verkaufte. Und denk dir, sein eigenes Porzellan, selbst die echten Tassen aus seinem Elternhause, will er verkaufen! Das hätte die Majorin sicherlich nicht zugelassen.“

„Aber was hat er denn auf einmal?“ fragte Gösta.

„O, es ist nur, weil Marianne nicht zurückgekommen ist. Er hat immerfort auf sie gewartet. Ganze Tage lang ist er in der Allee auf und ab gegangen und hat auf ihre Rückkehr geharrt. Die Sehnsucht nach ihr macht ihn noch ganz verrückt, aber ich darf ja nichts sagen.“

„Marianne glaubt, daß er ihr zürne.“

„Du, das glaubt sie nicht. Sie kennt ihn genau, aber sie ist stolz und will den ersten Schritt nicht tun. Ach, sie sind alle beide hart und eigensinnig, und sie können es aushalten, ich aber, ich muß dazwischen stehen.“

„Tante, weißt du, daß Marianne meine Frau wird?“

„Ach, Gösta, glaub doch das nicht, das wird nie geschehen. Sie sagt nur so, um ihn zu reizen. Sie ist viel zu verwöhnt, um einen armen Mann zu heiraten, und auch zu stolz. Fahr du nach Hause und sag ihr, daß ihr ganzes Erbe zugrund gehe, wenn sie nicht bald komme. Er verschleudert wohl alles um einen Spottpreis.“

Gösta wurde förmlich böse auf Frau Gustava. Da saß sie nun auf einem großen Küchentisch und dachte an nichts weiter als an ihre Spiegel und ihr Porzellan.

„Du solltest dich schämen, Tante Gustava!" fuhr er sie an. „Ihr jagt eure Tochter in den Schnee hinaus, und dann glaubt ihr, daß sie aus lauter Bosheit nicht wiederkomme. Und ihr traut ihr zu, daß sie den, dem sie ihr ganzes Herz geschenkt hat, aufgebe, nur weil sie sonst um ihr Erbe käme."

„Lieber Gösta, werde du jetzt nicht auch noch böse. Ich weiß ja nicht, was ich rede. Ich habe alles versucht, um Marianne hereinzulassen, aber er riß mich von der Tür weg. Hier muß ich den ganzen Tag hören, daß ich nichts verstehe. Ich gönne dir Marianne von Herzen, Gösta, wenn du sie glücklich machen kannst. Es ist nicht so leicht, eine Frau glücklich zu machen, Gösta."

Gösta sah Frau Gustava an. Wie hatte er sie auch nur so zornig anfahren können! Eine arme verschüchterte und unterdrückte Frau war sie, aber sie hatte ein gutes Herz.

„Du hast mich noch gar nicht gefragt, wie es Marianne geht, Tante," sagte er leise.

Sie brach in Tränen aus.

„Wirst du nicht böse, wenn ich dich frage?" erwiderte sie. „Ich hätte dich schon die ganze Zeit gerne gefragt, denn ich weiß ja nichts weiter von ihr, als daß sie noch am Leben ist. Nicht einen Gruß hat sie mir geschickt, nicht einmal, als ich ihre Kleider nach Ekeby schickte, und da dachte ich, ihr würdet wohl alle beide nicht wollen, daß ich eine Nachricht von ihr bekomme."

Gösta konnte es nicht länger aushalten. Er war zwar wild und unbändig — bisweilen mußte Gott seine Wölfe hinter ihm herschicken, um ihn zum Gehorsam zu zwingen —, aber die Tränen und Klagen der Alten erschienen ihm schlimmer als das Geheul der Wölfe. So teilte er ihr denn die Wahrheit mit.

„Marianne ist die ganze Zeit über krank gewesen," sagte er. „Sie hat die Pocken gehabt. Heute darf sie zum erstenmal aufstehen und eine Weile auf dem Sofa liegen. Ich habe sie seit jener ersten Nacht nicht wieder gesehen."

Frau Gustava sprang mit einem Satze vom Tisch herunter. Sie ließ Gösta stehen, und ohne noch ein Wort zu sagen, lief sie zu ihrem Manne.

Die Leute im Auktionszimmer sahen, wie sie rasch zu ihm trat und ihm etwas ins Ohr flüsterte. Sie sahen auch, wie sein Gesicht noch röter wurde, und wie seine Hand, die auf dem Faßhahne ruhte, diesen umdrehte, so daß der Branntwein auf den Boden floß.

Und sie hatten alle das Gefühl, daß Frau Gustava mit einer so wichtigen Nachricht gekommen sei, daß die Auktion sofort unterbrochen werden müsse. Der Hammer des Auktionators fiel nicht nieder, die Federn der Schreiber kratzten nicht mehr auf dem Papier, kein Angebot wurde laut.

Melchior Sinclaire fuhr aus seinen Gedanken auf.

„Nun!" rief er. „Wird's bald?"

Da kam die Auktion gleich wieder in vollen Gang.

Gösta saß noch in der Küche, als Frau Gustava weinend wiederkam.

„Es hat nichts geholfen," sagte sie. „Ich dachte, er würde die Auktion einstellen, sobald er hörte, daß Marianne krank sei; aber er läßt doch fortmachen. Er möchte wohl, aber er schämt sich jetzt."

Gösta zuckte die Achseln und verabschiedete sich ziemlich rasch von ihr.

Auf dem Flur begegnete er Sintram.

„Ei der tausend, hier geht es hübsch zu!" rief dieser, indem er sich vergnügt die Hände rieb. „Du verstehst deine Sache, Gösta. Was du nicht alles zustande bringst!"

„Es wird bald noch hübscher werden," flüsterte ihm Gösta zu. „Der Brobyer Pfarrer ist mit einem ganzen Schlitten voll Geld gekommen. Es heißt, er wolle ganz Björne kaufen und auch gleich bar bezahlen. Da will ich sehen, was der große Gutsherr für ein Gesicht macht, Onkel Sintram."

Sintram zog den Kopf zwischen die Schultern und kicherte eine gute Weile in sich hinein. Dann begab er sich ins Auktionszimmer und trat dicht zu Melchior Sinclaire.

„Wenn du einen Schnaps willst, Sintram, dann mußt du, hol mich der Teufel, erst bieten."

Sintram trat noch näher zu ihm.

„Du hast doch immer Glück, Melchior Sinclaire," sagte er. „Eben kommt so ein Geldprotz mit einem gan-

zen Schlitten voll Geld angefahren. Er will ganz Björne mitsamt dem Haus- und Hofinventar kaufen. Er hat auch schon mit einer Menge von Leuten abgemacht, daß sie für ihn bieten, denn er will sich vorerst nicht zeigen."

„Sag mir, wer es ist, Bruder Sintram, dann gebe ich dir einen Schnaps."

Sintram nahm das Glas und trat zwei Schritte zurück, ehe er antwortete:

„Es soll der Pfarrer von Broby sein, Bruder Melchior."

Melchior Sinclaire hatte viele Freunde, die ihm lieber waren als der Pfarrer von Broby. Jahrelange Fehde herrschte zwischen ihnen. Man erzählte sich, daß der große Gutsherr in dunklen Nächten oft auf der Lauer gelegen und dem Fuchsschwänzer und Bauernschinder manche wohlverdiente Tracht Prügel verabreicht habe.

Wohl hatte sich Sintram ein paar Schritte zurückgezogen, er entging aber trotzdem nicht ganz dem Zorn des großen Mannes. Ein Schnapsglas flog ihm ins Gesicht und das ganze Branntweinfaß an die Füße. Aber dann folgte auch ein Auftritt, an dem sich sein Herz noch nach Jahren erfreute.

„Der Brobyer Pfarrer will mein Gut kaufen?" brüllte Melchior Sinclaire. „Steht ihr hier und bietet für den Brobyer Pfarrer auf meine Sachen, ihr Leute? Schämt ihr euch nicht? Pfui, ins Herz hinein solltet ihr euch schämen!"

Er ergriff einen Leuchter und ein Tintenfaß und schleuderte beides unter die Umstehenden.

Jetzt endlich konnte sich die Bitterkeit, die sich in seinem Herzen angesammelt hatte, Luft machen. Wie ein wildes Tier brüllend drohte er den Umstehenden mit der geballten Faust und warf mit allem, was ihm unter die Hand kam, um sich. Branntweingläser und Flaschen flogen durchs Zimmer. Er wußte vor lauter Wut nicht mehr, was er tat.

„Die Auktion ist aus!" schrie er wild. „Hinaus mit euch! So lange ich lebe, bekommt der Brobyer Pfarrer Björne nicht. Hinaus mit euch. Ich will euch lehren, für den Brobyer Pfarrer zu bieten!"

Er fuhr auf den Auktionator und die Schreiber los.

Sie entflohen. In der Verwirrung stießen sie den Tisch um, und der Gutsherr stürmte jetzt wie ein Rasender auf die Schar der friedlichen Leute los.

Es entstand eine grenzenlose Verwirrung. Ein paar hundert Menschen drängten sich nach der Tür, in wilder Flucht vor einem einzigen Mann. Er aber blieb stehen und brüllte: „Hinaus mit euch, hinaus!"

Er schickte ihnen Flüche nach, während er einen Stuhl wie eine Keule über dem Kopfe schwang.

Bis in den Flur verfolgte er sie, aber nicht weiter. Als der letzte die Treppe hinunter war, ging er in den Salon zurück und riegelte die Tür hinter sich zu. Dann suchte er eine Matratze und ein paar Kissen zusammen, legte sich darauf und fiel inmitten all der Zerstörung in einen tiefen Schlaf, aus dem er erst am nächsten Morgen erwachte.

Als Gösta nach Hause kam, erfuhr er, daß Marianne ihn hatte sprechen wollen. Das traf sich günstig, er hatte sich gerade besonnen, wie er eine Unterredung mit ihr herbeiführen könnte.

Als er in das dämmrige Zimmer trat, in dem Marianne lag, blieb er einen Augenblick an der Tür stehen, denn er konnte nicht sehen, wo sie war.

„Bleibe, wo du bist, Gösta," sagte Marianne. „Es ist vielleicht gefährlich, wenn du mir nahe kommst."

Aber Gösta war, von Eifer und Sehnsucht getrieben, mit zwei Sprüngen die Treppe hinaufgestürmt; was kümmerte er sich jetzt um Ansteckung? Er wollte die Seligkeit ihres Anblicks genießen.

Sie war ja so schön, seine Marianne! Keine andere hatte so schönes Haar, eine so klare, reine Stirn, so schöne Züge, ein so entzückendes Mienenspiel.

Er dachte an die so scharf und deutlich gezeichneten Augenbrauen, an die kühn gebogene Nase, an die fein geschwungenen Lippen, an das langgestreckte Oval der Wange und die ausgesucht feine Form des Kinns.

Und er dachte an den rosigen Schimmer ihrer Haut, an den zauberhaft schönen Ausdruck, den die nachtschwarzen Augenbrauen im Verein mit dem hellen Haar boten, an die in klarem Weiß schwimmenden blauen Augensterne und an den Lichtglanz in den Augenwinkeln.

Herrlich war sie, seine Geliebte! Er dachte, welch ein warmes Herz sich unter diesem stolzen Äußern barg! Sie hatte die Kraft, sich hinzugeben, sich zu opfern, versteckte es aber unter der feinen Haut und den stolzen Worten. Ihr Anblick allein war Seligkeit.

In zwei Sprüngen war er die Treppe hinaufgestürzt, und sie konnte jetzt glauben, er würde an der Tür stehen bleiben! Er eilte zu ihr hin und sank neben ihrem Lager auf die Knie.

Er wollte sie sehen, sie küssen, Abschied von ihr nehmen.

Er liebte sie. Er würde sicher nie aufhören, sie zu lieben; aber sein Herz war daran gewöhnt, zertreten zu werden.

O, wo sollte er sie finden, die Rose, so entwurzelt und so schutzlos, daß er sie an sein Herz nehmen und sein eigen nennen dürfte? Nicht einmal die, die er ausgestoßen und halb tot am Wege gefunden hatte, sollte er haben und behalten dürfen!

Wann würde seine Liebe ein so hohes, reines Lied sein, daß sich kein Mißton darin fände? Wann würde es ihm gelingen, das Schloß seines Glücks auf einem Grunde aufzubauen, nach dem kein anderes Herz unruhig und sehnsuchtsvoll verlangte?

Er überlegte, wie er ihr Lebewohl sagen sollte.

„In deinem Elternhaus herrscht große Betrübnis," wollte er sagen. „Mein Herz blutet, wenn ich daran denke. Du mußt nach Hause zurückkehren und deinen Vater wieder zur Vernunft bringen. Deine Mutter schwebt in beständiger Todesgefahr. Du mußt nach Hause, Geliebte."

Seht, solche Worte der Entsagung schwebten ihm auf den Lippen; aber sie wurden nicht ausgesprochen.

Er fiel vor ihrem Lager auf die Knie, nahm ihren Kopf zwischen beide Hände und küßte sie, aber dann brachte er kein Wort über die Lippen. Sein Herz begann so heftig zu schlagen, als wollte es ihm die Brust zersprengen.

Die Blattern hatten ihre Spuren auf dem liebreizenden Gesicht zurückgelassen. Die Haut war grob und voller Narben. Nie wieder würde das rote Blut durch die Wan-

gen schimmern oder das blaue Geäder an den Schläfen sichtbar werden. Die Augen lagen matt unter geschwollenen Lidern, die Brauen waren ausgefallen, und der holde Emailglanz des Augapfels hatte eine gelbliche Farbe angenommen.

Alles war zerstört. Die kühnen Linien waren grob und schwerfällig geworden.

Es waren ihrer nicht wenige, die späterhin um Marianne Sinclaires entschwundene Schönheit trauerten. Überall in Wermland wurde der Verlust ihrer zarten Hautfarbe, ihrer glänzenden Augen und ihres blonden Haares beklagt. Dort wird die Schönheit geschätzt wie sonst nirgends. Die lebensfrohen Menschen trauerten, als hätte das Land einen Edelstein aus einer Ehrenkrone eingebüßt, als hätte sich der Sonnenglanz des Daseins getrübt.

Aber der erste Mann, der sie sah, nachdem sie ihre Schönheit eingebüßt hatte, gab sich dem Schmerze nicht hin.

Unaussprechliche Gefühle erfüllten seine Seele. Je länger er sie betrachtete, desto wärmer wurde es ihm ums Herz. Die Liebe wuchs und schwoll wie ein Fluß im Frühling. Wie feurige Wogen strömte sie aus seinem Herzen. Sie erfüllte sein ganzes Sein; sie trieb ihm die Tränen in die Augen, seufzte auf seinen Lippen, bebte in seinen Händen und durch seinen ganzen Körper.

O, Marianne zu lieben, sie zu verteidigen, sie zu entschädigen — entschädigen!

Ihr Sklave zu sein, ihr Schutzgeist!

Stark ist die Liebe, die die Feuertaufe des Schmerzes empfangen hat. Er konnte nicht von Trennung und Entsagung mit Marianne reden. Er konnte sie nicht verlassen. Er schuldete ihr sein Leben. Um ihretwillen hätte er Todsünden begehen können.

Er sagte nicht ein vernünftiges Wort. Er weinte nur und küßte sie, bis die alte Pflegerin ihn bedeutete, daß es nun Zeit für ihn sei, zu gehen.

Als er gegangen war, dachte Marianne nur immer an ihn und seine Ergriffenheit.

„Wie wohl tut es, so geliebt zu werden," dachte sie.

Ja, es tat wohl, geliebt zu werden. Doch wie war

es mit ihr selbst? Was empfand sie? Ach, nichts, weniger als nichts!

War sie tot, ihre Liebe, oder wohin war sie entflohen? Wo verbarg es sich, das Kind ihres Herzens?

Lebte es noch, war es in den dunkelsten Winkel ihres Herzens gekrochen und fror nun dort unter dem Blicke der Eisaugen, von dem Hohnlachen eingeschüchtert, von den knochigen Fingern halb erstickt?

„Ach, meine Liebe!" seufzte sie. „Kind meines Herzens! Lebst du oder bist du tot, tot wie meine Schönheit?"

* *
*

An nächsten Tage trat der reiche Gutsherr zu früher Stunde in das Zimmer seiner Frau.

„Sorge dafür, daß hier alles wieder in Ordnung gebracht wird, Gustava," sagte er. „Ich fahre nach Ekeby, um Marianne zu holen."

„Ja, lieber Melchior, es soll alles aufgeräumt werden," erwiderte sie.

Damit war alles zwischen ihnen wieder gut.

Eine Stunde später war der reiche Gutsherr auf dem Wege nach Ekeby.

Man hätte sich keinen vornehmeren und wohlwollenderen Herrn vorstellen können als den Gutsherrn, wie er nun in der zurückgeschlagenen Schlittendroschke saß, in seinem besten Pelz und seiner schönsten Schärpe. Sein Haar lag jetzt glattgekämmt über dem Scheitel, aber das Gesicht war bleich, und die Augen lagen tief in ihren Höhlen.

Und unbeschreiblich schön war auch der Glanz, der von dem klaren Himmel über den Februartag herabströmte. Der Schnee glänzte wie die Augen der jungen Mädchen, wenn zum ersten Tanz aufgespielt wird. Die Birken streckten ihr feines Spitzengewebe aus dünnen braunroten Zweigen zum Himmel empor, und an einigen saß noch eine Franse von kleinen glitzernden Eiszapfen.

Ein wahrer Festglanz lag über dem Tage. Die Pferde hoben tanzend die Vorderbeine, und der Kutscher knallte vor lauter Vergnügen wiederholt mit der Peitsche.

Nach einer kurzen Fahrt hielt der Schlitten des reichen Gutsherrn vor der Ekebyer Freitreppe.

Der Bediente kam heraus.

„Wo sind deine Herren?" fragte Melchior Sinclaire.

„Sie jagen den großen Bären auf dem Gurlittafelsen."

„Alle miteinander?"

„Ja, alle miteinander, gnädiger Herr. Wer nicht des Bären wegen mit ist, ist mit wegen des Futtersacks."

Der Gutsherr lachte, daß es im ganzen Hof erschallte. Er gab dem Bedienten einen Speziestaler für seine Antwort.

„Sage meiner Tochter, daß ich hier bin, um sie zu holen. Sie brauche keine Angst zu haben, daß sie frieren könnte. Ich habe eine Schlittendroschke und einen Wolfspelz zum Warmhalten."

„Hat der gnädige Herr nicht Lust, einzutreten?"

„Nein, ich danke, ich sitze hier recht gut."

Der Mann verschwand, und der Gutsherr schickte sich an, zu warten.

Heute war er in so strahlender Laune, daß ihn nichts ärgerte. Er hatte sich wohl gedacht, daß er auf Marianne ein wenig werde warten müssen; vielleicht war sie noch nicht einmal aufgestanden. Doch er konnte sich ja die Zeit vertreiben, indem er sich ein wenig umsah.

Dort an der Dachrinne hing ein langer Eiszapfen, der der Sonne grausam viel Arbeit machte. Sie fing von oben an, taute einen Tropfen auf und wollte, daß dieser an dem Eiszapfen hinabrolle und auf den Boden falle. Ehe aber der Tropfen den halben Weg zurückgelegt hatte, war er schon wieder gefroren. Die Sonne versuchte es immer von neuem, aber jedesmal mißlang es. Schließlich jedoch hängte sich ein wahrer Freibeuter von einem Sonnenstrahl an der Spitze des Eiszapfens fest — es war ein ganz kleiner Strahl, der vor Eifer glänzte und gleißte — und, hast du nicht gesehen! da war der Zweck erreicht — ein Tropfen fiel klatschend auf die Erde.

Der Gutsbesitzer hatte lachend zugesehen.

„Du bist nicht dumm, du," sagte er zu dem Sonnenstrahl.

Auf dem Hofe war es still und öde. Kein Laut drang aus dem großen Hause heraus. Aber der Gutsherr wurde

nicht ungeduldig. Er wußte, daß die Frauen viel Zeit brauchen, um sich fertig zu machen.

Er betrachtete den Taubenschlag. Das Flugloch war vergittert. Die Tauben waren den Winter über eingesperrt, damit der Habicht sie nicht umbringen konnte. Von Zeit zu Zeit kam eine Taube und steckte ihren weißen Kopf durch das Drahtnetz.

„Sie wartet auf den Frühling," sagte Melchior Sinclaire, „aber da muß sie schon noch eine Weile Geduld haben."

Die Taube zeigte sich in so regelmäßigen Zwischenräumen, daß Melchior Sinclaire seine Uhr herauszog. Genau alle drei Minuten steckte sie das Köpfchen heraus.

„Nein, mein Herzchen," sagte er, „du mußt warten lernen. Meinst du, der Frühling komme in drei Minuten?"

Und er selbst mußte auch warten; aber er hatte Zeit.

Die Pferde scharrten anfangs ungeduldig im Schnee, dann aber wurden sie schläfrig vom Stehen und vom Sonnenschein, der ihnen in die Augen schien. Sie steckten die Köpfe zusammen und schliefen.

Der Kutscher saß, Peitsche und Zügel in der Hand, das Gesicht der Sonne zugewandt, kerzengerade auf dem Bocke und schlief, schlief so fest, daß er schnarchte.

Aber der Gutsherr schlief nicht. Er war noch nie weniger zum Schlafen aufgelegt gewesen. Selten hatte er sich so behaglich gefühlt, als während dieser frohen Wartezeit. Marianne war krank gewesen. Sie hatte nicht früher kommen können, jetzt aber würde sie kommen. Ja, natürlich würde sie kommen. Und dann würde alles wieder gut sein.

Jetzt konnte sie ja sehen, daß er ihr nicht mehr zürnte. Er war ja selbst gekommen mit der Schlittendroschke und zwei Pferden.

Auf dem Brette vor dem Bienenkorbe saß eine Kohlmeise, die eben dabei war, einen wahrhaft satanischen Streich auszuführen. Sie wollte natürlich ein Mittagessen haben, deshalb pochte sie mit ihrem kleinen scharfen Schnabel an das Brett. Aber innen im Bienenkorb hingen die Bienen in einem großen schwarzen Knäuel. Alles geht da in strengster Ordnung zu. Die Arbeiterinnen teilen die Rationen aus, der Mundschenk eilt von Mund zu

Mund mit Nektar und Ambrosia. Die Bienen, die ganz innen hängen, wechseln unter beständigem Krabbeln den Platz mit denen, die außen hängen, damit Wärme und Bequemlichkeit gleichmäßig verteilt werde.

Da hören sie das Klopfen der Kohlmeise, und im ganzen Korbe summt es vor lauter Neugierde. Ist es ein Freund oder ein Feind? Droht dem Staate Gefahr? Die Königin hat ein schlechtes Gewissen, sie ist nicht imstande, ruhig zu warten. Sind es am Ende die Geister der ermordeten Drohnen, die draußen spuken?

„Geh hinaus und sieh, was es gibt," befiehlt sie der Pförtnerin.

Diese gehorcht. Mit einem „Es lebe die Königin!" stürzt sie hinaus; und heida! fällt die Meise über sie her. Mit vorgestrecktem Hals und vor Eifer zitternden Flügeln packt sie die arme Biene, zerquetscht sie, verschlingt sie, und niemand bringt der Herrscherin Kunde von ihrem Tode. Doch die Kohlmeise klopft wieder, und die Bienenkönigin fährt fort, ihre Pförtnerinnen auszusenden; und alle verschwinden, keine kehrt zurück, um zu melden, wer draußen klopft. Hu, es wird unheimlich in dem dunklen Bienenkorb! Rachsüchtige Geister treiben ihr Wesen da draußen! Wer doch keine Ohren hätte! Wer doch seine Neugierde bezwingen könnte! Wer doch ruhig abwarten könnte!

Der reiche Melchior Sinclaire lachte über die dummen Frauenzimmer in dem Bienenkorb und über die schlaue grüngelbe Kanaille, daß ihm die Tränen in die Augen traten.

Ach, da ist es keine Kunst zu warten, wenn man seiner Sache ganz sicher ist, und wenn man so vielerlei sieht, womit man sich die Zeit vertreiben kann!

Jetzt kommt der große Hofhund daher. Er geht auf den äußersten Zehenspitzen, heftet die Augen auf den Boden und wedelt leicht mit dem Schwanz, als habe er ganz und gar nichts Besonderes im Sinn. Auf einmal aber beginnt er eifrig im Schnee zu scharren. Der alte Schlaukopf hat da sicherlich unrecht Gut vergraben.

Als er dann den Kopf erhebt, um zu sehen, ob er seine Beute jetzt in Ruhe verzehren könne, wird er ganz verdutzt, denn vor ihm sitzen zwei Elstern.

„Dieb!“ sagen die Elstern und sehen aus wie das leibhaftige Gewissen. „Wir sind die Polizeidiener. Her mit dem Gestohlenen!“

„Still, ihr Racker! Ich bin der Vogt hier.“

„Ja, du bist der rechte dazu,“ höhnen sie.

Der Hund wirft sich auf sie, und sie entfliehen mit langsamen Flügelschlägen. Der Hund jagt ihnen bellend nach. Aber während er die eine verfolgt, kehrt die andere zu der Grube zurück. Sie fliegt hinein, zerrt an dem Fleischstück, vermag es jedoch nicht zu tragen. Der Hund reißt das Fleisch an sich, hält es mit den Pfoten fest und beißt hinein.

Die Elstern setzen sich dicht vor ihn hin und schelten auf ihn los. Er wirft ihnen während des Fressens wütende Blicke zu, und als ihm das Geschimpfe zu toll wird, springt er auf und jagt die sogenannte Polizei fort.

Schon begann die Sonne hinter den Bergen im Westen zu versinken. Der reiche Gutsherr sah auf seine Uhr. Es war drei. Und Mutter hatte das Mittagessen schon bis zwölf Uhr bereit halten wollen.

Da kam der Bediente und meldete, daß Fräulein Marianne mit Herrn Sinclaire zu sprechen wünsche.

Der Gutsherr hängte den Wolfspelz über den Arm und ging in heiterster Stimmung die Treppe hinauf.

Als Marianne seine schweren Tritte auf der Treppe hörte, war sie noch immer nicht ganz schlüssig geworden, ob sie mit ihrem Vater heimkehren oder auf Ekeby bleiben wolle. Sie fühlte nur, daß sie diesem langen Warten durchaus ein Ende machen müsse.

Sie hatte gehofft, die Kavaliere würden zeitig zurückkehren; aber bis jetzt waren sie nicht gekommen. So mußte sie denn selbst die Entscheidung herbeiführen. Sie konnte die Spannung nicht länger ertragen.

Sie hatte gedacht, ihr Vater werde nach fünf Minuten vergeblichen Wartens zornig davonfahren; oder er werde die Türen einschlagen, ja am Ende das Haus anzünden.

Aber er saß ganz still da, lächelte und wartete. Sie empfand nichts für ihn, weder Haß noch Liebe, aber eine innere Stimme warnte sie gleichsam davor, sich noch einmal in seine Gewalt zu begeben. Und außerdem wollte sie Gösta ihr Wort halten.

Wenn er drunten auf dem Hofe eingeschlafen, wenn er in laute Ausrufe ausgebrochen oder aufgeregt gewesen wäre, wenn er sich nur im geringsten unschlüssig gezeigt hätte, wenn er den Schlitten in den Schatten hätte fahren lassen! Aber er war ganz geduldig und fühlte sich vollständig sicher.

Sicher, so unbedingt sicher, daß sie kommen würde, wenn er nur wartete.

Der Kopf tat ihr weh. Jeder Nerv zuckte. Sie konnte keine Ruhe finden, solange sie wußte, daß er dort unten saß. Es war, als schleppte sie sein Wille gebunden die Treppe hinunter.

Dann wollte sie wenigstens mit ihm reden.

Ehe er kam, ließ sie die Rouleaux aufziehen und legte sich dann so aufs Sofa, daß ihr das Tageslicht voll ins Gesicht schien.

Damit wollte sie ihn gewissermaßen auf die Probe stellen; aber Melchior Sinclaire war an diesem Tag ein merkwürdiger Mann.

Als er sie erblickte, verzog er keine Miene, kein Laut drang über seine Lippen. Es war, als habe er keine Veränderung an ihr wahrgenommen. Marianne wußte, wie stolz ihr Vater auf ihre Schönheit gewesen war. Aber er ließ sich keinen Kummer anmerken. Er beherrschte sich vollständig, um sie nicht zu betrüben. Das rührte sie tief, und sie begann zu verstehen, warum ihre Mutter ihn noch immer lieb hatte.

Melchior Sinclaire war keinen Augenblick unschlüssig. Von Vorwürfen, von Entschuldigungen war auch nicht die Rede.

„Ich werde dich in den Wolfspelz hüllen, Marianne. Er ist nicht kalt, er hat die ganze Zeit auf meinen Knien gelegen."

Trotzdem ging er damit an den Kamin und wärmte ihn.

Dann half er ihr vom Sofa auf, hüllte sie in den Pelz, schlang ihr ein Tuch um den Kopf, legte es ihr kreuzweise über die Brust und knüpfte es auf dem Rücken zusammen.

Sie ließ es geschehen; sie war willenlos. Es tat so wohl, von Liebe umgeben zu sein; es war so schön, selbst nicht wollen zu müssen. Und besonders schön war es für

sie mit ihrem zermarterten, aufgeriebenen Gemüte, für sie, die glaubte, keine echten Gedanken, kein wahres Gefühl ihr eigen nennen zu können.

Der reiche Gutsherr hob sie auf und trug sie hinunter in den Schlitten. Er schlug das Verdeck hoch, legte die Pelzdecke sorgsam um sie und verließ mit ihr Ekeby.

Sie schloß die Augen und seufzte, teils vor Wohlbehagen, teils vor Wehmut. Sie verließ das Leben, das wirkliche Leben; aber schließlich konnte es ihr ja einerlei sein, ihr, die nicht leben, sondern nur Komödie spielen konnte.

* *
*

Ein paar Tage später richtete es ihre Mutter so ein, daß Marianne mit Gösta Berling sprechen konnte. Sie schickte nach ihm, während der Gutsherr seinen langen Spaziergang zu den Holzfällern machte, und führte Gösta dann selbst zu ihrer Tochter hinein.

Gösta trat ein, aber er grüßte nicht und sprach auch kein Wort. Er blieb an der Tür stehen und starrte wie ein trotziger Junge zu Boden.

„Aber Gösta!" rief Marianne aus. Sie saß in einem Lehnstuhl und sah halb belustigt aus.

„Ja, so heiße ich."

„Komm, komm her zu mir, Gösta!"

Still trat er näher, schlug aber die Augen nicht auf.

„Komm näher heran! Knie nieder!"

„Mein Gott, wozu das alles?" rief er, gehorchte aber doch.

„Gösta, ich will dir nur sagen, daß ich glaube, es war richtig von mir, daß ich nach Hause zurückkehrte."

„Hoffen wir, daß man Fräulein Marianne nicht wieder in den Schnee hinausjagt."

„O Gösta, liebst du mich nicht mehr? Bin ich dir jetzt zu häßlich?"

Er zog ihren Kopf zu sich herunter und küßte sie; aber er sah doch noch ebenso kalt aus wie zuvor.

Dies ergötzte sie eigentlich. Was tat es, wenn es ihm beliebte, auf ihre Eltern eifersüchtig zu sein! Das ging wohl vorüber. Jetzt machte es ihr Spaß, ihn wieder zu

erobern. Sie wußte kaum, warum sie ihn festhalten wollte; aber sie wollte es. Sie dachte daran, daß es ihm doch gelungen war, sie einmal von sich selbst zu befreien. Er war also der einzige, der dies noch einmal könnte.

Und nun begann sie zu sprechen, um ihn wiederzugewinnen. Sie sagte, es sei nicht ihre Absicht gewesen, ihn für immer zu verlassen, aber der Leute wegen sei es besser, ihre Verbindung auf einige Zeit abzubrechen. Er habe ja selbst gesehen, daß ihr Vater dem Wahnsinn nahe gewesen sei und ihre Mutter in beständiger Lebensgefahr geschwebt habe. Er müsse doch verstehen, daß sie gezwungen gewesen sei, nach Hause zu fahren.

Da machte sich sein Zorn in Worten Luft. Sie brauche sich nicht zu verstellen, rief er. Er wolle nicht länger ihr Spielball sein. Sie habe ihn verlassen, sobald ihr das Elternhaus wieder geöffnet worden sei, und er könne sie nicht mehr lieben. Als er vorgestern von der Jagd zurückgekommen sei und erfahren habe, daß sie weggefahren sei, ohne einen Gruß, ohne ein Wort für ihn, da sei ihm das Blut in den Adern erstarrt, er wäre beinahe gestorben vor Kummer. Wer ihm ein solches Leid angetan habe, den könne er nicht mehr lieben. Und sie selbst habe ihn ja nie geliebt. Sie sei eine Kokette, die auch hier in ihrer Heimat jemand haben wolle, der sie küsse und liebkose, das sei alles.

Ob er denn wirklich glaube, daß es ihre Gewohnheit sei, sich von jungen Herren liebkosen zu lassen? fragte Marianne.

Allerdings glaube er das, erwiderte er; die Frauen seien nicht so heilig, wie sie sich den Anschein gäben. Selbstsucht und Koketterie von Anfang bis zu Ende! Ach, wenn sie ahnte, was er empfunden habe, als er von der Jagd zurückgekehrt sei! Es sei ihm gewesen, als müsse er durch eiskaltes Wasser waten. Nie, niemals würde er diesen Schmerz überwinden. Durchs ganze Leben werde er ihn begleiten. Er werde nie wieder ein Mensch werden.

Sie versuchte, ihm zu erklären, wie alles gekommen war, und suchte ihn zu überzeugen, daß sie ihm immer noch treu sei.

Ach, das sei ihm jetzt gleichgültig, denn er liebe sie nicht mehr. Er habe sie jetzt durchschaut. Sie sei eine

Egoistin; sie habe ihn nie geliebt. Ohne einen Gruß, ohne ein Wort sei sie von ihm gegangen.

Darauf kam er immer wieder zurück. Ihr aber machte der ganze Auftritt beinahe Spaß. Sie konnte nicht böse werden, denn sie verstand seinen Zorn so gut. Einen wirklichen Bruch fürchtete sie nicht. Schließlich wurde sie aber doch unruhig. War in seinen Gefühlen wirklich ein solcher Umschlag eingetreten, daß er sie nicht mehr lieb haben konnte?

„Gösta," sagte sie, „war ich egoistisch, als ich nach Sjö ging und den Major holte? Ich wußte wohl, daß die Pocken dort waren. Und außerdem ist es auch nicht angenehm, in dünnen Schuhen im kalten Schnee zu waten."

„Die Liebe lebt von Liebe und nicht von Wohltaten und Dienstleistungen," erwiderte Gösta.

„Du willst also, daß wir uns in Zukunft fremd seien, Gösta?"

„Ja, das will ich!"

„Du bist sehr veränderlich, Gösta Berling."

„Man pflegt mich dessen zu beschuldigen."

Er war und blieb kalt; Marianne gelang es nicht, ihn zu erwärmen, und eigentlich war sie selbst noch kälter. Die Selbstkritik lächelte höhnisch über ihren Versuch, die Verliebte zu spielen.

„Gösta," sagte sie, indem sie sich zu einer letzten Anstrengung zwang, „ich habe dir nie absichtlich Schmerz bereitet, wenn es vielleicht auch so aussieht. Ich bitte dich, vergib mir."

„Ich kann dir nicht vergeben."

Sie wußte, daß sie ihn wiedergewinnen würde, wenn es ihr gelänge, echtes und wahres Gefühl zu zeigen. Und so versuchte sie, die Leidenschaftliche zu spielen. Die Eisaugen verhöhnten sie zwar, aber sie versuchte es trotzdem; sie wollte ihn nicht verlieren.

„Geh nicht von mir, Gösta! Geh nicht im Zorn! Bedenke, wie häßlich ich geworden bin. Mich wird niemand mehr lieben!"

„Auch ich liebe dich nicht mehr," sagte er. „Du mußt dich wie andere darein finden, daß dein Herz zertreten wird."

„Gösta, ich habe nie einen anderen lieben können, als dich allein. Vergib mir! Verlaß mich nicht! Du bist der einzige, der mich vor mir selbst retten kann."

Er stieß sie zurück.

„Du sprichst nicht die Wahrheit," sagte er mit eisiger Ruhe. „Ich weiß nicht, was du von mir willst, aber ich sehe, daß du lügst! Warum willst du mich festhalten? Du bist ja so reich, daß es dir nie an Freiern fehlen wird."

Damit ging er.

Doch kaum hatte er die Tür hinter sich geschlossen, als die Sehnsucht und der Schmerz in ihrer ganzen Majestät den Einzug in Mariannes Herz hielten.

Die Liebe war es, das Kind ihres eigenen Herzens, das aus seinem Winkel hervorkam, wohin es die Eisaugen verbannt hatten.

Jetzt kam sie, die Ersehnte, jetzt, wo es zu spät war. Nun trat sie hervor, ernst und allmächtig, und Schmerz und Entsagung trugen die Schleppe ihres Königsmantels.

Als Marianne sich mit vollständiger Bestimmtheit sagen mußte, daß Gösta Berling sie verlassen hatte, empfand sie einen geradezu körperlichen Schmerz, einen so überwältigenden Schmerz, daß sie beinahe die Besinnung verlor. Sie preßte die Hände aufs Herz und saß stundenlang auf derselben Stelle, tränenlos mit ihrem Leid kämpfend.

Und jetzt war sie selbst es, die litt, sie selbst und nicht eine Fremde, nicht eine Schauspielerin — sie, sie selbst.

Weshalb war ihr Vater gekommen und hatte sie von Gösta getrennt? Ihre Liebe war ja nicht tot gewesen. Sie selbst war ja nur nach der Krankheit so schwach gewesen, daß sie die Macht der Liebe nicht hatte empfinden können.

Ach Gott, ach Gott, daß sie ihn verloren hatte! Ach Gott, daß sie zu spät erwacht war!

Ach, er war der einzige, er war der Herr ihres Herzens! Von ihm konnte sie alles erdulden. Härte und böse Worte riefen bei ihr nur demütige Liebe hervor. Wenn er sie geschlagen hätte, so wäre sie wie ein Hund zu ihm hingekrochen und hätte ihm die Hand geküßt.

Sie wußte nicht, was sie tun sollte, um diesen dumpfen Schmerz zu lindern.

Sie ergriff Feder und Papier und schrieb mit fieberhaftem Eifer. Zuerst schrieb sie von ihrer Liebe und ihrer Sehnsucht. Dann bat sie — nicht um seine Liebe, nein, nur um sein Erbarmen. Was sie schrieb, war eine Art Gedicht.

Als sie fertig war, dachte sie, wenn er dies Schreiben zu sehen bekäme, würde er endlich glauben, daß sie ihn liebe. Also warum sollte sie es ihm nicht schicken? Ja, morgen wollte sie es abschicken, und sie glaubte sicher, daß es ihn zu ihr zurückführen werde.

Am nächsten Tage kämpfte sie voller Angst mit sich selbst. Was sie geschrieben hatte, kam ihr so erbärmlich und dumm vor. Es hatte weder Reim noch Versmaß. Es war eitel Prosa. Er würde sicher nur lachen über solche Verse.

Auch ihr Stolz erwachte. Wenn er sie nicht mehr liebte, war es eine schreckliche Entwürdigung, um seine Liebe zu betteln.

Bisweilen meldete sich auch die Klugheit und sagte, sie müsse froh sein, daß sie der Verbindung mit Gösta und allen den traurigen Verhältnissen, die daraus hätten erwachsen müssen, entgangen sei.

Ihre Herzensqual war aber so entsetzlich, daß die Gefühle zuletzt die Oberhand gewannen. Drei Tage, nachdem sie sich ihrer Liebe bewußt geworden war, wurden die Verse zusammengepackt und Gösta Berlings Name wurde auf den Umschlag geschrieben. Aber sie wurden doch nicht abgeschickt.

Ehe Marianne einen geeigneten Boten fand, waren Nachrichten über Gösta Berling zu ihr gedrungen, die sie überzeugten, daß es zu einem Versuch, ihn wiederzugewinnen, schon zu spät war.

Aber ihr ganzes Leben lang grämte sie sich darüber, daß sie die Verse nicht abgeschickt hatte, solange es noch Zeit dazu gewesen wäre.

Ihr ganzer Schmerz drehte sich um diesen einen Punkt: „Hätte ich doch nicht solange gewartet, hätte ich nur nicht so viele Tage gewartet!"

Das Glück des Lebens, oder doch wenigstens ein wirkliches Leben hätten ihr diese geschriebenen Worte gewinnen können. Sie war überzeugt, daß sie ihn wieder zu ihr zurückgeführt hätten.

Das Leid leistete ihr indes denselben Dienst wie die Liebe. Es reifte sie zu einem ganzen Menschen heran mit der Fähigkeit, sich im Guten wie im Bösen hinzugeben. Heiße Gefühle strömten frei durch ihre Seele, ohne von der Eiseskälte der Selbstkritik gehemmt zu werden. Daher wurde sie auch trotz ihrer Häßlichkeit von vielen geliebt.

Man behauptet jedoch, sie habe Gösta Berling nie vergessen,, und sie habe um ihn getrauert, wie man um ein verspieltes Leben trauert.

Ihre armen Verse, die seinerzeit viel gelesen wurden, sind jetzt lange vergessen. Es ergreift mich eine seltsame Rührung bei ihrem Anblick. Da liegen sie vor mir, eng geschrieben auf vergilbtem Papier mit verblaßter Tinte und in einer zierlichen Handschrift. Das Entbehren eines ganzen Lebens knüpft sich an diese armen Worte, und ich schreibe sie mit einem gewissen seltsamen Beben ab; es ist, als lebten geheimnisvolle Kräfte in ihnen.

Ich bitte euch, lest sie, und denkt darüber nach! Wer weiß, welche Macht sie gehabt hätten, wenn sie abgeschickt worden wären? Sie sind leidenschaftlich genug, um von einem wahren Gefühle Zeugnis abzulegen. Vielleicht hätten sie ihn doch wieder zu ihr zurückgeführt.

Rührend, zärtlich genug dazu sind sie in ihrer ungewandten Formlosigkeit. Niemand könnte wünschen, daß sie anders wären. Niemand möchte sie in die Fesseln des Reims und des Versmaßes gezwängt sehen; und doch ist es ein gar wehmütiger Gedanke, daß gerade diese Unvollkommenheiten Marianne daran hinderten, sie zur rechten Zeit abzuschicken.

Ich bitte euch, lest und liebt sie! Sie sind von einem Menschenkind in schwerer Herzensnot geschrieben worden.

Du liebtest, mein Kind, doch nimmermehr,
wirst du fühlen der Liebe Glück.
Im Sturme der Leidenschaft hast du gebebt,
sei froh, daß dein Herz nun hat Ruh'!
Nicht himmelhoch jauchzend freust du dich mehr,
sei froh, daß dein Herz nun hat Ruh'!
Auch zum Tode betrübt wirst nimmer du sein,
nein, niemals mehr!

Du liebteſt, mein Kind, doch nimmermehr
wird die Seele in Flammen erglühen.
Wie Gras im Sonnenbrand warſt du verſengt,
du brannteſt, doch ach, einen Augenblick nur!
Vor glühenden Funken und qualmendem Rauch
mit lautem Geſchrei die Vögel entflohn.
Kehrt ruhig zurück! Du brennſt jetzt nicht mehr,
brennſt niemals mehr!

Du liebteſt, mein Kind, doch nimmermehr
die Stimme der Liebe dich ruft.
Die Kräfte des Herzens, wie Kinder gar müd',
die drin auf die harte Schulbank gebannt,
ſie lechzen nach Freiheit und Spiel;
doch niemand locket ſie mehr!
Ste gleichen den Poſten, vergeſſen im Feld,
denn niemand rufet ſie mehr!

Gegangen, mein Kind, iſt der einzige Freund,
und mit ihm die Lieb' und das Glück.
Ihn, den du liebteſt, als hätt' er gelehrt dich,
zu ſchweben auf Flügeln im Himmelsraum,
ihn, den du liebteſt, als hätt' er geſchenkt dir
die einzige Zuflucht in Waſſersnot ſchwer,
gegangen iſt er, der einzig verſtand,
zu öffnen des Herzens Tür!

* *
*

Um eins nur fleh' ich von Herzensgrund, o mein Geliebter!
Nicht lege mir auf die Bürde des Haſſes!
Ein Menſchenherz iſt ja das ſchwächſte von allem, was ſchwach iſt,
Wie könnt' es da leben, beſchwert von dem ſchweren Gedanken,
daß es ſei einem andern zur Plage!

Geliebter, ach nein, wenn du morden mich wollteſt,
ſo nimm keinen Dolch, auch Gift nicht, noch Strick,
laß einzig mich wiſſen, daß ich ſoll verſchwinden
hinweg von der Erde, hinweg aus dem Reiche des Lebens.
Und ſchnell werd' ich ſinken ins Grab.

Du gabſt mir das Leben, die Liebe auch haſt du gegeben,
nun ziehſt du die Gaben zurück — ach, mag es ſo ſein!
Doch wandle ſie niemals in Haß!
Ich möchte ja doch gerne leben, bedenk es!
Denn unter dem Haſſe, da ſterb' ich, das weiß ich!

10

Die junge Gräfin

Die junge Gräfin schläft bis zehn Uhr und will jeden Tag frisches Brot auf dem Frühstückstisch sehen. Die junge Gräfin macht feine Stickereien und liest Gedichte. Sie kann nicht weben, nicht kochen; die junge Gräfin ist verwöhnt.

Aber die junge Gräfin ist vergnügt und läßt ihre Fröhlichkeit allen leuchten. Man verzeiht ihr gern den langen Morgenschlaf und das frische Brot, denn sie ist wahrhaft verschwenderisch gegen die Armen und freundlich gegen jedermann.

Der Vater der jungen Gräfin ist ein schwedischer Edelmann, der sich für immer in Italien niedergelassen hat; das herrliche Land und eine der schönen Töchter des herrlichen Landes haben ihn festgehalten.

Als Graf Henrik Dohna Italien bereiste, war er in dem Hause dieses Landsmannes freundlich aufgenommen worden, hatte die Töchter kennen gelernt, die eine davon geheiratet und sie nach Schweden mitgenommen.

Ihr, der die schwedische Sprache von jeher vertraut war, und die in ihrem Elternhause alles, was schwedisch war, lieben gelernt hatte, behagt es sehr gut in dem Bärenlande. Sie schwingt sich gar fröhlich im Kreise der Vergnügungen, der sich rund um den Löfven dreht, daß man glauben könnte, sie habe von jeher hier oben gelebt. Freilich versteht sie es sehr wenig, mit der Würde einer Gräfin aufzutreten. Es findet sich keine Spur von steifer Gemessenheit, keine herablassende Würde an diesem jungen, heiteren Geschöpf.

Ganz besonders entzückt von ihr sind die alten Herren. Es ist merkwürdig, welche Eroberung sie bei den alten Herren macht. Wenn sie auf einem Ball mit ihr zusammengetroffen sind, kann man ganz sicher sein, daß alle miteinander — der Munkeruder Landrichter, der Broer Propst und Melchior Sinclaire mitsamt dem Hauptmann von Berga — hinterher ihren Frauen im tiefsten Vertrauen mitteilen, wenn sie die junge Gräfin vor vierzig oder dreißig Jahren getroffen hätten, so ...

„Ach, damals war sie ja noch gar nicht geboren," fallen die alten Frauen ihnen ins Wort.

Und beim nächsten Zusammentreffen necken sie die junge Gräfin damit, daß sie ihnen die Herzen ihrer Männer entwende.

Die alten Damen betrachten sie mit einer gewissen Angst. Sie erinnern sich der alten Gräfin Märta gar zu gut. Diese war ebenso heiter, gut und beliebt gewesen, als sie zuerst nach Berga kam. Und aus ihr war doch eine eitle, vergnügungssüchtige, gefallsüchtige Frau geworden, die an nichts anderes mehr dachte als an Genuß und Vergnügen.

„Wenn sie wenigstens einen Mann hätte, der sie zur Arbeit anhalten könnte!" sagten die alten Damen. „Wenn sie nur einen Zettel auf den Webstuhl aufziehen könnte!" Denn einen Zettel aufziehen, das tröstet in allem Kummer, das nimmt alles Interesse gefangen und hat schon manche Frau gerettet.

Die junge Gräfin möchte selbst gern eine gute Hausfrau werden. In ihren Augen gibt es nichts Schöneres, als eine glückliche Gattin in einem guten Hause zu sein; und bei den großen Gesellschaften setzt sie sich oft zu den alten Damen.

„Henrik möchte, daß ich im Hauswesen ebenso tüchtig werde wie seine Mutter," sagt sie. „Gebt mir doch Unterricht im Weben."

Da stoßen die Alten einen zwiefachen Seufzer aus; erstens über den Grafen Henrik, daß er seine Mutter für eine tüchtige Hausfrau halten kann, und zweitens über die Schwierigkeit, dieses junge, unwissende Geschöpf in so verwickelte Sachen einzuweihen. Man brauchte mit ihr nur von Zettel und Einschlag, von Schaft und Winkeln, von Warp und Gitter zu reden, so wirbelte ihr schon der Kopf, wieviel mehr, wenn von Korndrell und Gänseaugen und sonstigen Webarten die Rede wäre.

Wer immer die junge Gräfin kennen lernt, fragt sich unwillkürlich, wie es wohl gekommen sei, daß dieses holde Geschöpf den dummen Grafen Henrik genommen hat.

Wie traurig, wenn einer dumm ist! Er kann einem leid tun, wo er auch sein mag. Aber am schlimmsten ist es für den, der dumm ist und in Wermland wohnt.

Schon sind eine Menge Geschichten über Graf Henriks Dummheit im Umlauf, und er ist erst im Anfang der Zwanziger. Man erzählt sich, wie er sich vor ein paar Jahren mit Anna Stjärnhök auf einer Schlittenfahrt unterhalten habe.

„Du bist schön, Anna," sagte er.

„Ach, Unsinn, Henrik."

„Du bist die Schönste in ganz Wermland."

„Nein, das bin ich nicht."

„Jedenfalls aber bist du die Schönste auf der Schlittenpartie."

„Ach Henrik, das bin ich auch nicht."

„Ja, aber in diesem Schlitten bist du doch die Schönste, das kannst du nicht leugnen."

Nein, das konnte sie allerdings nicht.

Denn Graf Henrik ist nicht schön, er ist ebenso häßlich wie dumm. Man sagt, daß der Kopf, der auf seinem dünnen Hals sitzt, sich schon seit ein paar Jahrhunderten in der Familie vererbt habe. Deshalb sei das Gehirn des letzten Erben so verbraucht.

„Es ist ja ganz offenbar, daß er keinen eigenen Kopf hat," sagen die Leute. „Er hat den seines Vaters entlehnt. Er wagt ihn gar nicht zu beugen, denn er hat Angst, er könnte ihm herunterfallen. Er hat ja schon eine ganz gelbe Haut und Runzeln auf der Stirne. Den Kopf haben gewiß schon sein Vater und sein Großvater in Gebrauch gehabt. Woher wäre denn sonst das Haar so dünn, die Lippen so blutleer und das Kinnn so spitzig?"

Immer hatte Graf Henrik die Spaßmacher um sich her, die ihn verleiten, Dummheiten zu sagen, die sie dann, ausgeschmückt und verbessert, in Umlauf setzen.

Ein wahres Glück ist es für ihn, daß er nichts davon merkt. Er selber ist feierlich und gemessen in seinem ganzen Auftreten.

Die Würde ist ihm zur andern Natur geworden; er bewegt sich gemessen, er geht kerzengerade, und er dreht nie den Kopf, ohne daß der ganze Körper die Bewegung mitmachte.

Vor einigen Jahren hat er einmal bei dem Landrichter in Munkerud einen Besuch gemacht. Er war zu Pferd, in gelben Hosen, blankgewichsten Stiefeln, einen hohen

Hut auf dem Kopf, und saß steif und stolz im Sattel. Bei der Ankunft ging alles ganz gut. Als er aber wieder wegritt, schlug ihm einer der herabhängenden Zweige in der Birkenallee den Hut vom Kopfe. Er stieg ab, setzte den Hut wieder auf und ritt abermals unter demselben Zweig durch. Wieder wurde ihm der Hut heruntergeschlagen. Dies wiederholte sich viermal.

Schließlich trat der Landrichter zu ihm und sagte:

„Könntest du nicht das nächstemal neben dem Zweig vorbeireiten, Bruder Henrik?"

Beim fünften Male kam er denn auch glücklich an dem Zweige vorüber.

Aber die junge Gräfin hat ihn trotz seines Greisenhauptes lieb. Als sie ihn in Rom kennen lernte, wußte sie ja nicht, daß er in seiner Heimat von einer solchen Märtyrerglorie der Dummheit umgeben war. Dort unten hatte ihn sogar eine Art Jugendglanz umstrahlt, und ihre Hochzeit hatte unter äußerst romantischen Umständen stattgefunden. Man muß nur die junge Gräfin erzählen hören, wie Graf Henrik sie entführt hatte. Mönche und Kardinäle waren wütend gewesen, daß sie dem Glauben ihrer Mutter, zu dem sie sich bis dahin bekannt hatte, abtrünnig werden und zum Protestantismus übertreten wollte. Der ganze Pöbel war in Aufruhr geraten, der Palast ihres Vaters war belagert und Henrik von Banditen verfolgt worden. Mutter und Schwestern flehten sie an, der Heirat zu entsagen. Ihr Vater aber war wütend darüber geworden, daß das italienische Pack ihn hindern wollte, seine Tochter zu geben, wem es ihm beliebt. Er befahl dem Grafen Henrik, sie zu entführen. Da es jedoch unmöglich war, sie zu Hause zu trauen, ohne daß es entdeckt worden wäre, hatten sich die beiden durch allerlei Hintergäßchen nach dem schwedischen Konsulat schleichen müssen. Und nachdem die Gräfin dort ihren katholischen Glauben abgeschworen und den protestantischen angenommen hatte, waren sie augenblicklich getraut und mit den schnellsten Pferden nach Norden geschickt worden.

„Zum Aufgebot blieb uns keine Zeit, das war einfach unmöglich," pflegte die junge Gräfin zu sagen. „Und es war ja auch recht trübselig, daß wir auf dem Konsulat

anstatt in einer der schönen Kirchen getraut wurden, aber Henrik hätte mich sonst nicht bekommen. Dort unten im Süden sind alle Menschen so heißblütig, Papa und Mama, die Kardinäle und die Mönche, alle sind so erregt. Deshalb mußte alles ganz heimlich vor sich gehen, und wenn die Leute uns hätten wegschleichen sehen, hätten sie uns sicherlich alle beide totgeschlagen, — nur um meine Seele zu retten. Henrik hielten sie natürlich schon für verdammt."

Aber die junge Gräfin hat ihren Mann lieb, auch seit sie miteinander in der nordischen Heimat auf Borg wohnen und ein ruhigeres Leben führen. Sie liebt in ihm den Glanz des alten Mannes und der ruhmreichen Vorfahren. Sie freut sich, wenn sie sieht, daß er in ihrer Nähe seine steife Haltung verliert, und hört, daß seine Stimme einen weichen Klang bekommt, sobald er mit ihr spricht. Und überdies hat er sie auch lieb und verwöhnt sie und dann ist sie nun einmal mit ihm verheiratet. Die junge Gräfin kann sich gar nicht denken, daß eine Frau ihren Mann nicht lieb haben könnte.

Gewissermaßen entspricht Graf Henrik sogar ihrem Ideal von Männlichkeit. Er ist rechtschaffen und wahrheitsliebend und hat nie sein Wort gebrochen. Sie hält ihn für einen wahren Edelmann.

* *
*

Am achten März feiert der Landrichter Scharling seinen Geburtstag, und da ziehen gar viele Gäste die Brobyer Hügel hinauf. Von Osten und Westen stellen sie sich ein, Bekannte und Unbekannte, Geladene und Ungeladene! Und alle sind willkommen. Für alle gibt es Speise und Trank genug, und im Tanzsaal ist Platz für alle Tanzlustigen aus der ganzen Umgegend.

Die junge Gräfin kommt auch zu diesem Fest; sie geht überall hin, wo man auf einen Tanz und fröhliche Gesellschaft rechnen kann.

Aber die junge Gräfin ist bei ihrer Ankunft nicht so heiter wie sonst. Es ist, als habe sie eine Ahnung, daß nun auch an sie die Reihe komme, von der wilden Jagd der Ereignisse mit fortgerissen zu werden.

Sie hat unterwegs dem Sonnenuntergang zugeschaut. Die Sonne versank an einem wolkenlosen Himmel, auch nicht das kleinste Wölkchen zeigte einen goldenen Saum. Graubleiche Dämmerung bedeckte die Gegend, kalte Windstöße fegten darüber hin.

Die junge Gräfin sah, wie der Tag und die Nacht miteinander kämpften, und wie bei dem Streit der Gewaltigen alles Lebendige von Entsetzen ergriffen wurde. Die Pferde jagten mit der letzten Fuhre heimwärts, um bald unter Dach zu kommen. Die Holzfäller eilten aus dem Walde, die Mädchen aus dem Stalle nach Hause. Die Raubtiere heulten im Walde. Der Tag, der Liebling der Menschen, wurde überwunden.

Das Licht erlosch, die Farben erblichen. Kalt und unschön war alles, was sie sah. Auch was sie gehofft, geliebt und gewirkt hatte, erschien ihr jetzt von einem grauen Dämmerschein umhüllt. Es war die Stunde der Ermattung, der Niederlage, die Stunde der Ohnmacht, für sie selbst, wie für die ganze Natur.

Sie dachte, daß ihr eigenes Herz, das jetzt in seiner sprudelnden Freude das ganze Dasein wie in Gold und Purpur hüllte, vielleicht auch einmal die Kraft verlieren würde, ihr die Welt zu erhellen.

„O Ohnmacht, Ohnmacht meines eigenen Herzens!" sagte sie zu sich selbst. „Graue Dämmerungsgöttin, Unterdrückerin, du wirst einstmals auch in meiner Seele herrschen. Dann wird mir das Leben häßlich und grau erscheinen, wie es ja vielleicht in Wirklichkeit ist, dann wird mein Haar erbleichen, mein Rücken sich krümmen, mein Gehirn schwach werden."

In diesem Augenblick bog der Schlitten in den Amtmannshof ein, und als die junge Gräfin aufschaute, fiel ihr Blick auf ein vergittertes Fenster in einem Nebengebäude, aus dem ein finster blickendes Gesicht schaute.

Es war das Gesicht der Majorin von Ekeby, und die junge Frau fühlte, daß es mit ihrem Vergnügen für diesen Abend vorbei war.

Man kann wohl heiter sein, wenn man den Kummer nicht sieht, wenn man nur von ihm sprechen hört, wie von einem Gast in einem fremden Lande. Aber schwerer ist es, sich die Freude des Herzens zu bewahren, wenn

man der nachtschwarzen, finster blickenden Not gerade ins Gesicht schaut.

Die Gräfin weiß wohl, daß der Landrichter Scharling die Majorin festnehmen ließ, und daß die Untersuchung wegen der Gewalttaten in jener Ballnacht auf Ekeby eingeleitet worden ist. Aber sie hatte nicht gedacht, daß die Majorin im Amtshofe selbst in Verwahrung gehalten würde, und zwar so ganz in der Nähe des Ballsaals, daß man von da in ihr Zimmer hineinsehen konnte, und sie selbst die Tanzmusik und den fröhlichen Lärm hören mußte. Und nun raubt der Gedanke an die Majorin der jungen Gräfin alle Freude.

Die junge Gräfin tanzt Walzer und Quadrille. Sie tanzt auch Menuett und Anglaise; aber zwischen jedem Tanz schleicht sie ans Fenster und schaut nach dem Seitenflügel hinüber. Das Fenster dort drüben ist erhellt, und die Gräfin sieht die Majorin ruhelos auf und ab gehen. Sie scheint keiner Ruhe zu bedürfen, sie geht, geht.

Der Gräfin macht das Tanzen heute gar kein Vergnügen. Sie muß immer an die Majorin denken, die ihr Gefängnis durchmißt wie ein gefangenes Raubtier seinen Käfig. Es ist ihr unbegreiflich, daß die andern tanzen mögen. Es sind doch gewiß viele da, die ebenso empört darüber sind, daß die Majorin so ganz in ihrer Nähe gefangen sitzt, und doch läßt sich keines etwas davon merken. Es wohnt ein verträgliches Volk in Wermland.

Aber so oft sie nach dem vergitterten Fenster hinüberschaut, wird ihr das Tanzen schwerer, und das Lachen bleibt ihr im Halse stecken.

Die Frau des Landrichters bemerkt, daß sie die angelaufene Scheibe abreibt, um hinausschauen zu können, und tritt zu ihr.

„Welch ein Elend! Ach, welch ein Elend das ist!“ flüsterte sie der Gräfin zu.

„Es ist mir heute abend beinahe unmöglich, zu tanzen,“ gibt die Gräfin flüsternd zurück.

„Es ist auch ganz gegen meinen Willen, daß wir einen Ball hier geben, solange sie da drüben gefangen sitzt,“ erwiderte Frau Scharling. „Sie ist seit ihrer Festnahme in Karlstadt gewesen, aber jetzt soll das Verhör beginnen, und deshalb ist sie heute hierher gebracht worden. Wir

konnten sie doch nicht in dem elenden Gefängnis des Amtsgerichts sitzen lassen, deshalb schlossen wir sie in die Webekammer dort drüben im Flügel. Wenn nicht gerade heute alle diese Gäste gekommen wären, hätte ich ihr meine beste Stube eingeräumt. Sie, Frau Gräfin, haben die Majorin ja kaum gekannt, aber uns andern allen ist sie gleichsam eine Mutter und eine Königin gewesen. Was muß sie von uns denken, daß wir hier tanzen, während sie in so großer Not ist? Es ist nur gut, daß die meisten nichts von ihrem Hiersein ahnen."

„Sie hätte gar nicht festgenommen werden dürfen," sagte die junge Gräfin streng.

„Das ist ein wahres Wort, Frau Gräfin; aber es mußte geschehen, wenn noch größerem Unheil vorgebeugt werden sollte. Es hätte ihr niemand verwehrt, ihre eigenen Strohhaufen anzuzünden, um die Kavaliere fortzujagen, aber der Major machte ja förmlich Jagd auf sie. Gott weiß, was er getan hätte, wenn sie nicht festgenommen worden wäre. Scharling hat sehr viel Ärger damit gehabt, Frau Gräfin. Selbst in Karlstadt waren sie unzufrieden mit ihm, weil er nicht bei allem, was auf Ekeby vorfiel, ein Auge zudrückte; aber er glaubte recht getan zu haben."

„Jetzt wird sie wohl verurteilt?" sagte die Gräfin.

„Ach nein, Frau Gräfin, verurteilt wird sie nicht. Die Majorin von Ekeby wird jedenfalls freigesprochen, — aber was sie in diesen Tagen durchmachen mußte, ist doch zu viel für sie gewesen. Sie verliert sicher den Verstand. Glaubt mir, eine so stolze Frau kann es nicht ertragen, wie eine Verbrecherin behandelt zu werden. Ich glaube, es wäre am besten gewesen, wenn man sie gelassen hätte, wo sie war, dann hätte sie vielleicht Mittel und Wege gefunden, auf eigene Hand zu entkommen."

„Ach, laßt sie doch entkommen!" sagte die Gräfin.

„Das kann jeder andere, nur nicht der Landrichter oder seine Frau," flüsterte Frau Scharling. „Wir müssen sie ja bewachen. Und heute nacht, wo so viele von ihren Freunden hier sind, halten zwei Männer vor ihrer Tür Wache, und die Tür ist verschlossen und verriegelt, damit niemand zu ihr kommen kann. Wenn sie aber trotz-

dem jemand befreien würde, so wären mein Mann und ich nur von Herzen froh darüber."

„Kann ich nicht zu ihr gehen?" fragt die junge Gräfin.

Frau Scharling nimmt sie eifrig bei der Hand und zieht sie mit sich hinaus. Im Vorzimmer werfen sich beide ein Tuch über, und dann eilen sie über den Hof.

„Es ist gar nicht sicher, ob sie überhaupt mit uns spricht," sagt die Frau Landrichter. „Aber dann sieht sie wenigstens, daß wir sie nicht vergessen haben."

Sie gehen durch das erste Zimmer, wo die beiden Männer die verriegelte Tür bewachen, und werden ohne weiteres zur Majorin hineingelassen. Diese ist in einem großen Gemach, in dem Webstühle und ähnliche Gerätschaften aufbewahrt sind. Es wurde eigentlich als Webstube benutzt, aber es hatte vergitterte Fenster und feste Riegel an der Tür, um im Notfall auch als Gefängnis zu dienen.

Die Majorin setzte ihre Wanderung fort, ohne die beiden sonderlich zu beachten.

Sie hat in diesen Tagen einen weiten Weg zurückzulegen. Sie kann an nichts anderes denken, als daß sie die zwanzig Meilen wandern muß, um zu ihrer Mutter zu gelangen, die da droben in den Alftalwäldern wohnt und sie erwartet. Sie hat keine Zeit zu ruhen. Sie muß weiter, sie hat Eile, Eile. Ihre Mutter ist über neunzig Jahre alt; sie kann bald sterben.

Sie hat die Länge des Zimmers nach Ellen gemessen und rechnet nun aus, wie weit sie gekommen ist; aus Ellen werden Klafter, aus diesen halbe und ganze Meilen.

Schwer und lang erscheint ihr der Weg, und doch darf sie nicht ruhen. Sie watet durch tiefen Schnee. Sie hört das Rauschen der ewigen Wälder über sich. Sie kehrt in der Pörte des Finnen ein und in der Reisighütte des Kohlenbrenners. Bisweilen, wenn sich meilenweit keine menschliche Wohnung findet, bereitet sie sich ein Lager aus Zweigen und schläft unter den Wurzeln einer umgestürzten Tanne.

Und schließlich hat sie ihr Ziel erreicht, die zwanzig Meilen sind zurückgelegt, der Wald öffnet sich, und ein Gehöft zeigt sich mit rotangestrichenen Wohnhäusern.

Der Klaralf stürzt schäumend in einer Reihe kleiner Wasserfälle herab, und an dem wohlbekannten Rauschen hört sie, daß sie in ihrer Heimat angelangt ist.

Und ihre Mutter, die die Tochter kommen sieht, als Bettlerin, wie sie es gewollt hat, geht ihr entgegen...

Wenn die Majorin so weit gekommen ist, schaut sie immer auf; sie wendet den Kopf, erblickt die verschlossene Tür — und weiß, wo sie ist.

Dann fragt sie sich selbst, ob sie im Begriff sei, wahnsinnig zu werden, und sie setzt sich nieder, um nachzudenken und zu ruhen. Aber gleich darauf ist sie schon wieder auf ihrer Wanderung, sie rechnet und zählt zusammen, Ellen zu Klaftern und Klafter zu halben und zu ganzen Meilen: sie hält kurze Rast in der Finnenpörte und schläft weder Tag noch Nacht, bis sie wieder die zwanzig Meilen zurückgelegt hat. Während der ganzen Zeit ihrer Gefangenschaft hat sie fast gar nicht geschlafen, und die beiden Frauen, die gekommen sind, sie zu besuchen, schauen sie voller Angst an.

Die junge Gräfin wird diesen Anblick nie wieder vergessen. Sie wird die unglückliche Frau oft in ihren Träumen rastlos auf und ab wandern sehen und wird dann mit nassen Augen und einem Seufzer auf den Lippen erwachen.

Die Alte hat sich traurig verändert; das Haar ist dünn geworden, und lose Strähnen hängen aus der schmalen Flechte heraus. Das Gesicht ist schlaff und eingefallen, die Kleider unordentlich und zerlumpt. Aber trotz alledem hat sie noch soviel von der einstigen vornehmen Alleinherrscherin an sich, daß sie nicht nur Mitleid, sondern auch Ehrfurcht einflößt.

Was die Gräfin aber gar nicht wieder vergessen kann, sind die Augen, die eingesunkenen Augen mit dem nach innen gerichteten Blick. Noch waren sie nicht des Lichtes der Vernunft beraubt, aber es schien dem Erlöschen nahe, und ein Funke von Wildheit schien in der Tiefe zu lauern, so daß man fürchten mußte, die Alte werde im nächsten Augenblick über einen herfallen, um zu beißen und zu kratzen.

Schon eine ganze Weile haben die beiden stumm dagestanden, als die Majorin plötzlich vor der jungen Gräfin

anhält und sie mit einem strengen Blick mißt. Die Gräfin weicht einen Schritt zurück und greift nach Frau Scharlings Arm.

Auf einmal erhalten die Züge der Majorin Leben und Ausdruck, und ihre Augen schauen wieder mit voller Klarheit in die Welt um sich her.

„Ach nein, ach nein," sagt sie lächelnd, „so weit ist es doch noch nicht mit mir gekommen, meine liebe junge Gräfin."

Sie fordert die beiden nun auf, sich zu setzen, und setzt sich selbst auch. Sie nimmt jene Miene altmodischer Feierlichkeit an, die ihr von den großen Gesellschaften auf Ekeby und den Königsbällen in dem Präsidentenschlosse zu Karlstadt so wohl bekannt ist. Und die beiden Frauen vergessen die Lumpen und das Gefängnis und sehen nur noch Wermlands stolzeste und reichste Frau.

„Meine liebe Gräfin," sagte sie. „Was konnte Euch bewegen, den Tanzsaal zu verlassen, um mich einsame alte Frau aufzusuchen? Ihr müßt sehr gut sein."

Die Gräfin kann nicht antworten, Bewegung erstickt ihre Stimme. Frau Scharling ergreift das Wort für sie und sagt, daß die Gräfin nicht tanzen könne, weil sie immer an die Majorin denken müsse.

„Ach, liebe Frau Scharling," erwiderte die Majorin, „ist es jetzt so weit mit mir gekommen, daß ich die Jungen in ihrer Freude störe? Ihr dürft nicht über mich weinen, meine liebe junge Gräfin," fuhr sie fort. „Ich bin eine böse alte Frau, die ihr Schicksal verdient hat. Ihr haltet es doch nicht für recht, daß man seine Mutter schlägt?"

„Nein, aber..."

Die Majorin unterbricht sie und streicht ihr das krause blonde Haar aus der Stirn.

„Kind, Kind," sagt sie, „wie konntet Ihr nur den dummen Henrik Dohna heiraten?"

„Aber ich liebe ihn."

„Ja, ich sehe, ich sehe, wie das ist," sagt die Majorin. „Ein gutes Kind, weiter nichts; es weint mit den Weinenden und freut sich mit den Fröhlichen. Und es kann nicht anders, es muß dem ersten, der ‚ich liebe dich' zu ihm sagt, sein ‚Ja' geben. Ja, ja, so ist es. Geht jetzt

wieder hinein und tanzt, meine liebe junge Gräfin. Tanzt und seid glücklich! In Euch ist nichts Böses!"

„Aber ich möchte so gerne etwas für die Frau Majorin tun."

„Kind," sagt die Majorin feierlich, „auf Ekeby wohnte eine alte Frau, die die Winde des Himmels gefangen hielt. Jetzt ist sie selbst gefangen, und die Winde sind frei. Ist es da zum Verwundern, wenn ein Sturm durch das Land braust?

Ich, die ich alt bin, habe ihn schon früher gesehen, Frau Gräfin. Ich kenne ihn. Ich weiß, daß der Sturm Gottes wie ein Gewitter über uns losbricht. Bald bricht er über große Reiche, bald über kleine vergessene Ortschaften herein. Gottes Sturm verschont niemand. Er trifft die großen und die Kleinen. Es ist ein großes Schauspiel, wenn Gottes Sturm daherbraust.

Sturm Gottes, du gesegnetes Wetter des Herrn, fege über die Erde dahin! Ihr Stimmen in der Luft, ihr Stimmen im Wasser, ertönet, ruft Entsetzen hervor! Laßt Gottes Sturm wie Donner rollen! Laßt Gottes Sturm Entsetzen verbreiten! Möge der Sturm durch das Land brausen, schwankende Wände niederreißen, verrostete Schlösser sprengen und baufällige Häuser zu Fall bringen!

Schrecken soll sich über das ganze Land ausbreiten. Die kleinen Vogelnester werden von den Zweigen fallen. Das Habichtnest im Gipfel der Föhre wird mit lautem Krachen herabstürzen, und bis hinauf zum Nest des Uhus in der Felsenspalte wird der Wind mit seiner Drachenzunge ziſchen.

Wir glaubten, es sei alles gut bei uns, aber es war nicht so. Gottes Sturm ist notwendig. Ich sehe es ein, und ich klage nicht. Ich wollte nur, ich dürfte zu meiner Mutter gehen."

Sie sinkt auf einmal zusammen.

„Geht jetzt, geht," sagt sie. „Ich habe keine Zeit mehr. Ich muß weiter. Geht jetzt und hütet Euch vor denen, die auf Sturmwolken reiten."

Damit beginnt sie ihre Wanderung aufs neue. Die Züge erschlaffen, der Blick ist nach innen gerichtet. Die Gräfin und Frau Scharling müssen gehen.

Sobald sie wieder im Ballsaal angekommen sind, geht die junge Gräfin geradewegs auf Gösta Berling zu.

„Ich soll Euch von der Frau Majorin grüßen, Herr Berling," sagte sie. „Sie erwartet, daß Ihr sie aus ihrem Gefängnis befreit."

„Da wird sie lange warten müssen, Frau Gräfin."

„Ach, helft ihr, Herr Berling!"

Gösta schaut finster zu Boden.

„Nein," sagt er, „warum sollte ich ihr helfen? Wofür bin ich ihr Dank schuldig? Alles, was sie für mich getan hat, war zu meinem Verderben."

„Aber, Herr Berling..."

„Wenn sie nicht gewesen wäre," unterbricht er sie heftig, „dann würde ich jetzt dort oben in den ewigen Wäldern schlafen. Bin ich verpflichtet, mein Leben zu wagen, weil sie mich zum Kavalier von Ekeby gemacht hat? Glaubt Ihr vielleicht, Frau Gräfin, daß dies ein sehr ehrenvolles Amt sei?"

Die junge Gräfin wendet sich schweigend von ihm ab. Sie ist böse auf ihn.

Mit bitteren Gedanken über die Kavaliere begibt sie sich an ihren Platz. Mit Waldhorn und Geige sind sie hierhergekommen; sie wollen den Bogen über die Saiten gleiten lassen, bis diese zerspringen, und denken nicht daran, daß die lustigen Töne in den elenden Aufenthaltsort der Gefangenen hinübertönen. Sie sind hierhergekommen, um zu tanzen, bis die Schuhsohlen durchgetanzt sind, und denken nicht daran, daß ihre alte Wohltäterin ihre Schatten an den beschlagenen Fensterscheiben vorübergleiten sieht.

O, wie grau und häßlich war die Welt geworden! Ach, welche Schatten hatten die Not und die Hartherzigkeit auf die Seele der jungen Gräfin geworfen!

Nach einer Weile kommt Gösta und fordert sie zum Tanz auf.

Sie dankte kurz.

„Wollt Ihr nicht mit mir tanzen, Frau Gräfin?" fragte er, tief errötend.

„Weder mit Euch, noch mit irgendeinem von den Ekebyer Kavalieren," gibt sie zur Antwort.

„Wir sind also einer solchen Ehre nicht wert."

„Es ist keine Ehre, Herr Berling. Aber es macht mir kein Vergnügen, mit Leuten zu tanzen, die alle Gebote der Dankbarkeit vergessen."

Gösta hat sich schon auf dem Absatz herumgedreht.

Dieser Auftritt wurde von gar vielen gesehen und gehört.

Alle gaben der Gräfin recht. Die Undankbarkeit und Herzlosigkeit der Kavaliere gegen die Majorin hatte allgemeine Entrüstung hervorgerufen.

Aber in dieser Zeit ist Gösta Berling gefährlicher wie ein wildes Tier im Walde. Seit er damals von der Jagd heimkehrte und Marianne nicht mehr vorfand, gleicht sein Herz einer offenen Wunde. Er möchte am liebsten irgend jemand ein blutiges Unrecht zufügen und Jammer und Qual in weite Kreise verbreiten.

„Wenn sie es durchaus so haben will," sagt er zu sich selbst, „so mag es denn nach ihrem Willen gehen. Aber sie soll dann auch ihre eigene Haut zu Markte tragen. Die junge Gräfin schwärmt ja für Entführungen, nun soll sie ihre Lust büßen."

Er hat nichts gegen ein neues Abenteuer einzuwenden. Acht Tage lang hat er sich nun um ein Weib gegrämt. Das ist lange genug.

Er ruft Beerencreutz, den Oberst, Christian Bergh, den starken Hauptmann, und den langsamen Vetter Christoffer, der aber nie vor einem wahnsinnigen Abenteuer zurückschreckt, und beratschlagt mit ihnen, wie man die gekränkte Ehre des Kavalierflügels rächen soll.

* * *

Das Ende des Festes naht. Eine lange Schlittenreihe hält auf dem Hofe. Die Herren ziehen ihre Pelze an, die Damen suchen in dem grenzenlosen Durcheinander im Ankleidezimmer ihre Sachen zusammen.

Die junge Gräfin hat diesen verhaßten Ball so schnell wie möglich verlassen wollen. Sie ist von allen Damen zuerst fertig. Lächelnd steht sie mitten im Ankleidezimmer und sieht der allgemeinen Verwirrung zu. Da wird die Tür aufgerissen, und Gösta Berling erscheint auf der Schwelle.

Kein Mann hat das Recht, in dieses Zimmer einzudringen. Die alten Damen stehen da mit kahlen Scheiteln, von denen sie eben den Schmuck der Hauben abgenommen haben. Und die jungen haben ihre Kleider unter den Pelzmänteln hoch aufgeschürzt, damit die steifen Garnierungen auf der Fahrt nicht zerdrückt werden.

Aber ohne den abwehrenden Rufen zu achten, springt Gösta Berling auf die Gräfin zu und ergreift sie.

Er nimmt sie auf seine Arme und stürmt mit ihr auf den Flur hinaus und die Treppe hinunter.

Das Geschrei der überraschten Frauen vermochte ihn nicht aufzuhalten. Als sie hinter ihm dreinlaufen, sehen sie nur noch, wie er sich, die Gräfin noch immer im Arm, in einen Schlitten wirft.

Sie hören den Kutscher mit der Peitsche knallen und sehen, daß die Pferde anziehen. Sie kennen den Kutscher — es ist Beerencreutz. Sie kennen das Pferd — es ist Don Juan. Und in tiefer Besorgnis um das Schicksal der Gräfin rufen sie die Herren herbei.

Diese verspielen keine Zeit mit vielen Fragen, sondern werfen sich gleich in die Schlitten. Den Grafen an der Spitze, jagen sie dem Frauenräuber nach.

Doch er sitzt im Schlitten und hält die junge Gräfin fest. Aller Kummer ist vergessen, und von der berauschenden Freude des Abenteuers hingerissen, singt er aus voller Kehle ein Lied von Liebe und Rosen.

Er hält sie fest an sich gepreßt, doch sie macht keinen Versuch, sich ihm zu entwinden. Weiß und wie versteinert ruht ihr Gesicht an seiner Brust.

Ach, was soll ein Mann tun, wenn er ein bleiches, hilfloses Gesicht so ganz in seiner Nähe hat, wenn das blonde Haar, das sonst die weiße Stirn beschattet, wirr zurückfällt, wenn die Lider sich schwer über den schelmischen Augen geschlossen haben?

Was soll ein Mann tun, wenn die roten Lippen unter seinen Blicken erbleichen?

Küssen natürlich! Küssen die blassen Lippen, die geschlossenen Augen, die weiße Stirn!

Aber da erwacht die junge Frau und reißt sich aus seiner Umarmung. Elastisch wie eine Feder will sie aus dem Schlitten springen, und mit seiner ganzen Kraft

muß er mit ihr ringen, um sie schließlich besiegt und bebend in einer Ecke des Schlittens halten zu können.

„Sieh," sagte Gösta dann ganz ruhig zu Beerencreutz, „die Frau Gräfin ist die dritte, die Don Juan und ich in diesem Winter entführen. Die beiden andern hingen küssend an meinem Halse, diese jedoch will sich weder von mir küssen lassen, noch will sie mit mir tanzen. Kannst du aus den Weibern klug werden, Beerencreutz?"

Aber als Gösta vom Hofe fortfuhr, als die Frauen schrien und die Männer fluchten, als die Schlitten klingelten und die Peitschen knallten, und überall Lärm und Verwirrung herrschten, wurde es den Männern, die die Majorin bewachten, ganz sonderbar zumute.

„Was gibt es denn da?" dachten sie. „Warum schreien die Leute so?"

Plötzlich wird eine Tür aufgerissen, und eine Stimme ruft ihnen zu:

„Sie ist fort. Jetzt fährt er mit ihr davon!"

Da stürmen die beiden Wächter wie toll hinaus, ohne nachzusehen, wer denn eigentlich fort sei; denn sie dachten nur an die Majorin. Sie hatten auch insofern Glück, als sie gerade noch Platz in einem eben abfahrenden Schlitten fanden. Und sie waren schon ein gutes Stück Wegs dahingefahren, als sie endlich erfuhren, wer eigentlich verfolgt wurde.

Aber Bergh und Vetter Christoffer gingen ganz gemächlich zu der Tür, sprengten das Schloß und öffneten der Frau Majorin.

„Ihr seid frei, Frau Majorin," sagten sie.

Sie traten heraus. Steif wie die Bildsäulen standen die beiden rechts und links von der Tür, sahen sie aber nicht an.

„Vor der Tür steht ein Schlitten für Euch bereit, Frau Majorin."

Sie ging hinaus, setzte sich in den Schlitten und fuhr ab. Niemand verfolgte sie, und es wußte auch niemand, wohin sie fuhr.

Don Juan eilte indessen den Brobyer Hügel hinab und der spiegelglatten Eisfläche des Löfven zu. Der stolze Renner fliegt förmlich dahin. Erfrischende, eiskalte Luft pfeift den im Schlitten Sitzenden um die Ohren. Die

Schellen klingeln; Mond und Sterne glänzen. Der Schnee flimmert in bläulich-weißem Glanze.

Gösta fühlt poetische Gedanken in sich erwachen.

„Beerencreutz," sagt er, „sieh, das ist das Leben. Wie Don Juan mit dieser jungen Frau dahineilt, so entflieht die Zeit mit den Menschen. Du bist die bittere Notwendigkeit, die die Zügel führt. Ich bin die Begierde, die den Willen gefangen hält. Und so wird die Machtlose tiefer und tiefer hinabgezogen."

„Halt jetzt keine Reden!" brüllt Beerencreutz. „Sie sind uns auf den Fersen."

Und mit sausenden Peitschenhieben treibt er Don Juan zu immer größerer Eile an.

„Dort die Wölfe, hier die Beute!" ruft Gösta. „Don Juan, mein Junge, bilde dir ein, du seist ein junger Elch. Stürze durchs Gestrüpp, wate durchs Moor, springe vom Felsrücken hinab in den klaren See, durchschwimme ihn mit mutig erhobenem Haupt und verschwinde, verschwinde in dem rettenden Dunkel des Tannenwaldes! Renne, Don Juan, alter Frauenräuber! Renne wie ein junger Elch!"

Sein wildes Herz schwillt vor Freude bei der eiligen Fahrt. Ihm tönt das Schreien der Verfolger wie ein Jubelgesang, Freude erfüllt sein wildes Herz, als er den Körper der Gräfin vor Schrecken erbeben fühlt, als er ihre Zähne klappern hört.

Plötzlich löst sich der eiserne Griff, mit dem er sie festgehalten hat. Gösta richtet sich hoch auf im Schlitten und schwingt die Mütze.

„Ich bin Gösta Berling!" ruft er. „Der Besitzer von zehntausend Küssen und dreizehntausend Liebesbriefen! Ein Hoch auf Gösta Berling! Fange ihn, wer kann!"

Und im nächsten Augenblick flüstert er der Gräfin ins Ohr:

„Ist die Fahrt nicht schön? Ist es nicht eine königliche Fahrt? Hinter dem Löfven liegt der Wenern, hinter dem Wenern liegt das Meer. Überall endlose Flächen des glänzenden blauschwarzen Eises, und dahinter eine strahlende Welt. Rollender Donner im krachenden Eis unter uns, gellende Rufe hinter uns. Sternschnuppen in der Höhe, und lustiges Schellengetön vor uns! Vorwärts!

Immer vorwärts! Habt Ihr Lust, die Fahrt mit mir zu wagen, schöne junge Frau?"

Er hat sie losgelassen. Sie stößt ihn heftig zurück.

Im nächsten Augenblick kniet er zu ihren Füßen.

„Ich bin ein Elender, ein Lump! Ihr hättet mich nicht reizen sollen, Frau Gräfin. Stolz und vornehm standet Ihr da und glaubtet, daß Euch eine Kavalierfaust nie treffen könnte. Himmel und Erde lieben Euch. Ihr solltet denen ihre Last nicht noch schwerer machen, die von Himmel und Erde verachtet sind."

Er ergreift ihre Hände und preßt sie an sein Gesicht.

„Wenn Ihr nur wüßtet, was das für ein Gefühl ist, sich von allen verachtet zu wissen. Da fragt man nicht mehr danach, was man tut. Nein, man fragt nichts mehr danach."

Da bemerkt er plötzlich, daß ihre Hände bloß sind; er nimmt seine großen Lederhandschuhe aus der Tasche und zieht sie ihr an.

Auf einmal ist er ganz ruhig geworden und setzt sich nun im Schlitten zurecht, so weit wie möglich von der jungen Gräfin entfernt.

„Ihr braucht Euch nicht zu fürchten, Frau Gräfin," sagt er. „Seht Ihr denn nicht, wohin wir fahren? Ihr werdet Euch doch denken können, daß wir Euch nichts zuleid tun wollen."

Und die Gräfin, die vor Schrecken beinahe von Sinnen gewesen war, sieht nun, daß sie schon über den See gefahren sind, und daß Don Juan jetzt den steilen Brobyer Hügel hinaufkeucht.

Sie halten vor der Freitreppe des Schlosses und lassen die Gräfin an der Pforte ihres eigenen Hauses aussteigen.

Als sie sich jedoch von den herbeieilenden Dienern umringt sieht, kehren ihr Mut und Geistesgegenwart zurück.

„Sorg du für das Pferd, Andersson," sagt sie zum Kutscher. „Die Herren, die mich nach Hause gefahren haben, sind wohl so freundlich, eine Weile auszusteigen. Der Graf muß gleich hier sein."

„Wie Ihr befehlt, Frau Gräfin," sagt Gösta und steigt sofort aus dem Schlitten.

Beerencreutz wirft ohne Zögern die Zügel weg. Die

junge Gräfin geht ihnen voran und führt sie mit schlecht verhehlter Schadenfreude in den Saal.

Die Gräfin hatte erwartet, daß sich die Kavaliere bei dem Vorschlage, ihren Mann zu erwarten, unschlüssig zeigen würden.

Sie wußten also nicht, welch ein strenger, gerechter Mann er war. Sie fürchteten nicht, daß er streng mit denen ins Gericht gehen würde, die seine Gattin gewaltsam entrissen und gezwungen hatten, die Fahrt mit ihnen zu machen. Sie wollten es mit anhören, wie er ihnen ein für allemal verböte, je wieder sein Haus zu betreten.

Sie wollte Zeuge sein, wie er das Gesinde hereinrufen und ihm kund tun würde, daß diese Herren nie wieder auf Borg eingelassen werden dürften, und wie er dann den Kavalieren selbst seine Verachtung nicht nur darüber, was sie ihr, der Gräfin, angetan hatten, sondern auch über ihr Verhalten gegen die Majorin, ihre Wohltäterin, aussprechen würde.

Er, der ihr gegenüber eitel Zärtlichkeit und Rücksicht ist, wird mit gerechter Strenge gegen ihre Verfolger auftreten. Die Liebe wird seiner Rede Feuer verleihen. Er, der sie beschützt und wie ein Wesen von feinerer Art als alle andern Frauen betrachtet, er wird sicher nicht dulden, daß rohe Männer über sie herfallen wie Raubvögel über einen Sperling. Sie glüht vor Durst und Rache.

Beerencreutz, der Oberst mit dem dichten weißen Schnurrbart, trat jedoch unerschrocken in den Speisesaal und an den Kamin, wo ein helles Feuer brannte, wie immer, wenn die Gräfin von einer Gesellschaft nach Hause kam.

Gösta blieb im Dunkel an der Tür stehen und betrachtete schweigend die Gräfin, während ihr der Diener beim Ablegen des Mantels half. Und als er die junge Frau ansah, wurde es ihm so wohl ums Herz, wie seit vielen Jahren nicht. Es wurde ihm klar, ja, es drängte sich ihm auf wie eine Offenbarung, obgleich er selbst nicht wußte, wie er die Entdeckung gemacht hatte, daß in dieser holden Gestalt auch die schönste Seele wohnen mußte.

Freilich lag diese Seele jetzt noch in einem Schlummer-

zustand, aber sie würde zu ihrer Zeit schon erwachen. Er aber freute sich, daß er all die Reinheit, Frömmigkeit und Unschuld, die in ihr wohnte, entdeckt hatte. Er hätte sie auslachen können, weil sie so erzürnt dreinsah und mit glühenden Wangen und gerunzelter Stirn dastand.

Du weißt selbst nicht, wie mild und gut du bist, dachte er.

Die der Außenwelt zugekehrte Seite ihres Wesens könne ihrem inneren Ich nie volles Recht widerfahren lassen, dachte er. Aber von diesem Augenblick an war Gösta Berling ihr Diener, wie man allem Schönen und Göttlichen dienstbar wird. Es war ihm nicht möglich, zu bereuen, daß er vorhin so gewaltsam gegen sie vorgegangen war. Wenn sie nicht so bange gewesen wäre, wenn sie ihn nicht so heftig zurückgestoßen hätte, wenn er nicht gefühlt hätte, wie sich ihr ganzes Wesen über seine Roheit empörte, hätte er ja nie erfahren, welch edler Geist in ihr wohnte.

Er hatte es ja bis jetzt gar nicht erraten können. Sie war ja lauter Tanzlust und Frohsinn gewesen. Und dann hatte sie ja sogar den dummen Grafen Henrik geheiratet.

Jetzt aber, jetzt war er ihr Sklave bis zu seinem Tode; Hund und Sklave, wie Hauptmann Christian zu sagen pflegte, sonst nichts.

Er setzte sich auf einen Stuhl neben der Tür und hielt mit gefalteten Händen eine Art Gottesdienst. Seit jenem Tage, wo er die feurige Zunge der Inspiration über sich hatte flammen fühlen, war keine solche heilige Andacht mehr bei ihm eingekehrt. Er ließ sich nicht stören, obgleich nun Graf Dohna und eine Menge anderer Herren eintraten, die über die bösen Streiche der Kavaliere schimpften und fluchten.

Er ließ Beerencreutz den ersten Anprall aushalten. In gemächlicher Ruhe stand der in vielen Abenteuern erprobte Ritter vor dem hellodernden Feuer. Er stellte den einen Fuß auf das Kamingitter, stützte den Arm aufs Knie und das Kinn in die Hand und sah die Hereinstürmenden an.

„Was hat dies alles zu bedeuten?" brüllte der kleine Graf ihn an.

„Es bedeutet das," erwidert er, „solange es Weiber

auf Erden gibt, gibt es auch Narren, die nach ihrer Pfeife tanzen."

Der kleine Graf wurde dunkelrot.

„Ich frage, was dies alles zu bedeuten hat?" wiederholte er.

„Das frage ich auch," höhnte Beerencreutz. „Ich frage, was es zu bedeuten hat, daß Henrik Dohnas Gemahlin sich weigert, mit Gösta Berling zu tanzen?"

Der Graf wendete sich fragend an seine Gattin.

„Ich konnte es nicht, Henrik!" rief sie. „Ich konnte mit keinem von diesen Kavalieren tanzen, denn ich mußte immer an die arme Majorin denken, die sie im Gefängnis schmachten lassen."

Der kleine Graf richtete seinen steifen Körper kerzengerade auf und warf das Greisenhaupt in den Nacken.

„Wir Kavaliere," sagte Beerencreutz, „lassen uns von keinem Menschen beschimpfen. Wer nicht mit uns tanzen will, muß mit uns fahren. Der Frau Gräfin ist nicht ein Haar gekrümmt worden, und damit können wir die Sache wohl abgetan sein lassen."

„Nein," sagte der Graf. „Damit ist sie nicht abgetan. Ich bin für das Tun meiner Frau verantwortlich. Jetzt frage ich, warum sich Gösta Berling nicht an mich gewendet hat, um für die ihm von meiner Frau zugefügte Beleidigung Genugtuung zu verlangen?"

Beerencreutz lächelte.

„Ich frage," wiederholte der Graf.

„Man fragt den Fuchs nicht um Erlaubnis, wenn man ihm das Fell abziehen will," sagte Beerencreutz.

Der Graf legte die Hand auf seine schmale Brust.

„Ich bin als ein gerechter Mann bekannt," rief er. „Ich kann über meine Diener zu Gericht sitzen, weshalb sollte ich es nicht über meine Frau können? Die Kavaliere hatten kein Recht, sie zu richten. Die Strafe, die sie ihr auferlegt haben, hebe ich auf. Sie hat nie stattgefunden, hört ihr, meine Herren, sie hat nicht bestanden!"

Der Graf stieß diese Worte im höchsten Falsett hervor. Beerencreutz ließ seinen Blick rasch über die Gesellschaft hingleiten. In dieser befand sich nicht ein einziger — Sintram, Daniel, Bendix, Dalberg, und wer immer sonst noch mit hereingekommen war —, der nicht darüber

geschmunzelt hätte, wie Beerencreutz den dummen Grafen Henrik zum besten hatte.

Die junge Gräfin verstand es nicht sofort. Was sollte aufgehoben und für nichts gerechnet werden? Ihre Angst, der harte Griff der Kavaliere um ihren zarten Körper, der wilde Gesang, die wilden Worte, die wilden Küsse, sollte das alles einfach für nichts gerechnet werden? Fand sich denn an diesem Abend gar nichts, worüber nicht die graue Dämmerungsgöttin geherrscht hätte?

„Aber Henrik....“

„Still!“ herrschte er sie an, indem er sich aufrichtete und sich jetzt mit seiner Strafpredigt an sie wendete. „Wehe dir, daß du, die du eine Frau bist, jemand zu beleidigen wagst, dessen Hand ich gerne drücke! Was geht es dich an, daß die Kavaliere die Majorin ins Gefängnis gebracht haben? Taten sie nicht recht daran? Du kannst freilich nicht wissen, wie es einen Mann in der tiefsten Seele empört, wenn er von der Untreue der Weiber sprechen hört. Willst du vielleicht selbst diesen sündigen Weg gehen, daß du ein solches Weib in Schutz nimmst?“

„Aber Henrik....“

Sie klagte wie ein Kind und streckte die Arme aus, als wolle sie die bösen Worte abwehren. In ihrem ganzen Leben hatte sie vielleicht noch keine so harten Worte zu hören bekommen. Sie war ja hilflos zwischen diesen harten Männern, und jetzt wandte sich ihr einziger Verteidiger gegen sie. Ach, ihr Herz würde nie mehr die Kraft haben, die Welt zu erhellen!

„Aber Henrik, du solltest mich ja doch beschützen.“

Jetzt, wo es zu spät war, wurde Gösta Berling aufmerksam. Er wußte wirklich nicht, was er tun sollte. Er meinte es herzlich gut mit ihr, wagte es aber nicht, sich zwischen Mann und Frau zu stellen.

„Wo ist Gösta Berling?“ fragte der Graf.

„Hier,“ sagte Gösta. Und er machte einen kläglichen Versuch, das Ganze als einen Scherz darzustellen. „Der Herr Graf hat wohl eben eine Rede gehalten, und ich habe geschlafen. Wäre es nicht besser, wenn wir jetzt alle nach Hause führen, damit Ihr Euch auch zur Ruhe niederlegen könntet?“

„Gösta Berling,“ sagte Henrik Dohna, „sintemal

meine Gemahlin sich geweigert hat, mit dir zu tanzen, befehle ich ihr, dir die Hand zu küssen und dich um Verzeihung zu bitten."

„Mein lieber Graf Henrik," sagte Gösta Berling lächelnd, „meine Hand ist nicht dazu angetan, von einer jungen Dame geküßt zu werden. Gestern war sie rot vom Blut eines erlegten Elchs, heute ist sie schwarz von Ruß nach einer Schlägerei mit einem Köhler. Ihr habt ein sehr hochsinniges Urteil gefällt, Herr Graf, das ist eine hinreichende Genugtuung für mich. Komm, Beerencreutz!"

Der Graf stellte sich ihm in den Weg.

„Du gehst nicht!" befahl er. „Meine Frau muß mir gehorchen. Meine Gemahlin soll es sehen, wozu es führt, wenn sie eigenmächtig handelt."

Gösta blieb unschlüssig stehen; die Gräfin war tief erblaßt, rührte sich aber nicht.

„Nun!" sagte der Graf.

„Henrik, ich kann nicht."

„Du kannst," sagte er hart. „Du kannst wohl. Aber ich weiß, was du willst. Du willst mich zwingen, mich mit diesem Manne zu schlagen, weil du ihn in deiner Launenhaftigkeit nicht leiden kannst. Nun wohl, wenn du ihm keine Genugtuung gibst, so werde ich es tun. Ihr Frauen liebt es ja, wenn sich die Männer euretwegen töten. Du hast den Fehler begangen, willst ihn aber nicht sühnen. Ich werde mich duellieren, Frau Gräfin. In wenigen Stunden werde ich eine tote Leiche sein."

Sie warf ihm einen langen Blick zu. Und jetzt sah sie ihn so, wie er war: dumm, feig, aufgeblasen vor Hochmut und Eitelkeit, ein erbärmlicher Mensch.

„Beruhige dich," sagte sie kalt wie Eis, „ich werde es tun."

Aber nun geriet Gösta Berling außer sich.

„Das dürft Ihr nicht, Gräfin! Nein, Ihr dürft nicht! Ihr seid ja nur ein Kind, ein schwaches, unschuldiges Kind. Und Ihr solltet mir die Hand küssen! Ihr habt eine so schöne, reine Seele! Ich werde nie wieder in Eure Nähe kommen. Nein, nie, nie wieder! Ich bringe allem, was gut und schuldlos ist, Tod und Verderben. Ihr dürft

mich nicht anrühren. Ich schrecke vor Euch zurück, wie das Feuer vor dem Wasser. Ihr dürft es nicht tun!"

Er legte die Hände auf den Rücken.

„Es kostet mich gar keine Überwindung mehr, Herr Berling. Jetzt macht es mir nichts mehr aus. Ich bitte Euch um Verzeihung. Ich bitte Euch, laßt mich Eure Hand küssen!"

Gösta hielt die Hände noch immer auf dem Rücken. Er ließ die Blicke durch den Saal gleiten und näherte sich der Tür.

„Wenn du die Genugtuung, die meine Gattin dir geben will, nicht annimmst, muß ich mich mit dir schlagen, Gösta Berling; und außerdem muß ich ihr eine andere, noch härtere Strafe auferlegen."

Die Gräfin zuckte die Achseln.

„Er ist von Sinnen vor Feigheit," flüsterte sie. „Laßt es jetzt geschehen! Was tut es, wenn ich gedemütigt werde? Das habt Ihr ja von Anfang an gewollt."

„Hab' ich es gewollt? Glaubt Ihr, ich hätte es gewollt? Nun, wenn ich keine Hände mehr habe, die Ihr küssen könntet, dann werdet Ihr wohl glauben, daß ich es nicht gewollt habe."

Er lief an den Kamin und streckte die Hände ins Feuer hinein. Die Flammen schlugen darüber zusammen, die Haut schrumpfte ein, die Nägel knackten. Aber in derselben Sekunde ergriff ihn Beerencreutz beim Nacken und schleuderte ihn mit aller Gewalt zurück. Er taumelte auf einen Stuhl und blieb da sitzen. Jetzt hätte er sich beinahe seiner törichten Kühnheit geschämt. Mußte sie nicht glauben, daß er es nur aus Prahlerei getan hätte? So etwas in einem Saale voller Menschen zu tun, mußte ja wie eine dumme Großtuerei aussehen. Es war ja keine Spur von Gefahr dabei gewesen.

Doch ehe er sich vom Stuhl erheben konnte, lag die Gräfin neben ihm auf den Knien. Sie ergriff die roten, geschwärzten Hände und betrachtete sie.

„Ich will sie küssen, ich will sie küssen," rief sie, „sobald sie nicht mehr zu schmerzhaft und wund sind!"

Die Tränen strömten ihr aus den Augen, als sie sah, wie sich unter der verbrannten Haut Blasen bildeten.

So ward Gösta Berling für sie die Offenbarung einer

bis dahin ungekannten Herrlichkeit. Daß so etwas noch auf Erden geschehen konnte, daß es um ihretwillen geschehen war! Welch ein Mann, welch ein Mann war dieser Gösta Berling! Zu allem fähig, groß im Guten wie im Bösen, der Mann großer Taten, gewaltiger Worte, leuchtender Handlungen.

Ein Held, ein Held! Aus anderem Stoffe gemacht als die gewöhnlichen Menschen. Der Sklave einer Laune, der augenblicklichen Lust, wild und schrecklich, aber im Besitz einer ungeheuren Kraft, die vor nichts zurückbebte.

Sie war den ganzen Abend so niedergedrückt gewesen, hatte nichts anderes gesehen als Herzeleid, Grausamkeit und Feigheit. Jetzt war alles vergessen. Die junge Gräfin freute sich wieder, ein Mensch zu sein. Die Dämmerungsgöttin war besiegt. Die junge Gräfin sah die Welt in Licht und Farben erstrahlen.

* *
*

Es war in derselben Nacht, im Kavalierflügel. Dort wurde ach und weh über Gösta Berling gerufen. Die alten Herren wollten schlafen, aber es war ihnen unmöglich, Gösta ließ ihnen keine Ruhe. Umsonst zogen sie die Bettgardinen vor und löschten das Licht aus; er schwatzte immer weiter.

Jetzt tat er ihnen kund, daß die junge Gräfin ein Engel sei, und daß er sie verehre. Er wolle ihr dienen, sie anbeten. Er freue sich jetzt darüber, daß alle anderen sich von ihm abgewandt hätten. Nun könne er sein ganzes Leben ihrem Dienste weihen. Sie verachte ihn natürlich; er aber sei zufrieden, wenn er nur wie ein Hund zu ihren Füßen liegen dürfe.

Ob sie jemals die Insel Lagö draußen im Löfven genau betrachtet hätten? Ob sie sie von Süden aus gesehen hätten, dort, wo die zerklüfteten Felsen senkrecht aus dem Wasser aufragen? Ob sie sie auch von Norden aus gesehen hätten, wo sie sanft gegen den See abfalle, und wo die schmalen, mit großen herrlichen Tannen bewachsenen Sandbänke sich am Wasser hinzögen und die wunderbaren Teiche bildeten? Dort auf dem steilen Felsengipfel, wo noch die Trümmer einer alten Seeräuberburg

zu sehen seien, da wolle er ein Schloß für die junge Gräfin bauen, ein Schloß aus Marmor. Breite Treppen, an denen bewimpelte Boote anlegen könnten, sollten zum Wasser hinab in den Felsen gehauen werden. Das Schloß solle glänzende Säle enthalten und hohe Türme mit vergoldeten Zinnen haben. Das würde eine passende Wohnung für die junge Gräfin werden. Der alte Rumpelkasten auf Borg sei nicht wert, daß sie ihn je wieder betrete.

Nachdem er eine Weile in diesem Tone fortgemacht hatte, ließ sich hinter mehreren der gelbgewürfelten Gardinen ein lautes Schnarchen vernehmen. Aber die meisten der Kavaliere fluchten und stöhnten über Gösta und seine Verrücktheiten.

„Menschenkinder!" sagte er schließlich feierlich. „Ich sehe die grüne Erde mit Menschenwerk oder mit Trümmern von Menschenwerk bedeckt. Die Pyramiden belasten die Erde, der Turm von Babel hat die Wolken zerteilt, der schöne Tempel und die grauen Burgen haben sich aus dem Staube erhoben. Aber ist unter allem, was Menschenhände errichtet haben, etwas, was nicht gefallen ist oder fallen wird? O, ihr Menschenkinder, werft die Mauerkelle und den Mörtel weg! Breitet die Maurerschürze über den Kopf und legt euch nieder, um holde Traumschlösser zu bauen! Was soll der Geist mit Tempeln aus Stein und Mörtel? Lernet unvergängliche Schlösser aus Träumen und Phantasiebildern errichten!"

Damit ging er lachend zur Ruhe. — — —

Als die Gräfin kurz nachher erfuhr, daß die Majorin befreit worden war, gab sie den Kavalieren zu Ehren ein großes Festmahl.

Damit begann die Freundschaft zwischen ihr und Gösta Berling.

11

Gespenstergeschichten

O, ihr Kinder entschwundener Zeiten!

Ich habe euch nichts Neues, sondern nur das, was alt und beinahe vergessen ist, zu erzählen! Märchen weiß

ich aus Kinderstuben, wo die Kleinen auf niedrigen Schemeln um die greise Erzählerin herumsaßen, oder Sagen aus der Hütte, wo die Knechte und Mägde vor dem flackernden Holzfeuer versammelt waren und sie einander flüsternd erzählten, während ihre Kleider vor Nässe dampften und sie ihre Messer aus der am Hals hängenden Lederscheide zogen, um Butter auf dicke, weiche Brotscheiben zu streichen, oder aus dem Saal, wo sich alte Herren in Schaukelstühlen wiegten und, vom dampfenden Punsch aufgeheitert, von entschwundenen Zeiten redeten.

Stand dann ein Kind, das der Märchenerzählerin, den Tagelöhnern oder den alten Herren zugehört hatte, an einem Winterabend am Fenster, dann sah es keine Wolken am Himmelsrande hinziehen; alle die Wolken waren zu Kavalieren geworden, die in wackeligen Gefährten am Firmament hinfuhren, die Sterne waren die Wachslichter, die in dem alten Grafenschlosse auf der Borger Landzunge angezündet wurden, und das Spinnrad, das im Nebenzimmer schnurrte, wurde von der alten Ulrike Dillner getreten. Denn das Kind hatte nur die Menschen der alten Zeiten im Kopf; mit ihnen lebte es, für sie schwärmte es.

Schickt einmal ein solches Kind, dessen ganze Seele von Märchen und Sagen erfüllt ist, auf den dunklen Boden, um aus der Vorratskammer Flachs oder Zwieback zu holen; da laufen die kleinen Füße, da kommt es in fliegender Eile die Treppe herunter durch den Flur und in die Küche hinein. Denn da oben in der Dunkelheit sind dem Kinde all die alten Geschichten eingefallen, die es gehört hat, von ihm, der sich dem Teufel verschrieben hatte, von dem bösen Gutsherrn auf Fors.

Die irdischen Überreste des bösen Sintram ruhen jetzt längst auf dem Svartsjöer Kirchhof, aber daß seine Seele zu Gott eingegangen sei, wie es auf dem Grabstein geschrieben steht, das glaubt kein Mensch.

Bei Lebzeiten war er einer von denen, vor deren Haus an langen regnerischen Sonntagnachmittagen eine schwere, mit schwarzen Pferden bespannte Karosse angefahren kam. Ein eleganter schwarzgekleideter Herr steigt aus und hilft nun dem Herrn des Hauses die langen Stunden,

die ihn mit ihrer Einförmigkeit zur Verzweiflung bringen, mit Würfel- und Kartenspiel vertreiben. Das Spiel dauert die ganze Nacht hindurch, und wenn der Fremde beim Morgengrauen abfährt, läßt er immer ein unheilvolles Abschiedsgeschenk zurück.

Solange Sintram auf Erden weilte, war er einer von denen, deren Kommen von Geistern angekündigt wird. Allerlei unheimliche Vorbedeutungen gehen solchen voraus, ihr Wagen rollt auf den Hof, ihre Peitsche knallt, ihre Stimme ertönt auf der Treppe, die Haustür wird geöffnet und wieder zugeschlagen. Es ist ein solcher Lärm, daß Hunde und Menschen erwachen; aber doch ist niemand gekommen, es ist nur der Spuk, der solchen Menschen vorangeht.

Hu, diese entsetzlichen Menschen, die mit bösen Geistern verkehren! Was war das wohl für ein großer schwarzer Hund, der sich zu Sintrams Zeit auf Fors zeigte? Er hatte schreckliche, funkelnde Augen und eine lange, feuerrote Zunge, die ihm weit aus dem keuchenden Schlunde heraushing. Eines Tages, als die Knechte gerade in der Küche beim Mittagessen saßen, hatte er an der Küchentür gekratzt, alle Mägde hatten vor Entsetzen laut aufgeschrien, aber der größte und stärkste der Knechte hatte rasch ein brennendes Holzscheit aus dem Herd genommen, die Tür aufgerissen und es dem Hund in den Rachen geworfen.

Da war er mit entsetzlichem Geheul entflohen. Feuer und Rauch waren ihm zum Maule herausgeschlagen, Funken sprühten um ihn her, und seine Fußspuren auf dem Wege hatten wie Feuer geleuchtet.

Und etwas ganz Schreckliches war es, wenn der Gutsherr von einer Reise heimkehrte, denn da war immer das Gespann vertauscht. Er fuhr mit Pferden ab, und wenn er des Nachts heimkam, war der Wagen immer mit schwarzen Stieren bespannt. Leute, die an der Landstraße wohnten, konnten, während er vorbeifuhr, die großen schwarzen Hörner vom Nachthimmel sich abzeichnen sehen, sie hörten das Brüllen der Stiere und entsetzten sich über die sprühenden Funken, die die Hufe und Wagenräder aus dem Kies herausschlugen.

Ja, die kleinen Füße taten recht daran, sich zu beeilen,

um schnell über den großen, dunkeln Bodenraum zu kommen. Denkt euch, wenn etwas Gräßliches, wenn er, dessen Namen man nicht aussprechen darf, aus einem dunklen Winkel hervorgekommen wäre! Wer ist sicher vor ihm? Er zeigt sich ja nicht nur den bösen Menschen. War er nicht Ulrika Dillner erschienen? Sie und Anna Stjärnhök erzählten, daß sie ihn mit eigenen Augen gesehen hätten.

* * *

Freunde, Menschenkinder! Ihr, die ihr tanzt! Ihr, die ihr lacht! Ich bitte euch inständig, tanzt mit Bedacht, lacht nicht laut, denn es kann ein großes Unglück entstehen, wenn eure dünnsohligen seidnen Schuhe auf empfindsame Herzen anstatt auf harte Bretter treten, und euer munteres silberhelles Lachen kann möglicherweise eine Seele zur Verzweiflung bringen!

So muß es sicherlich bei der alten Ulrika Dillner gewesen sein; die Füße der Jugend waren gewiß zu hart auf ihr Herz getreten, und das Lachen hatte zu übermütig in ihren Ohren geklungen, denn es überkam sie plötzlich eine unwiderstehliche Sehnsucht nach dem Namen und der Würde einer verheirateten Frau, und so sagte sie schließlich ja, als der böse Sintram zum soundsovielten Male um ihre Hand anhielt. Sie folgte ihm als sein Weib nach Fors und lebte fortan getrennt von ihren alten Freunden auf Berga, fern von der lieben altgewohnten Arbeit und fern von der Sorge ums tägliche Brot.

Es ging Hals über Kopf mit dieser Heirat. Sintram freite zu Weihnachten, und im Februar war die Hochzeit.

Dazumal lebte Anna Stjärnhök in Hauptmann Ugglas Hause. Sie konnte die alte Ulrika gut ersetzen, so daß diese ohne Gewissensbisse fortziehen und sich den Frauentitel erobern konnte.

Ja, ohne Gewissensbisse, aber nicht ohne Reue. Es war kein guter Ort, an den sie gekommen war. In den großen, leeren Zimmern herrschte das Grauen. Zittern und Beben ergriff sie, sobald es dunkel wurde; sie wäre vor Heimweh beinahe gestorben.

Die langen Sonntagnachmittage waren schlimmer als

alles andere. Sie wollten gar kein Ende nehmen; so wenig, wie die quälenden Gedanken, die in endloser Reihe durch Ulrikas Gehirn zogen.

Eines Tages im März, als Sintram von der Kirche um Mittag nicht nach Hause gekommen war, ging sie in den Salon im oberen Stockwerk und setzte sich ans Klavier. Das war ihr letzter Trost. Das Klavier, auf dessen weißem Deckel ein Flötenspieler und eine Hirtin gemalt waren, gehörte ihr zu eigen; es war ein Erbstück aus ihrem Elternhause. Und diesem Klavier konnte sie ihr Leid klagen; es verstand sie.

Aber ist das nicht traurig und komisch zugleich? Wißt ihr, was sie spielt? Nur eine Polka! Denkt euch, sie, die so betrübt ist, spielt eine Polka!

Sie kann eben sonst nichts spielen. Ehe ihre Finger um den Kochlöffel und das Tranchiermesser steif wurden, hatte sie diese eine Polka gelernt. Und nun liegt sie ihr noch in den Fingern; außer dieser Polka kann sie auch nicht das kleinste Stück spielen, keinen Trauermarsch, keine leidenschaftliche Sonate, nicht einmal ein melancholisches Volkslied — nur diese eine Polka!

Und sie spielt diesen Tanz, so oft sie dem alten Klavier etwas anzuvertrauen hat. Sie spielt ihn, wenn sie zum Lachen aufgelegt ist, und spielt ihn, wenn sie weinen möchte. Als sie ihre Hochzeit feierte, spielte sie ihn, sie spielte ihn auch, als sie zum erstenmal in ihr eigenes Heim kam, und sie spielt ihn auch jetzt.

Die alten Saiten verstehen sie recht gut: sie ist unglücklich — tief unglücklich.

Ein vorübergehender Wanderer, der diese Töne hört, könnte glauben, der böse Gutsherr gebe seinen Nachbarn und Freunden einen Ball, so lustig klingen die Töne zu ihm heraus. Es ist eine ungemein flotte und heitere Melodie. Mit ihr hat sie in früheren Tagen die Sorglosigkeit in das Bergaer Herrenhaus herein- und den Hunger hinausgespielt; wenn sie erklang, mußten sich alle im Tanze drehen. Diese Polka verjagte Gicht und Rheumatismus aus den Gelenken und verführte achtzigjährige Greise zum Tanzen. Alle Welt würde Lust bekommen, bei den Klängen dieser Polka zu tanzen — aber die alte Ulrika weint dabei.

Ihre Umgebung besteht aus griesgrämigen, widerwilligen Dienern und bösen, bissigen Tieren. Sie sehnt sich nach freundlichen Gesichtern und heiterem Lachen, und die Polka ist der Ausdruck ihrer verzweiflungsvollen Sehnsucht.

Es wird den Leuten schwer, in ihr Sintrams Frau zu sehen. Alle nennen sie Mamsell Dillner. Seht, die Melodie ihrer geliebten Polka soll die Reue ausdrücken, ihre Reue über die Eitelkeit, die sie verlockte, nach dem Frauentitel zu trachten.

Die alte Ulrika spielt, als wolle sie die Saiten zersprengen. Die Polka soll ja so vieles übertäuben: die Wehklagen der armen Bauern, die Flüche ausgesogener Taglöhner, das Hohnlachen trotziger Dienstboten, und vor allem die Schande, die Schande, die Frau eines bösen Mannes zu sein.

Bei diesen Tönen hat Gösta Berling die junge Gräfin Dohna zum Tanz geführt. Marianne Sinclaire hat mit ihren vielen Verehrern danach getanzt, und die Majorin von Ekeby hat sich dabei im Takt gedreht, als der schöne Altringer noch lebte. Ulrika sieht sie vorüberwirbeln, Paar um Paar, vereint in Jugend und Schönheit; ein Strom von Heiterkeit ging von ihnen auf sie über, und von ihr wieder zu ihnen. Ihre Polka war es ja gewesen, die alle die Wangen erglühen, all diese Augen hatte erstrahlen lassen. Jetzt ist sie von dem allen geschieden. Ja, laß die Polka erklingen, sie muß so viele Erinnerungen, so viele süße Erinnerungen übertönen!

Ulrika spielt, um ihre Angst einzuschläfern. Das Herz steht ihr beinahe still vor Entsetzen, wenn sie den schwarzen Hund sieht, wenn sie den Diener von den schwarzen Stieren flüstern hört. Sie spielt die Polka wieder und wieder, um ihre Angst einzuschläfern.

Da merkt sie plötzlich, daß ihr Mann nach Hause gekommen ist. Sie hört ihn ins Zimmer treten und sich in den Schaukelstuhl setzen. Sie kennt seine Art und Weise, wie er den Schaukelstuhl in Bewegung setzt, so genau, daß sie sich nicht einmal umsieht.

Sie spielt weiter, und das Schaukeln geht weiter; aber jetzt hört sie nicht mehr die Töne, sondern nur das Schaukeln.

Arme alte Ulrika! so vergrämt, so einsam, so hilflos in Feindesland verirrt, ohne einen Freund, dem sie ihr Leid klagen könnte, ohne einen andern Tröster als ein klappriges Klavier, das ihr mit einer Polka antwortet! Es klingt wie ein schallendes Gelächter bei einem Begräbnis, wie ein Trinklied in einer Kirche.

Während der Schaukelstuhl weiterschaukelt, ist es ihr plötzlich, als spotte das Klavier ihrer Klagen, und sie hört mitten in einem Takt auf. Sie erhebt sich und sieht nach dem Schaukelstuhl hinüber.

Im nächsten Augenblick aber liegt sie ohnmächtig am Boden. In dem Stuhl sitzt nicht ihr Mann, sondern — er, dessen Namen die Kinder nicht auszusprechen wagen, er, der ihnen einen Todesschrecken einjagen würde, wenn sie ihm oben auf dem einsamen Boden begegneten.

* *
*

Kann sich wohl einer, dessen Seele von Sagen und Märchen erfüllt ist, jemals aus deren Macht befreien? Draußen heult der Nachtwind, Fikus und Oleander schlagen mit ihren steifen Blättern gegen die Säulen des Altans, der Himmel wölbt sich düster über den langgestreckten Bergen, und ich, die ich in stiller Nacht einsam beim Schein der Lampe und bei geschlossenen Gardinen hier sitze und schreibe, ich, die ich jetzt alt bin und vernünftig sein sollte, ich fühle, wie es mir ebenso kalt den Rücken hinabläuft wie damals, als ich diese Geschichte zum erstenmal hörte, und ich muß jeden Augenblick den Blick von der Arbeit erheben und mich umschauen, ob nicht jemand hereingekommen ist und sich dort in der Ecke versteckt hat; ich muß auf den Altan hinaus, um mich zu überzeugen, daß nicht ein schwarzer Kopf über das Geländer guckt. Nie verläßt sie mich, diese Furcht, die die alten Geschichten in mir erwecken, wenn die Nacht sehr dunkel ist, wenn tiefe Einsamkeit mich umgibt, und schließlich wird sie so übermächtig, daß ich die Feder wegwerfe, ins Bett krieche und mir die Decke über den Kopf ziehe. Ich habe mich als Kind nie genug darüber verwundern können, daß Ulrika Dillner jenen Nachmittag überlebt hat. Ich hätte ihn nicht überlebt.

Ein Glück war es, daß Anna Stjärnhök gleich nachher nach Fors gefahren kam; sie fand ihre alte Freundin ohnmächtig am Boden liegen und brachte sie wieder zum Bewußtsein. Bei mir wäre ihr das nicht gelungen, ich wäre auf der Stelle tot gewesen.

Ich will euch wünschen, meine lieben Freunde, daß es euch erspart bleibe, Tränen in den Augen alter Leute zu sehen! Oder daß ihr nicht machtlos dastehen müsset, wenn ein graues Haupt sich hilfesuchend an eure Brust lehnt, oder alte Hände sich in schweigendem Flehen um die eurigen falten. Möge es euch erspart bleiben, alte Leute in einen Kummer versenkt zu sehen, den ihr nicht zu lindern vermöget!

Was bedeuten die Klagen der Jugend? Ihr bleibt die Kraft, die Hoffnung. Aber welch ein Jammer, die Alten weinen sehen zu müssen; welch verzweifelter Schmerz durchdringt uns, wenn die, so die Stütze unserer Jugend waren, in hilflose Klagen ausbrechen.

Da saß nun Anna Stjärnhök bei der alten Ulrika; sie hörte schweigend ihre Klagen, sie konnte ihr nicht helfen. Die Alte weinte und bebte am ganzen Leibe. Ihre Augen glühten wild; sie redete unaufhörlich, manchmal so unzusammenhängend, als wisse sie nicht mehr, wo sie sei. Die vielen Runzeln, die ihr Gesicht durchfurchten, waren noch einmal so tief als gewöhnlich, die falschen Scheitellocken, die ihr ins Gesicht hereinhingen, lösten sich von ihren Tränen, und die ganze lange, magere Gestalt erbebte in krampfhaftem Schluchzen.

Schließlich mußte Anna dem Jammer ein Ende machen. Ihr Entschluß war gefaßt. Sie wollte die Alte mit sich nach Berga nehmen. Ulrika war allerdings Sintrams Frau, aber auf Fors konnte sie nicht bleiben. Sie würde ja den Verstand verlieren, wenn sie bei diesem Manne bliebe. Deshalb beschloß Anna Stjärnhök, die alte Ulrika mitzunehmen.

Ach, wie die Ärmste sich über diesen Beschluß freute, aber welche Angst ergriff sie trotzdem! Sie dürfe gewiß nicht wagen, ihren Mann und ihr Haus zu verlassen, wendete sie ein. Er würde ihr am Ende den großen schwarzen Hund nachschicken.

Anna Stjärnhök überwand jedoch alle ihre Bedenken,

teils mit Scherzen, teils mit Drohungen, und nach einer halben Stunde hatte sie Ulrika wirklich neben sich im Schlitten. Anna kutschierte selbst, und die alte „Disa" zog den Schlitten. Die Schlittenbahn war schlecht, denn es war gegen Ende März, aber es tat der alten Ulrika innig wohl, wieder in dem bekannten Schlitten zu sitzen, mit dem bekannten Pferde davor, das auf Berga ebenso lange und treu gedient hatte wie sie selbst.

Da nun diese alte Haussklavin im Grunde einen guten Humor und ein unerschrockenes Gemüt hatte, hörte sie schon auf zu weinen, als sie am Arvidstorp vorüberkamen, am Högberg lachte sie schon, und als sie an Munkeby vorüberfuhren, war sie mitten drin in ihren Jugenderinnerungen und erzählte allerlei, was sie damals bei der Gräfin auf Svaneholm erlebt hatte.

Sie fuhren nun auf einem hügeligen und steinigen Weg durch die öde, spärlich bewohnte Gegend nördlich von Munkeby. Der Weg führte über alle Hügel hin, die er erreichen konnte, er kroch in langsamen Schlangenlinien bis zu ihrem Gipfel hinauf, stürzte sich dann kopfüber an ihm hinab und eilte hierauf, so rasch er konnte, im ebenen Tale weiter, um schnell wieder eine neue Anhöhe erklettern zu können.

Sie fuhren eben den Vestratorpshügel hinauf, als die alte Ulrika mitten in einem Satze verstummte und Anna heftig am Arme faßte. Ihr Blick war starr auf einen großen schwarzen Hund am Wegrand gerichtet.

„Sieh!" sagte sie.

Der Hund lief dem Walde zu; Anna sah nicht viel von ihm.

„Fahr zu!" stieß Ulrika hervor. „Fahr zu, so schnell du kannst! Jetzt erfährt Sintram, daß ich weggefahren bin."

Anna hätte sie beinahe wegen ihrer Furcht ausgelacht; aber sie bezwang sich, und die alte Ulrika fuhr fort:

„Du wirst sehen, wir hören seine Schlittenglocken, noch ehe wir auf dem Gipfel des nächsten Hügels angekommen sind."

Und siehe da, während sich die alte Disa auf der Höhe des Elofshügels einen Augenblick verschnaufte, erklang von unten her Schlittengeläute.

Nun geriet die alte Ulrika ganz außer sich vor Angst. Sie zitterte, schluchzte und jammerte, gerade so wie vorhin auf Fors. Anna wollte Disa antreiben, diese aber wandte nur den Kopf und warf ihr einen Blick unaussprechlicher Verwunderung zu. Glaubte das Fräulein vielleicht, Disa habe vergessen, wann es Zeit sei, zu traben, und wann, zu gehen? Wollte Anna sie vielleicht einen Schlitten ziehen lehren, sie, die hier jeden Stein, jede Brücke, jeden Zaun und jeden Hügel seit mehr als zwanzig Jahren kannte?

Inzwischen kam das Schellengeläute immer näher.

„Er ist es, er ist es! Ich kenne seine Glocken!" jammerte die alte Ulrika.

Der Klang kommt immer näher. Bald ist er so unnatürlich laut, daß Anna sich umdreht, um zu sehen, ob Sintrams Pferd mit seinem Kopf nicht schon ihren Schlitten berührt, bald erstirbt er ganz. Sie hören die Glocken einmal auf der rechten, dann auf der linken Seite des Wegs, aber sie sehen kein Fuhrwerk; es ist, als würden sie nur vom Schellengeläute verfolgt.

Wie es immer ist, wenn man spät in der Nacht von einem Feste nach Hause fährt, so ist es auch jetzt, die Schellen erklingen in Melodien, sie singen, sprechen, antworten. Der Wald hallt wider von ihrem Getöne.

Anna Stjärnhök sehnt sich beinahe danach, daß der Verfolger doch endlich ganz nah herankomme, damit sie Sintram und sein fuchsrotes Pferd selbst sehen könnte. Bei dem unablässigen Schellengeläute wird ihr ganz unheimlich zumut.

„Diese Schlittenglocken peinigen mich," sagt sie.

Und sofort fangen die Schellen das Wort auf.

„Peinigen mich, peinigen, peinigen, peinigen mich!" singen sie in allen möglichen Tonarten.

Es war noch gar nicht lange her, daß Anna, von den Wölfen verfolgt, denselben Weg gefahren war. Sie hatte in der Dunkelheit weiße Zähne in weit aufgerissenen Rachen schimmern sehen, sie war darauf gefaßt gewesen, von den wilden Tieren des Waldes zerrissen zu werden, und doch hatte sie sich nicht gefürchtet. Eine herrlichere Nacht hatte sie nie erlebt! Stark und schön war das Pferd vor dem Schlitten gewesen, und stark und schön war der

Mann gewesen, der die Freude des Abenteuers mit ihr geteilt hatte.

Und jetzt? Ein altes Pferd, eine alte zitternde, hilflose Gefährtin! Sie fühlte sich so machtlos, daß sie am liebsten geweint hätte. Sie kann diesem entsetzlichen, aufregenden Schellengeläute nicht entfliehen.

Sie hält das Pferd an und steigt aus. Diesem Spuk mußte ein Ende gemacht werden. Warum soll sie fliehen, als fürchte sie sich vor dem bösen, verächtlichen Schurken?

Endlich sieht sie in der zunehmenden Dämmerung einen Pferdekopf auftauchen, dann das ganze Pferd, dahinter einen Schlitten, und in dem Schlitten sitzt Sintram selbst.

Sie bemerkt indes, daß es nicht aussieht, als sei der Schlitten auf der Landstraße dahergekommen, es erscheint vielmehr so, als seien Pferd und Schlitten und Gutsherr in diesem Augenblick vor ihren Augen entstanden und seien nur ihrem Auge in der Reihenfolge, wie sie fertig geworden waren, sichtbar geworden.

Anna wirft Ulrika die Zügel zu und geht Sintram entgegen.

Er hält sein Pferd an.

„Sieh, sieh," sagt er, „welch ein glücklicher Zufall! Liebes Fräulein Stjärnhök, gestattet mir, meinen Gefährten in Euern Schlitten zu setzen. Er muß heute abend noch nach Berga, und ich sollte schnell nach Hause kommen."

„Wo ist denn Euer Reisekamerad, Herr Gutsbesitzer?"

Sintram knöpft das Spritzleder auf und zeigt Anna einen Mann, der schlafend auf dem Boden des Schlittens liegt.

„Er ist ein wenig angetrunken," sagt er, „aber das tut nichts. Er schläft wohl den ganzen Weg. Es ist übrigens ein Bekannter von Ihnen, Fräulein Stjärnhök, es ist Gösta Berling."

Anna zuckt zusammen.

„Ja, ja, das kann ich Euch sagen, wer seinen Geliebten aufgibt, der verkauft ihn dem Teufel," fährt Sintram fort. „So bin auch ich einst in seine Klauen geraten. Man meint, man mache es recht gut, selbstverständlich! Entsagen ist gut, aber lieben, das ist vom Bösen, ja freilich."

„Was meint Ihr denn damit? Wovon redet Ihr?“ fragte Anna ganz erregt.

„Ich meine, Ihr hättet damals Gösta Berling nicht allein fahren lassen sollen, Fräulein Anna.“

„Gott hat es so gewollt, Herr Sintram.“

„Ja, ja, es ist, wie ich vorhin sagte; entsagen ist gut, lieben ist vom Übel. Der liebe Gott hat keine Freude daran, wenn Menschen glücklich sind. Er schickt Wölfe hinter ihnen her. Wenn es nun aber Gott nicht gewesen wäre, der die Wölfe ausgeschickt hat, was dann, Fräulein Anna? Könnte nicht ebensogut ich der gewesen sein, der seine kleinen grauen Lämmer von Dovrefjeld holte und sie hinter dem jungen Mädchen und dem jungen Mann herjagte? Wie, wenn ich nun die Wölfe geschickt hätte, um nicht einen der Meinigen zu verlieren? Wie, wenn Gott es nicht gewesen wäre?“

„Ach, Herr Sintram, Ihr solltet es nicht versuchen, Zweifel in meiner Seele zu erwecken,“ sagte Anna mit leiser Stimme, „wenn ich in dieser Sache zu zweifeln beginne, bin ich verloren.“

„Seht hierher,“ sagt Sintram und beugt sich über den schlafenden Gösta Berling. „Betrachtet einmal seinen kleinen Finger. Die kleine Wunde dort heilt niemals. Dort zapften wir ihm das Blut ab, als er den Pakt unterschrieb. Er ist mein. Es liegt eine eigentümliche Kraft im Blute. Er ist mein; nur die Liebe kann ihn erlösen, aber wenn ich ihn behalten darf, wird etwas Rechtes aus ihm werden.“

Anna Stjärnhök gibt sich alle Mühe, um den Zauber, der sie ergriffen hat, abzuschütteln. Dies ist ja Wahnsinn, der reine Wahnsinn! Niemand kann seine Seele dem Teufel verschreiben. Aber sie hat keine Gewalt über ihre Gedanken, die Dämmerung liegt schwer auf ihr; der Wald ist so still und dunkel. Sie kann das unheimliche Grauen nicht abschütteln.

„Meint Ihr vielleicht,“ fährt der Gutsherr fort, „daß an ihm nicht mehr viel zu verderben sei? Glaubt doch das nicht! Ist er je ein Bauernschinder gewesen? Hat er liebe Freunde betrogen, hat er falsch gespielt? Ist er je der Geliebte einer verheirateten Frau gewesen?“

„Ich glaube, Ihr seid der Böse selbst, Herr Sintram.“

„Laßt uns tauschen, Fräulein Anna. Nehmt Gösta Berling, nehmt ihn, heiratet ihn und gebt denen auf Berga Euer Geld. Ich trete ihn Euch ab. Ihr wißt, er ist mein. Nehmet an, es sei nicht Gott gewesen, der in jener Nacht die Wölfe ausgeschickt hat, und lasset uns tauschen."

„Was wollt Ihr für ihn haben?"

Sintram grinste.

„Was ich haben will? O, ich begnüge mich mit recht wenig. Ich will nur das alte Weib, das dort in Eurem Schlitten sitzt, Fräulein Anna."

„Satan! Versucher!" ruft Anna. „Hebe dich von mir! Soll ich meine alte Freundin, die sich auf mich verläßt, verraten? Soll ich sie dir ausliefern, damit du sie quälst, bis sie den Verstand verliert?"

„Sieh, sieh, sieh! Nur ruhig, Fräulein Anna! Überleget Euch erst einmal die Sache. Hier ist ein junger, schöner Mann und dort ein altes, gebrechliches Weib. Eins von ihnen muß ich haben. Wen wollt Ihr mir überlassen?"

Anna Stjärnhök lacht vor Verzweiflung.

„Meint Ihr vielleicht, wir handelten hier um Seelen, wie man auf dem Brobyer Markt um Pferde handelt?"

„Gerade so, ja. Aber wenn Ihr wollt, so können wir die Sache auf eine andere Weise einrichten. Wir wollen die Rücksicht auf die Stjärnhökſche Ehre nicht außer acht lassen."

Hierauf ruft er mit lauter Stimme seine Frau, die noch in Annas Schlitten sitzt, mit Namen, und zu Annas unbeschreiblichem Entsetzen gehorcht sie sofort; sie steigt aus dem Schlitten und tritt zitternd und bebend näher.

„Sieh, sieh, sieh! Was für eine gehorsame Gattin!" sagt Sintram. „Seht, Fräulein Anna, sie kommt, sobald ihr Mann ruft, da könnt Ihr nichts dagegen tun. Jetzt hebe ich Gösta Berling aus meinem Schlitten und lasse ihn hier. Ich lasse ihn für immer, Fräulein Anna. Nehme ihn, wer da will!"

Er bückt sich, um Gösta aufzuheben, aber da neigt Anna ihr Gesicht dicht zu dem seinen, sieht ihn durchbohrend an und zischt wie ein gereiztes Tier:

„Im Namen Gottes, hebe dich weg von hier und fahr

nach Hause! Weißt du nicht, wer in deinem Salon im Schaukelstuhl sitzt und auf dich wartet? Wagst du es, diesen Herrn warten zu lassen?"

Die Wirkung dieser Worte auf den bösen Mann ist für Anna beinahe der Höhepunkt aller Schrecken dieses Tages. Er reißt die Zügel an sich, wendet den Schlitten und fährt heimwärts, indem er das Pferd mit Peitschenhieben und wilden Flüchen so antreibt, daß es beinahe durchgeht. In lebensgefährlicher Fahrt rast es den steilen Hügel hinunter, während eine lange Reihe von Funken unter den Hufen und den Schlittenkufen auf dem Märzschnee hervorsprüht.

Anna Stjärnhök und Ulrika Dillner stehen allein auf der Landstraße, aber keine spricht ein Wort. Ulrika zittert vor Annas wildem Blick, und diese hat der Ärmsten, um derentwillen sie den Geliebten aufgeopfert hat, nichts zu sagen.

Weinen hätte sie mögen, weinen, toben, sich auf der Erde wälzen und sich Schnee und Sand aufs Haupt streuen.

Bisher hatte sie die Süßigkeit der Entsagung empfunden, jetzt fühlte sie nur deren Bitterkeit. Was war die Aufopferung ihrer Liebe im Vergleich zu diesem Opfer, dem Verlust der Seele des Geliebten?

Unter fortgesetztem Schweigen fuhren sie nach Berga, aber als sie dort angekommen waren und in den Saal traten, fiel Anna zum ersten und einzigen Mal in ihrem Leben in Ohnmacht. Da drinnen saßen Sintram und Gösta in gemütlicher Unterhaltung. Vor ihnen standen die Punschgläser; sie mußten wenigstens schon eine Stunde da sein.

Anna Stjärnhök wurde ohnmächtig, Ulrika aber blieb ganz ruhig. Sie hatte von Anfang an das Gefühl gehabt, daß es mit der Erscheinung, die sie auf der Landstraße verfolgt hatte, nicht geheuer gewesen wäre.

Im Laufe des Abends wurde dann ausgemacht, daß Ulrika für längere Zeit bei ihren alten Freunden auf Berga bleiben solle. Als der Hauptmann und seine Frau Sintram den Plan mitteilten, willigte er auf das freundlichste ein. Er wolle gewiß nicht, daß seine Frau verrückt werde, sagte er.

O, ihr Kinder der Gegenwart!

Ich verlange ja nicht, daß ihr die alten Geschichten glaubt. Sie können nichts weiter als Lüge und Erfindung sein! Aber die Reue, die durchs Herz zieht, bis es ächzt, wie die Bretter in Sintrams Saal unter den Kufen des Schaukelstuhls ächzten, und der Zweifel, der in den Ohren gellt, wie das Schlittengeläut in dem öden Walde in Anna Stjärnhöks Ohren gellte, wann werden sie Lüge und Erfindung sein?

Ach, wären sie es doch!

12

Ebba Dohnas Geschichte

Hüte dich, die schöne Landspitze zu betreten, dort am östlichen Ufer des Löfven, die so sanft umspült wird von den plätschernden Wogen! Diese schöne Landzunge, wo das Schloß Borg liegt, — hüte dich, sie zu betreten!

Nirgends bietet der See einen schöneren Anblick, als von dem Gipfel dieser Landspitze aus.

Niemand kann sich von der Schönheit des Sees — dem See meiner Träume — eine Vorstellung machen, ehe er von der Borger Landspitze aus die Morgennebel über seinen glatten Spiegel hat hingleiten sehen, ehe er von dem Fenster des kleinen blauen Kabinetts, in dem so viele Erinnerungen wohnen, die weite Wasserfläche im rosigen Schimmer des Sonnenuntergangs erstrahlen sah.

Und doch sage ich: Geh nicht dahin!

Denn vielleicht ergreift dich das Verlangen, in den Sälen des alten Herrensitzes, die so viel Kummer gesehen haben, zu weilen, vielleicht machst du dich zum Besitzer dieses schönen Flecks Erde; und wenn du jung, reich und glücklich bist, schlägst du vielleicht — wie so viele andere vor dir — dort dein Heim mit einer jungen Gattin auf.

Nein, es ist besser, du siehst die schöne Landzunge gar nicht, denn auf Borg kann kein Glück gedeihen! Wisse, wie reich und glücklich du auch sein mögest, wenn du dort einziehst, werden die alten tränengetränkten Dielen bald

auch deine Tränen trinken, und diese Wände, die so manchen Klagelaut widertönen könnten, werden auch deine Seufzer aufnehmen.

Ein hartes Schicksal ruht über dieser schönen Besitzung. Es ist, als wär' das Unglück dort begraben, fände aber keine Ruhe in seinem Grabe und stünde nun beständig auf, um die Lebenden zu ängstigen. Wäre ich Herr auf Borg, ich würde den Boden durchsuchen lassen, sowohl den steinigen Grund des Tannengehölzes als auch den gemauerten Boden, auf dem das Schloß steht, und ebenso die fruchtbare Erde auf den Feldern, bis ich die wurmzerfressene Leiche der Hexe gefunden hätte, die ich dann auf dem Svartsjöer Kirchhof in geweihter Erde begraben lassen würde. Und bei dem Begräbnis würde ich nicht an der Bezahlung für den Glöckner sparen: lange und kräftig müßten die Glocken erschallen, und dem Pfarrer und dem Kantor würde ich reiche Gaben schicken, damit sie mit verdoppelter Kraft die Tote mit Rede und Gesang zur ewigen Ruhe weihten.

Oder wenn dies nicht hülfe, würde ich in einer stürmischen Nacht die alten Holzwände in Brand stecken und die Flammen alles miteinander verzehren lassen, so daß die Menschen nicht mehr in Versuchung geführt würden, in dem Haus des Unglücks ihr Heim aufzuschlagen. Dann sollte niemand mehr diesen verfluchten Ort betreten dürfen, nur die schwarzen Dohlen des Kirchturms sollten die Erlaubnis haben, sich in der großen Schornsteinmauer, die sich rauchgeschwärzt und unheimlich über den öden Brandplatz erhöbe, anzusiedeln.

Doch sicherlich würde ich mich ängstigen, wenn ich die Flammen über dem Dache zusammenschlagen sähe, wenn dicker, vom Feuerschein geröteter, von Funken durchsprühter Rauch aus dem alten Grafenschlosse herausdränge. Es wäre mir, als vernähme ich in dem Knistern und Zischen des Feuers die Klagelaute heimatloser Erinnerungen, als sähe ich über den blauzüngelnden Flammen die aus ihrer Ruhe aufgeschreckten Geister des Hauses schweben. Ich müßte daran denken, wie das Leid verschönt, wie das Unglück zum Schmuck gereicht, und ich würde weinen, als wäre ein Tempel der alten Götter dem Untergang geweiht worden.

Doch still, du unheilverkündender Rabe! Noch liegt Borg herrlich auf der Höhe der Landzunge, beschützt von den riesigen Tannen seines Parks, und die schneebedeckten Felder da unten glitzern im stechenden Sonnenschein des Märztages, noch hört man innerhalb seiner Wände das fröhliche Lachen der lebensfrohen Gräfin Elisabet.

Sonntags geht sie in die nahegelegene Svartsjöer Kirche und ladet nach dem Gottesdienst eine ganze kleine Gesellschaft nach Borg ein. Der Munkeruder Landrichter und seine Frau pflegen zu kommen, Hauptmann Ugglas von Berga, die Pfarrerfamilie und der böse Sintram.

Und wenn Gösta Berling zu Fuß über das Eis nach Svartsjö gekommen ist, dann ladet sie ihn auch ein. Warum sollte sie ihn nicht einladen?

Sie weiß ja nicht, daß die Verleumdung schon zu tuscheln beginnt, Gösta Berling zeige sich nur deshalb so oft auf dem östlichen Ufer des Sees, um mit ihr zusammenzutreffen. Vielleicht kommt er auch, um mit Sintram zu trinken und zu spielen, aber das ist den Leuten nicht so wichtig; jedermann weiß ja, daß er zwar eine eiserne Gesundheit hat, daß aber sein Herz durchaus nicht gestählt ist. Niemand glaubt, daß er ein strahlendes Augenpaar und lichtes Blondhaar, das sich um eine reine weiße Stirn kräuselt, sehen könne, ohne sich zu verlieben.

Die junge Gräfin ist gut gegen ihn. Darin liegt nichts Auffallendes; sie ist gut gegen alle. Sie nimmt schmutzige Bettelkinder auf den Schoß, und wenn sie auf der Landstraße an einem armen Alten vorüberfährt, läßt sie halten und läßt den armen Wanderer zu sich in den Schlitten steigen.

Gösta sitzt oft bei ihr in dem kleinen blauen Kabinett, wo man die prächtigste Aussicht auf den See hat, und liest ihr Gedichte vor. Dabei kann doch wirklich nichts Böses sein! Er vergißt nicht, daß sie eine Gräfin, er aber nur ein heimatloser Abenteurer ist, und es tut ihm so wohl, daß er mit einer Frau verkehren darf, die hoch und heilig für ihn dasteht. Er hätte sich ebensogut in die Königin von Saba, deren Bild im Chor der Svartsjöer Kirche hängt, als in Graf Henrik Dohnas junge Gemahlin verlieben können.

Er begehrte nur, ihr dienen zu dürfen, wie ein Page

seiner hohen Herrin dient, ihr die Schlittschuhe anschnallen, ihr das Garn halten, ihren Schlitten lenken zu dürfen. Von Liebe kann zwischen ihnen keine Rede sein; er ist gerade der Mann, der in einer romantischen, ungefährlichen Schwärmerei sein Glück finden kann.

Der junge Graf ist still und ernst, Gösta aber ist von sprudelnder Lebhaftigkeit. Das ist ein Umgang, wie ihn die Gräfin liebt. Kein Mensch, der die beiden zusammen sieht, würde ihr eine unerlaubte Liebe zutrauen. Sie denkt ja nur an Tanz und Vergnügen. Ihr wäre es am liebsten, wenn die Erde ganz eben wäre, ohne Steine, ohne Berge und Seen, so daß man tanzend überall hingelangen könnte. Ach, sie wünschte, daß das Leben von der Wiege bis zum Grabe nur ein einziger Tanz in schmalen leichten Seidenschuhen wäre!

Aber das Gerücht ist nicht sehr barmherzig gegen junge Frauen.

Wenn die Gäste zum Mittagessen nach Borg kommen, pflegen die Herren nach Tisch im Zimmer des Grafen eine Zigarre zu rauchen oder auch ein Schläfchen zu machen, die alten Damen lassen sich in den Lehnstühlen des Salons nieder und neigen ihre ehrwürdigen Häupter gegen die hohen Rückenlehnen, aber die Gräfin und Anna Stjärnhök gehen ins blaue Kabinett, wo sie in vertraulichem Gespräch den ganzen Nachmittag beisammen sitzen.

Dort sitzen sie auch an dem Sonntag, nachdem Anna Stjärnhök Ulrika Dillner nach Berga zurückgebracht hat.

Niemand auf der weiten Welt kann unglücklicher sein als das junge Mädchen. Ihr ganzer Frohsinn ist verschwunden, verschwunden auch ist der lachende Trotz, den sie allem und allen, die ihr zu nahe kommen wollten, entgegensetzte.

Alles, was sich auf jenem Heimweg zugetragen hat, ist in ihrer Erinnerung wieder in die Dämmerung zurückgesunken, aus der es wie durch einen Zauber hervorgerufen worden war; kein einziger klarer Eindruck ist davon zurückgeblieben.

Doch, einer ist noch da, und der vergiftet ihre Liebe.

„Wenn es nun nicht Gott gewesen wäre, der es getan hat?" flüstert sie immer wieder vor sich hin. „Wenn die Wölfe nicht von Gott ausgeschickt gewesen wären?"

Sie begehrt Zeichen und Wunder. Sie späht am Himmel und auf der Erde umher. Aber keine Hand zeigt sich am Himmel, um ihr den Weg zu weisen. Keine Feuersäule, keine Wolke wandert vor ihr her.

Wie sie nun der Gräfin in dem kleinen blauen Kabinett gegenübersitzt, fällt ihr Blick auf ein Sträußchen blauer Anemonen, das die junge Frau in der Hand hält. Wie ein Blitz durchzuckt es sie — sie weiß, wo diese Anemonen gewachsen sind, und sie weiß auch, wer sie gepflückt hat.

Sie braucht nicht zu fragen. Wo in der ganzen Gegend blühen Anfang April schon blaue Anemonen, außer an dem Abhang des Birkenwäldchens am Seeufer bei Ekeby?

Sie starrt die kleinen blauen Sterne unverwandt an, diese Glücklichen, denen alle Herzen zugetan sind, diese kleinen Propheten, die an sich schön, auch noch umstrahlt sind von dem Glanz alles des Schönen, das sie verkündigen, alles des Schönen, das noch kommen soll. Und je länger sie die Blüten betrachtet, desto mächtiger erhebt sich in ihrem Herzen ein Zorn, grollend wie der Donner, besinnungraubend wie der Blitz.

„Mit welchem Recht," denkt sie, „trägt die Gräfin Dohna den am Ekebyer Ufer gepflückten Anemonenstrauß?"

Alle miteinander waren Versucher: Sintram, die Gräfin, ja, alle Menschen; alle wollten Gösta Berling zum Bösen verlocken, sie aber würde ihn gegen alle verteidigen. Und sollte es ihr Herzblut kosten, sie würde es doch tun.

Sie fühlt, ehe sie die kleine blaue Stube verläßt, muß sie diese Blumen der Hand der Gräfin entrissen, auf die Erde geworfen, zertreten und zermalmt sehen.

Sie fühlt dies, und sie beginnt mit den kleinen blauen Sternen zu kämpfen. Draußen im Salon lehnen die alten Damen nichtsahnend ihre ehrwürdigen Häupter gegen die Polster der Lehnstühle, die Herren rauchen in gemütlicher Ruhe ihre Pfeifen im Zimmer des Grafen, überall herrscht Frieden — nur in dem kleinen blauen Kabinett tobt ein verzweifelter Kampf.

Ach, wie wohlgetan ist es, wenn der Mensch nicht gleich nach dem Schwerte greift, wenn er zu schweigen und zu warten versteht, wenn er seinem Herzen Ruhe gebieten

und Gott walten lassen kann! Immer geht das unruhige Herz irre. Böses läßt sich nicht mit Bösem vertreiben.

Aber Anna Stjärnhök meint endlich einen Fingerzeig am Himmel gesehen zu haben.

„Anna," sagt die Gräfin, „erzähl eine Geschichte."

„Wovon soll sie handeln?"

„O," sagt die Gräfin, den Strauß in ihrer weißen Hand liebkosend. „Weißt du keine Liebesgeschichte, kannst du nicht etwas von der Liebe erzählen?"

„Nein, von der Liebe weiß ich nichts."

„Wie du redest! Gibt es denn hier nicht einen Ort, der Ekeby heißt, und wimmelt es dort nicht von Kavalieren?"

„Ja," sagt Anna, „es gibt hier einen Ort, der Ekeby heißt, und es gibt dort Männer, die das Mark des Landes aussaugen, die uns zu ernster Arbeit untauglich machen, die unsre heranwachsende Jugend verderben und unsre begabten Männer verführen. Soll ich dir von ihnen, von ihren Liebesgeschichten erzählen?"

„Ja, von ihnen möchte ich hören. Die Kavaliere gefallen mir."

Da erzählt Anna Stjärnhök; sie spricht in abgerissenen Sätzen, wie eine alte Chronik, denn die auf sie einströmenden Gefühle rauben ihr fast den Atem. Verhaltene Leidenschaft bebt in jedem Wort, und die Gräfin lauscht halb furchtsam, halb hingerissen.

„Was ist die Liebe, was die Treue eines Kavaliers? Ein Liebchen heute, eins morgen, eins im Osten, eins im Westen. Nichts ist ihm zu hoch, nichts zu gering; heute eine Grafentochter, morgen eine Betteldirne. Nichts auf der Welt ist so weit wie das Herz des Kavaliers. Aber wehe, wehe der Ärmsten, die einen Kavalier liebt! Sie findet ihn betrunken am Wegrande liegen! Sie muß schweigend zusehen, wie er am Spieltisch das Hab und Gut ihrer Kinder verspielt. Sie muß Zeuge sein, wie er andere Frauen umschwärmt. Ach, Elisabet, wenn ein Kavalier eine ehrbare Frau um einen Tanz bittet, sollte sie ihn ihm weigern, wenn er ihr einen Strauß schenkt, sollte sie die Blumen mit Füßen treten, wenn sie ihn liebt, sollte sie lieber sterben, als ihn heiraten!

Unter den Kavalieren war einst ein abgesetzter Pfarrer. Die Trunksucht hatte ihn sein Amt gekostet. Er war be-

trunken in die Kirche gekommen. Er hatte den Abendmahlwein ausgetrunken. Hast du je von ihm gehört?"

„Nein."

„Als er seines Amtes entsetzt war, irrte er bettelnd im Land umher. Er trank wie ein Wahnsinniger, ja, er hatte sogar gestohlen, nur um sich Branntwein zu verschaffen."

„Wie heißt er?"

„Er ist nicht mehr auf Ekeby. — Die Majorin nahm sich seiner an, gab ihm Kleider und überredete deine Schwiegermutter, die Gräfin Dohna, ihn als Hauslehrer für deinen Mann, den jungen Grafen Henrik, anzunehmen."

„Einen abgesetzten Pfarrer?"

„Ach, er war ein junger, kräftiger, kenntnisreicher Mann. Wenn er nicht trank, war nichts gegen ihn einzuwenden. Und Gräfin Märta war nicht engherzig. Es machte ihr Spaß, den Svartsjöer Propst und die Pfarrer dort ein wenig zu ärgern. Doch verbot sie, daß irgend jemand ihren Kindern etwas von seinem früheren Leben erzählen dürfe, weil ihr Sohn sonst die Achtung vor ihm verlieren würde und ihre Tochter ihn nicht in ihrer Nähe dulden könnte; denn die war eine Heilige.

So kam er denn hierher nach Borg. Er blieb an der Tür stehen, setzte sich auf den äußersten Rand des Stuhls und entfloh in den Park, sobald Besuch kam.

Aber da unten im Park auf den einsamen Pfaden pflegte er der jungen Dohna zu begegnen. Sie liebte die lärmenden Feste nicht, die in den Borger Sälen gefeiert wurden, seit die Gräfin verwitwet war. Sie schaute nicht keck in die Welt hinein. Sie war so sanft, so schüchtern. Selbst nachdem sie schon ihr siebzehntes Jahr zurückgelegt hatte, war sie nichts weiter als ein weichherziges Kind; und doch war sie gar schön mit ihren braunen Augen und dem feinen rosigen Schimmer auf den Wangen. Ihr zarter, schlanker Körper neigte sich ein klein wenig vor. Ihre schmale Hand stahl sich mit schüchternem Druck in die deine. Ihr kleiner Mund war so schweigsam und ernst wie sonst keiner. Ach, und ihre Stimme, ihre süße, sanfte Stimme sprach alle Worte gar langsam und richtig aus; aber sie war nie so recht eigentlich frisch, nie recht jugendlich warm, sondern drang mit mattem Ton-

fall, wie der Schlußakkord eines müden Künstlers, nur zögernd über die Lippen.

Gräfin Ebba war nicht wie andre. Ihr Fuß berührte die Erde so leise, so leicht, als sei sie nur ein banger Flüchtling hienieden. Sie hielt die Augenlider gesenkt, um nicht gestört zu werden im Anschauen der holden Bilder, die vor ihrem inneren Auge auftauchten. In ihrer Kindheit schon hatte sich ihre Seele von der Erde abgewendet. Als sie klein war, erzählte ihr die Großmutter die alten, schönen Märchen; doch eines Abends, als sie wieder miteinander vor dem Kaminfeuer saßen, da war der Großmutter Vorrat an Sagen und Märchen erschöpft. ‚Carsus und Moderus', ‚Lukentus' und ‚Die schöne Melusine' waren lebendig geworden und an dem Auge des Kindes vorübergezogen. Sie hatten sich wie die Flammen des Kaminfeuers in Glanz und Herrlichkeit getummelt, aber nun lagen die Helden erschlagen, und die schönen Prinzessinnen waren verkohlt, bis ein neues Feuer sie wieder zum Leben erwecken würde. Aber noch immer lag die Hand der Kleinen auf dem Schoß der Großmutter, und sachte strich sie über deren seidenes Kleid, über den lustigen Stoff, der wie ein kleiner Vogel piepte. Und diese kleine Handbewegung war eine Bitte; denn Ebba gehörte zu den Kindern, die nie mit Worten bitten.

Da begann die Großmutter ihr mit leiser Stimme von einem kleinen Kinde im jüdischen Land zu erzählen, von einem kleinen Kinde, das geboren wurde, um ein großer König zu werden. Bei seiner Geburt waren die Engel herniedergestiegen und hatten die Erde mit Lobgesängen erfüllt. Von seinem Stern geleitet, waren Könige gekommen aus dem Morgenlande und hatten ihm Gold, Weihrauch und Myrrhen dargebracht, und betagte Männer und Frauen hatten seine Herrlichkeit verkündigt. Dieses Kind wuchs zu größerer Schönheit und Weisheit heran als alle andern Kinder. Schon mit zwölf Jahren war seine Weisheit größer als die der Hohenpriester und Schriftgelehrten.

Und dann erzählte die Alte der Enkelin von dem Schönsten, was die Erde je geschaut hat, von dem Leben dieses Kindes, während es unter den Menschen weilte, unter

den bösen Menschen, die es nicht als ihren König anerkennen wollten.

Sie erzählte weiter, wie aus dem Kinde ein Mann wurde, wie ihn aber das Wunder überall umstrahlte.

Alles auf Erden liebte ihn und diente ihm, nur die Menschen nicht. Die Fische ließen sich in seinem Netze fangen, das Brot vermehrte sich in seinem Korbe, das Wasser verwandelte sich in Wein, wenn er es wollte.

Aber die Menschen gaben dem großen König keine goldene Krone, keinen glänzenden Thron. Keine untertänigen Höflinge scharten sich um ihn. Als Bettler ließen sie ihn umherziehen.

Und doch war er gar gut gegen sie, der große König. Er heilte ihre Kranken, machte die Blinden sehend und erweckte die Toten.

‚Aber die Menschen wollten den guten König nicht zu ihrem Herrn haben,‘ sagte die Alte.

‚Sie sendeten ihre Kriegsknechte aus, um ihn zu greifen. Sie schmückten ihn zum Spott mit Krone und Zepter und hängten ihm einen purpurnen Mantel um, und sie ließen ihn zur Richtstätte führen. Er mußte sein eigenes Kreuz tragen. Ach, mein Kind, der gute König liebte die hohen Berge. Des Nachts stieg er oft hinauf, um dort mit den Bewohnern des Himmels Zwiesprache zu halten, und bei Tage saß er gern am Bergabhang und lehrte das lauschende Volk. Jetzt aber führten sie ihn auf einen Berg, um ihn zu kreuzigen. Sie schlugen ihm Nägel durch seine Hände und Füße, und der gute König mußte am Kreuz hängen wie ein Räuber und Missetäter.

Und das Volk verspottete ihn. Nur seine Mutter und seine Freunde weinten, weil er sterben mußte, ehe er wirklich König geworden war.

O, wie die Natur bei seinem Tode trauerte! Die Sonne verlor ihren Schein, die Erde erbebte, der Vorhang im Tempel zerriß, die Gräber öffneten sich, daß die Toten herausgehen und den Lebenden ihren Schmerz zeigen konnten.‘

Da verbarg die Kleine ihr Gesicht im Schoße der Großmutter und weinte und schluchzte zum Herzbrechen.

‚Weine nicht, mein Kind, der gute König ist von den

Toten auferstanden und aufgestiegen zu seinem Vater in den Himmel.'

‚Großmutter,' schluchzte das Kind, ‚bekam er denn niemals ein Königreich?'

‚Er sitzt zur rechten Hand Gottes im Himmel.'

Aber das war kein Trost für die Kleine. Sie weinte so heftig und unaufhaltsam, wie nur ein Kind weinen kann.

‚Warum waren sie denn so böse gegen ihn? Warum durften sie denn so böse gegen ihn sein?'

Die Alte erschrak beinahe bei diesem übermäßigen Schmerz der Enkelin.

‚Großmutter, Großmutter, sag, daß du nicht richtig erzählt hast! Sag, daß es nicht so endete! Sag, daß sie nicht so böse gegen den guten König gewesen sind! Sag, daß er ein Königreich auf Erden bekommen hat!'

Sie schlang ihr Armchen um den Hals ihrer Großmutter und bat und flehte mit noch immer strömenden Tränen.

‚Kind, Kind!' sagte die Großmutter da, um sie zu trösten. ‚Es gibt viele, die glauben, daß er einst wiederkommen werde. Dann wird er die Erde unter sein Zepter stellen und sie regieren. Dann wird die schöne Erde ein herrliches Königreich werden. Dies wird tausend Jahre bestehen. Da werden die wilden Tiere zahm sein, kleine Kinder werden mit giftigen Schlangen spielen, und Bären und Kühe werden friedlich miteinander grasen. Keiner wird dem anderen mehr schaden oder ihn umbringen. Aus Speeren werden Sensen, aus den Schwertern Pflüge geschmiedet. Und überall wird lauter Lust und Freude sein, denn die Guten werden die Erde besitzen.'

Da leuchteten die Augen der Kleinen durch ihre Tränen.

‚Bekommt der gute König dann einen Thron, Großmutter?'

‚Ja, einen goldenen Thron.'

‚Und Diener und Hofleute und eine goldene Krone?'

‚Ja, alles das bekommt er.'

‚Kommt er bald, Großmutter?'

‚Das weiß niemand.'

‚Darf ich dann auf einem Schemel zu seinen Füßen sitzen?'

‚Das darfst du, mein Liebling.‘

‚O Großmutter, ich bin so froh!‘ sagte die Kleine.

Viele Winter hindurch saßen die beiden Abend für Abend vor dem Kaminfeuer und sprachen von dem guten König und seinem Reiche. Die Kleine träumte Tag und Nacht von dem tausendjährigen Reich, und sie ward nie müde, es mit allem Schönen, das sie sich nur ausdenken konnte, zu schmücken.

So ist es bei vielen der stillen Kinder in unserer Umgebung; sie tragen sich mit heimlichen Träumen, die sie nicht auszusprechen wagen. Wunderliche Gedanken wohnen oft unter weichem Haar; die milden, braunen Augen sehen mit geschlossenen Lidern oft wunderbare Dinge; manche schöne Jungfrau sucht ihren Bräutigam im Himmel; manches rosige Mägdlein möchte die Füße des guten Königs mit köstlicher Narde salben und sie mit ihrem langen Haar trocknen.

Ebba Dohna wagte mit niemand von ihrem Traume zu reden, aber seit jenem Abend lebte sie nur in der Erwartung der Wiederkehr des Herrn und seines tausendjährigen Reichs.

Wenn die Abendröte im Westen des Himmels goldenes Tor öffnete, fragte sie sich, ob er jetzt nicht da heraustreten und in mildem Glanze inmitten der himmlischen Heerscharen an ihr vorüberziehen werde, und sie hoffte, daß er ihr dann gestatten würde, den Saum seines Gewandes zu berühren.

Sie dachte auch gern an die frommen Frauen, die ihr Haupt mit einem Schleier verhüllten und die Augen nie vom Boden erhoben, sondern sich in die Stille der grauen Klöster verschlossen und in kleinen, dunkeln Zellen wohnten, nur um immer die strahlenden Gesichte schauen zu können, die aus der Nacht der Seele auftauchen.

So war sie herangewachsen, so war sie, als sie und der neue Hauslehrer auf den einsamen Pfaden des Parkes einander trafen.

Ich will nicht mehr Böses von ihm sagen, als ich muß. Ich will glauben, daß er dieses Kind, das ihn bald zum Gefährten auf seinen einsamen Spaziergängen wählte, liebte. Ich glaube, daß seiner Seele die Schwingen wieder wuchsen an der Seite dieses stillen jungen Wesens,

das sich nie einem andern anvertraut hatte. Ich glaube, daß er sich da selbst wieder als ein Kind fühlte, fromm und gut.

Aber wenn er sie wirklich liebte, warum dachte er denn nicht daran, daß er ihr keine schlechtere Gabe schenken könnte als seine Liebe? Er, ein von der Welt Verworfener, was wollte er, was dachte er, während er an der Seite der Grafentochter wandelte? Was dachte der abgesetzte Pfarrer, als sie ihm ihre frommen Träume anvertraute? Was wollte er, der ein Säufer und Raufbold gewesen war und es bei der ersten Gelegenheit wieder werden würde, was wollte er an der Seite dieser Jungfrau, die von einem Bräutigam im Himmel träumte? Warum floh er nicht weit, weit weg von ihr? Wäre es nicht besser für ihn gewesen, wenn er bettelnd und stehlend im Land umhergezogen wäre, als dort in den schweigenden Fichtenalleen zu wandeln und wieder gut, fromm und unschuldig zu werden, wenn er das Leben, das er geführt hatte, doch nicht ungeschehen machen konnte und es nicht zu vermeiden war, daß Ebba Dohna ihn liebte?

Denke ja nicht, er habe wie ein Trunkenbold ausgesehen, mit aschgrauen Wangen und rotunterlaufenen Augen. Er war noch immer ein stattlicher Mann von ungebrochener geistiger und körperlicher Kraft. Er hat die Haltung eines Königs und einen eisernen Körper, dem selbst das wildeste Leben nichts anzuhaben vermag."

„Lebt er noch?" fragt die Gräfin.

„Ach nein, jetzt ist er wohl tot — es ist ja so lange her, seit dies alles geschah."

Anna Stjärnhök überfallt plötzlich große Angst vor dem, was sie tut. Sie beschließt, der Gräfin nicht zu sagen, wer der Mann ist, von dem sie redet, und sie bei dem Glauben zu lassen, daß er tot sei.

„Damals war er noch jung," fährt sie fort. „Die Freude am Leben erwachte wieder in ihm. Er hatte die Gabe der Beredsamkeit und ein feuriges, leichtbegeistertes Herz.

Und es kam ein Abend, wo er mit Ebba Dohna von Liebe sprach. Sie antwortete ihm nicht, sie sagte ihm nur, was ihr die Großmutter an den Winterabenden

erzählt hatte, und beschrieb ihm das Land ihrer Träume. Dann nahm sie ihm ein Versprechen ab. Er mußte ihr schwören, ein Verkündiger des göttlichen Evangeliums zu werden, einer von denen, die dem Herrn den Weg bereiten, damit seine Wiederkehr beschleunigt werde.

Was sollte er tun? Er war ein abgesetzter Pfarrer, und kein Weg war ihm strenger verschlossen als der, den zu betreten sie von ihm forderte. Aber er wagte es nicht, ihr die Wahrheit zu sagen. Er hatte nicht den Mut, dieses holde Kind, das er liebte, zu betrüben. Er versprach alles, was sie verlangte.

Nun bedurfte es keiner weiteren Aussprache mehr zwischen ihnen. Es war ja klar, daß sie einmal seine Gattin werden würde. Es war keine Liebe mit Küssen und Zärtlichkeiten. Er wagte kaum, sich ihr zu nähern. Sie war so empfindsam wie eine zarte Blume. Zuweilen aber schlug sie die braunen Augen auf, um die seinen zu suchen. An den Mondscheinabenden, wenn sie auf der Veranda saßen, schmiegte sie sich dicht an ihn, und da küßte er ihr Haar, ohne daß sie es merkte.

Du siehst, sein Unrecht bestand darin, daß er Vergangenheit und Zukunft vergaß. Daß er arm und gering war, mochte er ja vergessen, aber er hätte sich sagen müssen, daß der Tag sicher kommen würde, wo sich in ihrem Herzen die Liebe gegen die Liebe, die Erde gegen den Himmel erheben werde, wo sie gezwungen sein würde, zwischen ihm und dem strahlenden Herrn des tausendjährigen Reiches zu wählen. Und sie war nicht dazu geschaffen, einen solchen Kampf auszufechten.

Der Sommer verging, der Herbst, der Winter. Als der Frühling kam und das Eis schmolz, wurde Ebba Dohna krank. Die Täler waren überflutet von den aufs neue hervorsprudelnden Quellen, von den Hügeln lief das Wasser in Strömen herab, das Eis auf den Seen trug nicht mehr, und die Wege waren unfahrbar für Wagen und Schlitten.

Die Gräfin Dohna wollte einen Arzt aus Karlstadt holen lassen, weil in größerer Nähe keiner zu haben war. Aber sie befahl vergebens. Weder mit Bitten noch mit Drohungen brachte sie einen der Diener dazu, sich auf den Weg zu machen. Sie lag vor dem Kutscher auf den

Knien, aber er sagte nein. Sie fiel vor Sorge über ihr Kind in hysterische Krämpfe — sie war übermäßig im Leid wie in der Freude, die Gräfin Märta.

Ebba Dohna hatte die Lungenentzündung, ihr Leben schwebte in Gefahr, und ein Arzt konnte nicht geholt werden.

Da fuhr der Hauslehrer nach Karlstadt. Bei dem Zustande, in dem die Wege sich befanden, diese Fahrt zu machen, das hieß sein Leben aufs Spiel setzen — aber er tat es. Er ging über schwankendes Eis und über halsbrecherisch glatte Hügel, bald mußte er dem Pferde Stufen ins Eis hauen, bald es aus dem tiefen Schlamm der aufgeweichten Wege herausziehen. Es hieß, der Doktor habe sich geweigert, mitzukommen, da habe ihn der Hauslehrer mit der Pistole in der Hand dazu gezwungen.

Und als er zurückkam, hatte sich ihm die Gräfin beinahe zu Füßen geworfen.

‚Nehmt alles,‘ sagte sie. ‚Sagt, was Ihr begehrt, meine Tochter, mein Gut, mein Geld!‘

‚Eure Tochter,‘ sagte der Hauslehrer.“

Anna Stjärnhök verstummt plötzlich.

„Und dann? Und dann?“ fragt die Gräfin Elisabet.

„Nun ist die Geschichte aus,“ sagt Anna, denn sie gehört zu den unglückseligen Menschenkindern, die stets von der Angst und der Furcht des Zweifels beherrscht sind. Und schon seit acht Tagen befindet sie sich in diesem unglückseligen Zustande. Sie weiß nicht, was sie will. Was sie in einem Augenblick recht dünkt, erscheint ihr im nächsten schon wieder unrecht. Jetzt verwünscht sie es, daß sie die Geschichte überhaupt begonnen hat.

„Ich glaube gar, du willst mich zum besten haben, Anna. Begreifst du denn nicht, daß ich den Schluß der Geschichte hören muß?“

„Es ist ja nicht mehr viel zu erzählen übrig. Für die junge Ebba Dohna war die Zeit des Kampfes gekommen. Die Liebe erhob sich gegen die Liebe, die Erde gegen den Himmel.

Gräfin Märta erzählte ihr von der unerhörten Fahrt, die der junge Mann um ihretwillen unternommen hatte, und sagte ihr auch, daß sie ihm zum Lohne dafür Ebbas Hand versprochen habe.

Ebba war da schon soweit genesen, daß sie angekleidet auf dem Sofa liegen konnte. Sie war matt und bleich und noch schweigsamer als gewöhnlich.

Als sie diese Worte hörte, richtete sie ihre braunen Augen mit vorwurfsvollem Blick auf die Mutter und sagte:

‚Mutter, willst du mich einem abgesetzten Pfarrer geben, einem, der das Recht verwirkt hat, Gottes Diener zu sein, einem Mann, der ein Dieb, ein Bettler gewesen ist?‘

‚Aber Kind, wer hat dir das gesagt? Ich glaubte, du hättest davon keine Ahnung.‘

‚Ich erfuhr es zufällig. Deine Gäste sprachen bei Tisch von ihm: es war an dem Tage, wo ich krank wurde.‘

‚Ach, Kind, denk daran, daß er dir das Leben gerettet hat!‘

‚Ich denke nur daran, daß er mich betrogen hat. Er hätte mir sagen müssen, wer er ist.‘

‚Er sagt, daß du ihn liebest.‘

‚Ich habe ihn geliebt. Aber ich kann den nicht lieben, der mich betrogen hat!‘

‚Inwiefern hat er dich betrogen?‘

‚Das kannst du nicht verstehen, Mama.‘

Sie wollte mit ihrer Mutter nicht von dem tausendjährigen Reich ihrer Träume sprechen, bei dessen Verwirklichung ihr der Geliebte hätte helfen sollen.

‚Ebba,‘ sagte die Gräfin, ‚wenn du ihn liebst, solltest du nicht fragen, was er gewesen ist, sondern ihn einfach heiraten. Der Mann einer Gräfin Dohna ist so reich und mächtig, daß seine Jugendverirrungen ihm leicht vergeben werden.‘

‚Um seine Jugendverirrungen kümmere ich mich nicht, Mama; ich kann ihn nicht heiraten, denn er kann nie erfüllen, was ich von ihm erwartet habe.‘

‚Ebba, bedenke, daß ich ihm mein Wort gegeben habe.‘

Das junge Mädchen wurde leichenblaß.

‚Mama, wenn du mich zwingst, ihn zu heiraten, dann scheidest du mich von meinem Gott, das sage ich dir.‘

‚Ich will nur dein Glück,‘ sagte die Gräfin, ‚und ich bin überzeugt, daß du mit diesem Manne glücklich wirst.

Es ist dir ja schon gelungen, einen Heiligen aus ihm zu machen. Ich habe beschlossen, den Standesunterschied zu übersehen und zu vergessen, daß er arm und verachtet ist, um dir Gelegenheit zu geben, ihn wieder zu Ehren zu bringen. Ich fühle, daß ich darin recht tue. Du weißt, daß ich alle alten Vorurteile verachte.'

Dies alles aber sagte sie nur, weil sie keine Auflehnung gegen ihren Willen ertragen konnte. Vielleicht war sie auch von dem, was sie sagte, wirklich überzeugt. Aus der Gräfin Märta kann man nicht so leicht klug werden.

Als die Mutter das Zimmer verlassen hatte, blieb das junge Mädchen noch lange still auf dem Sofa liegen. Sie kämpfte ihren Streit aus. Die Erde erhob sich gegen den Himmel, die Liebe gegen die Liebe, aber der Geliebte ihrer Kindheit trug den Sieg davon. Da, wo sie lag — es war hier auf diesem Sofa — sah sie den westlichen Himmel im Glanz der untergehenden Sonne erglühen. Es war ihr, als sei diese Herrlichkeit ein Gruß von dem guten König, und da sie ihm nicht treu bleiben konnte, wenn sie am Leben bliebe, so beschloß sie, zu sterben. Es blieb ihr nichts anderes übrig, da ihre Mutter ja verlangte, sie solle dem angehören, der kein Diener des guten Königs werden konnte.

Sie trat ans Fenster, öffnete es und ließ die feuchte, kalte Abendluft ihren armen, schwachen Körper durchkälten.

Es war ihr ein leichtes, sich den Tod zu holen. Wenn die Krankheit wiederkam, war sie verloren — und sie kam wieder.

Außer mir weiß niemand, daß sie den Tod gesucht hat, Elisabet. Ich fand sie am Fenster. Ich hörte ihre Fieberphantasien. Sie wollte mich in den letzten Tagen ihres Lebens nicht mehr von ihrer Seite lassen.

Ich habe sie sterben sehen, ich habe gesehen, wie sie eines Abends die Arme nach dem leuchtenden Abendhimmel ausstreckte und dann lächelnd starb, als habe sie aus dem Glanz der untergehenden Sonne jemand heraustreten und ihr entgegenkommen sehen. Ich war es auch, die ihm, den sie geliebt hatte, ihren letzten Gruß bringen mußte. Ich sollte ihn bitten, ihr zu verzeihen, daß sie

nicht seine Gattin habe werden können. Der gute König habe es nicht erlaubt.

Aber ich wagte es nicht, dem Manne zu sagen, daß er ihr Mörder sei. Ich wagte es nicht, die Last solcher Qual auf seine Schultern zu legen. Und doch — er, der sich ihre Liebe erschlichen hatte, war er nicht ihr Mörder? Sag, Elisabet, war er das nicht?"

Die junge Gräfin Dohna spielt schon lange nicht mehr mit den blauen Blumen. Jetzt steht sie auf, das Sträußchen fällt zu Boden.

„Anna, du führst mich die ganze Zeit hinters Licht. Du sagst, es sei eine alte Geschichte, und der Mann sei schon lange tot. Ich weiß jedoch, daß Ebba Dohna vor kaum fünf Jahren gestorben ist, und du sagst ja auch, daß du alles miterlebt habest. Du bist nicht alt. Sag mir jetzt, wer der Mann ist."

Anna Stjärnhök fängt zu lachen an.

„Du wolltest ja so gern eine Liebesgeschichte hören. Nun habe ich dir eine erzählt, die dich Tränen und eine unruhige Stunde gekostet hat."

„Willst du damit sagen, daß sie nicht wahr sei?"

„Sie ist lauter Lüge und Erfindung von Anfang bis zu Ende."

„Du bist schlecht, Anna."

„Das ist wohl möglich. Ich bin auch nicht allzu glücklich, das kann ich dir sagen. — Aber die alten Damen sind erwacht, und die Herren kommen eben in den Salon. Wir wollen auch hineingehen."

An der Tür wurden sie von Gösta Berling zurückgehalten, der die beiden jungen Damen gerade aufsuchen wollte.

„Ihr müsset mir ein wenig Gehör schenken," sagte er lachend. „Ich werde euch höchstens zehn Minuten zur Last fallen, aber ihr müßt meine Verse anhören."

Er erzählt ihnen, daß er in der letzten Nacht so lebhaft geträumt habe wie noch nie; es habe ihm geträumt, daß er Verse schreibe. Er, den die Leute den Poeten nennten, obgleich er diesen Beinamen bisher ganz unverdient getragen habe, sei mitten in der Nacht aufgestanden und habe sich, halb im Schlaf, halb wachend, hingesetzt und seine Gedanken niedergeschrieben, und am Morgen habe

er ein ganzes Gedicht auf seinem Schreibtisch gefunden. Er hätte sich selbst so etwas nicht zugetraut. Jetzt sollten die Damen die Verse hören.

Und er liest:

„Der Mond ging auf — des Tages schönste Stunde
naht sich, ein holder Zauberschein
umglänzet die Veranda weinumrankt,
wo sanft auf ihrem Stiele schlank und fein,
die gelbgestreifte rote Lilie schwankt.
Wir saßen auf den Stufen in der Runde,
in stiller Andacht lauschte jung und alt
dem Lied des Herzens, das niemals verhallt,
dem Zauberliede dieser schönsten Stunde.

Von dem Resedabeete nahen holde Düfte,
Und dort, wo geisterhaft steht Strauch und Dickicht,
schwankt Schatten neben Schatten auf dem hellen Land.
Also zum lichten Äther, auf zum ew'gen Licht,
steigt nun der Geist empor, den träg hier band
des Körpers Last; nun tragen mild're Lüfte
ihn fort zum hohen, lichtdurchfloss'nen Raum.
Dem Flug des Geistes folgt man so gern im Traum
des Mondenzaubers und der süßen Düfte.

* * *

Still fallen die Blätter der Rose zur Erde,
wenn ihre Schönheit im Glanze des Sommers verglüht!
Könnten die Menschen doch auch aus dem Leben so gehn,
im Herbst, wenn das Laub fällt, wenn jede Blume verblüht!
Könnten sie, Tönen gleich, sanft im Äther verwehn,
frei und erlöst von des ird'schen Lebens Beschwerde!
Ach, auf der Erde herrscht Kampf nur und ewiger Streit,
und aller wartet der Tod; dürften von Leid sie befreit
den Blättern der Rose gleich sinken zur Erde!

Die Fledermaus flattert umher auf rastlosen Schwingen,
hurtige Kreise zieht sie auf mondheller Bahn,
und da steigt sie auf im Herzen, die Frage so bang,
die Frage des Leids, die bebend so viele getan:
„Wohin geht der Weg, wenn Freiheit die Seele errang,
wird durch die Nacht des Todes zum Lichte sie dringen?"
Kein Geist sagt dem andern, wie dort es wird sein,
denn über die Schwelle des Todes geht jeder allein,
viel eher zeigtest den Weg du den Fledermausschwingen.

Und an meine Schulter schmieget ihr Köpfchen bebend
sie, die ich Liebling nannte, leise flüstert sie:
„O, glaube nicht, daß eine Seele nach dem Tod sich
entführen läßt nach fernen Welten! Nie, ach nie

will anderswo sie wohnen, nirgends ist sie glücklich
als in der Seele ihres Freunds; da weiterlebend,
fänd' sie die Heimat. Und ich, ich komm' zu dir!"
O bitters Weh! Soll sie denn sterben mir?
Drück' ich den letzten Kuß aufs weiche Haar ihr bebend?

* * *

Jahre vergingen — oftmals in nächtlicher Stunde
zum alten Platz aufs neue hin mich's trieb,
doch bange ist mir stets, wenn sich der Mond erhebt;
der Mond hat ja gesehen, wie einst ich küßte mein Lieb!
Er sah im Auge die Träne, sah, wie sie gebebt,
als vom Sterben sie gab die traurige Kunde
Weh, der Erinn'rung Qual! des sünd'gen Herzens Pein!
Ich ahne der Liebsten Näh'. Weh, diese Seele so rein!
Hab' ich an mich gefesselt in einer unseligen Stunde!

„Gösta," sagt Anna in scherzendem Ton, während sich ihr die Kehle vor Angst zusammenschnürt, „man sagt, du habest mehr Gedichte erlebt, als andere in ihrem ganzen Leben, die sich mit nichts weiter beschäftigen, je gedichtet haben; aber du tust sicher am besten daran, wenn du bei deiner früheren Art und Weise zu dichten bleibst. Man merkt, daß dies eine Nachtarbeit ist."

„Du bist nicht mild in deinem Urteil, Anna."

„Daß du es wagst, hierherzukommen und uns so etwas von Tod und Elend vorzulesen! Schämst du dich nicht?"

Gösta hört nicht mehr auf sie. Sein Blick ruht auf der jungen Gräfin. Sie sitzt da wie eine Bildsäule. Er fürchtet, sie sei einer Ohnmacht nahe.

Doch mit unendlicher Mühe ringt sich ein Wort über ihre Lippen.

„Geht!" sagt sie.

„Wer soll gehen? Soll ich gehen?"

„Der Pfarrer soll gehen," stammelt sie.

„Elisabet! So schweig doch!"

„Der Trunkenbold soll mein Haus verlassen!"

„Anna! Anna!" fragt Gösta. „Was meint sie?"

„Es ist am besten, du gehst, Gösta."

„Warum soll ich gehen? Was bedeutet dies alles?"

„Anna," sagt Gräfin Elisabet, „sag ihm, sag ihm ..."

„Nein, sag du es ihm selbst."

Die Gräfin beißt die Zähne zusammen und sucht ihrer Bewegung Herr zu werden.

„Herr Berling," sagt sie und geht auf ihn zu. „Ihr habt ein merkwürdiges Talent, die Leute vergessen zu machen, wer Ihr seid. Ich habe es bis heute nicht gewußt. Erst vorhin hab' ich gehört, wie Ebba Dohna gestorben ist, und daß das Bewußtsein, einen Unwürdigen geliebt zu haben, sie getötet hat. Euer Gedicht hat mir klargemacht, daß Ihr dieser Mann seid. Ich kann nicht verstehen, daß ein Mann mit Eurer Vergangenheit es noch wagt, sich in der Gesellschaft einer anständigen Frau sehen zu lassen. Es ist mir unbegreiflich, Herr Berling. Bin ich jetzt deutlich genug?"

„Ja, Frau Gräfin, das seid Ihr. Ich will nur ein einziges Wort zu meiner Entschuldigung sagen. Ich bin die ganze Zeit über vollständig überzeugt gewesen, daß Ihr alles von mir wüßtet. Nie habe ich versucht, etwas zu verbergen, aber keinem Menschen wird es angenehm sein, wenn er das bitterste Leid seines Lebens auf den Gassen ausposaunen hört, und am wenigsten wird er selbst es ausposaunen wollen."

Er geht.

Und in demselben Augenblick setzt die Gräfin ihren schmalen Fuß auf das Sträußchen, auf die kleinen blauen Sterne.

„Jetzt hast du getan, was ich gewollt habe," sagt Anna Stjärnhök hart, „aber nun ist es auch aus mit unserer Freundschaft. Glaube nicht, daß ich dir diese Grausamkeit gegen ihn verzeihen werde. Du hast ihn fortgewiesen, ihn verhöhnt und verletzt, und ich, ich würde ihm gerne ins Gefängnis oder an den Schandpfahl folgen, wenn es sein müßte. Ich werde ihn behüten und bewahren. Du hast getan, was ich wollte, aber ich werde dir nie verzeihen, daß du es getan hast."

„Aber Anna, Anna!"

„Daß ich dir dies alles erzählt habe — meinst du, ich hätte es mit frohem Herzen getan? Ich habe hier bei dir gesessen und mir das Herz Stück für Stück aus der Brust gerissen."

„Warum hast du es denn getan!"

„Warum? Weil — weil ich nicht wollte, daß — — daß er der Geliebte einer verheirateten Frau werde..."

Mamsell Marie

Ach still! Bitte, still!

Es summt über meinem Kopf. Eine Hummel muß hereingeflogen sein. Still, nur still! Welch ein Duft! So wahr ich lebe, es duftet nach Thymian, Lavendel, Faulbaum, Flieder und Narzissen! Dieser Duft ist ein wahrer Genuß an einem grauen Herbstabend mitten in der Stadt. Wenn ich nur an jenes wunderschöne Fleckchen Erde denke, beginnt es sogleich um mich her zu summen und zu duften, und ehe ich mich's versehe, befinde ich mich in einem kleinen, viereckigen, von einer Ligusterhecke umschlossenen Rosengarten, wo alles blüht und duftet. In den Ecken sind Fliederlauben mit schmalen Holzbänken, und um die stern- und herzförmigen Beete ziehen sich schmale, mit weißem Flußsand bestreute Wege. Der Rosengaarten ist auf drei Seiten von Wald umgeben. Die Ebereschen und der Faulbaum, die halb zivilisiert sind und schöne Blüten haben, stehen dicht am Garten und vereinen ihren Duft mit dem des Flieders. Hinter ihnen kommt eine Reihe Birken, und dann erst beginnt der Tannenwald, der eigentliche Wald, still und dunkel, hoch und feierlich.

Auf der vierten Seite liegt ein graues Häuschen. Der Rosengarten, an den ich jetzt denke, gehörte vor sechzig Jahren der alten Frau Moräus in Svartsjö, die sich ihren Unterhalt dadurch verdiente, daß sie für die Bauern Steppdecken auf dem Rahmen arbeitete und bei ihren Festen die Mahlzeit kochte.

Liebe Freunde! Unter allem Guten, was ich euch wünsche, möchte ich in erster Linie einen Stepprahmen und einen Rosengarten nennen. Einen großen, zerlegbaren, altmodischen Rahmen zum Steppen von Decken, mit abgenützten Läufen und Rollen, an dem fünf bis sechs Personen auf einmal arbeiten können, an dem man um die Wette näht, wer auf der Rückseite die schönsten Stiche hat, wobei man gebratene Äpfel ißt und plaudert und Gesellschaftsspiele macht, wie „nach Grönland reisen", „Ringverstecken mit Vorbehalt", und dabei so herzlich lacht, daß die Eichhörnchen im Wald vor Schrecken

kopfüber zur Erde purzeln. Einen Stepprahmen für den Winter, liebe Freunde, und einen Rosengarten für den Sommer! Keinen großen Garten, in den man mehr Geld hineinstecken muß, als das ganze Vergnügen wert ist, nein, einen kleinen Garten, ein „Rosenquartier", wie man es früher nannte. Er müßte gerade so groß sein, daß ihr ihn selber in Ordnung halten könntet. Auf den kleinen Erdhügeln müssen kleine Rosenbüsche stehen, und ein Kranz Vergißmeinnicht muß rund um die Büsche blühen. Der großblumige, zerflatterte Mohn, der sich selbst säet, muß überall aufschießen, sowohl in der Rasenkante wie in den Sandwegen, und dort müßte eine von der Sonne versengte Rasenbank stehen, auf deren Sitz und Lehne Akelei und Kaiserkronen wachsen.

Die alte Frau Moräus besaß zu ihrer Zeit gar vielerlei. Sie hatte drei fröhliche, fleißige Töchter und ein kleines Haus an der Landstraße. Sie hatte einen Notpfennig auf dem Boden ihrer Truhe, schwere seidene Tücher, hochlehnige Stühle und Erfahrung in mancherlei Dingen, die für jemand, der sich selbst sein Brot verdienen muß, sehr nützlich zu wissen sind.

Das Beste aber, was sie ihr eigen nannte, war der Stepprahmen, der ihr das ganze Jahr hindurch Arbeit gab, und der Rosengarten, der ihr Freude bereitete, solange der Sommer währte.

Nun muß ich noch berichten, daß sich in Frau Moräus' Häuschen auch noch eine Mieterin fand, eine kleine, etwa vierzigjährige, vertrocknete alte Jungfer, die in einem Giebelstübchen auf dem Boden wohnte. Mamsell Marie, wie sie immer genannt wurde, hatte über viele Dinge ihre ganz eigenen Anschauungen, wie sie die Menschen leicht bekommen, die viel allein sind und deren Gedanken sich nur um das drehen, was ihre eigenen Augen gesehen haben.

Mamsell Marie hielt die Liebe für die Wurzel und den Ursprung alles Übels in dieser traurigen Welt.

Jeden Abend, ehe sie einschlief, faltete sie die Hände und sprach ihr Abendgebet. Wenn sie dann das „Unser Vater" und „der Herr segne uns" gebetet hatte, fügte sie stets noch hinzu: „Gott möge sie in Gnaden vor der Liebe bewahren." „Daraus würde nur Elend entstehen,"

sagte sie. „Ich bin alt, arm und häßlich. Nein, Gott möge mich davor bewahren, daß ich mich jemals verliebe."

Tagaus tagein saß sie droben im Giebelstübchen der Frau Moräus und strickte Filetgardinen und Filetdecken, die sie dann an die Bauern und Herrschaften in der Umgegend verkaufte. Sie hatte die Absicht, sich ein eigenes Häuschen zu erstricken.

Denn ein kleines Häuschen auf dem Aussichtshügel, der Svartsjöer Kirche gerade gegenüber, das war ihr höchster Wunsch, ein Häuschen, das hoch oben auf einem Hügel läge, so daß man weit und ungehindert umherschauen könnte, das war ihr Traum; aber von der Liebe wollte sie nichts wissen.

Wenn sie am Sommerabend Geigentöne vom Kreuzweg her vernahm, wo der Spielmann auf einem Zaunpfosten am Weideplatz saß und die Jugend sich im Tanze schwang, daß der Staub aufwirbelte — dann machte sie einen weiten Umweg durch den Wald, nur um nichts davon zu hören und zu sehen.

Am zweiten Weihnachtstage kamen zuweilen die Bauernbräute selbfünft und selbsechst, um sich von Frau Moräus und ihren Töchtern den Brautstaat anlegen zu lassen. Wenn ihnen da die Myrtenkränze und die hohen Brautkronen aus Seide und Glasperlen aufgesetzt, die prächtigen seidenen Schärpen umgebunden, die Sträuße von selbstgemachten Rosen angesteckt und die Röcke mit Girlanden von seidenen Blumen eingefaßt wurden, dann blieb Jungfer Marie auf ihrem Zimmer, um nicht sehen zu müssen, wie diese jungen Mädchen der Liebe zu Ehren herausgeputzt wurden.

Wenn die Töchter an den Winterabenden am Stepprahmen saßen und das große Zimmer links vom Eingang von Gemütlichkeit strahlte, wenn die vor dem Herdfeuer aufgehängten Äpfel zischten und schmorten, wenn der schöne Gösta Berling oder der gute Ferdinand, die zu Besuch gekommen waren, die Mädchen neckten, indem sie ihnen den Faden aus der Nadel zogen und sie dazu brachten, schiefe Stiche zu machen, und das Zimmer von Scherzen und Lachen und Kurmacherei widerhallte, wenn sich die Hände unter dem Stepprahmen fanden, dann

wickelte Mamsell Marie verdrießlich ihre Arbeit zusammen und ging hinauf in ihr Stübchen, denn sie haßte die Liebe und alles, was damit zusammenhing.

Aber die Missetaten der Liebe, die kannte sie, und davon konnte sie erzählen. Sie verwunderte sich nur, daß der Liebesgott sich noch immer auf der Erde zu zeigen wagte, daß er sich nicht verscheuchen ließ durch den Jammer der Verlassenen, durch die Flüche derer, die er zu Verbrechern gemacht, und durch die Wehklagen aller, die er in verhaßte Fesseln geschmiedet hatte. Sie verwunderte sich, daß seine Flügel ihn noch so frei und leicht trugen, daß er nicht schon lange, von Qual und Scham bedrückt, in bodenlose Tiefe versunken war.

Nein, wohl war auch sie jung gewesen wie alle andern, aber der Liebe war sie niemals hold gewesen. Nie hatte sie sich zu Tanz und Zärtlichkeiten verlocken lassen. Die Gitarre ihrer Mutter hing verstaubt und ohne Saiten auf dem Boden. Niemals hatte sie sanfte Liebeslieder darauf gespielt.

Die Rosenstöcke ihrer Mutter standen an ihrem Fenster. Sie begoß sie kaum. Sie liebte die Blumen, diese Kinder der Liebe, nicht. Die Blätter waren verstaubt, zwischen den Zweigen trieben sich Spinnen umher, und die Knospen kamen nie zur Blüte.

Und in Frau Moräus' Rosengarten, wo die Schmetterlinge gaukelten und die Vögel sangen, wo duftende Blumen den summenden Bienen Liebesgrüße sandten, wo alles von der Verhaßten zeugte — da hinein setzte sie nur selten den Fuß.

Da geschah es einstmals, daß die Svartsjöer Gemeinde eine Orgel in ihrer Kirche aufstellen ließ. Es war im Sommer vor dem Jahr, in dem die Kavaliere regierten. Ein junger Orgelbauer kam nach Svartsjö, und er mietete sich bei Frau Moräus ein, die ihm das andere Giebelstübchen auf dem Boden überließ.

Und dann stellte er die Orgel auf, jene merkwürdige Orgel, deren schreckliche Posaunenstimme oft plötzlich mitten in einem friedlichen Psalm hervorbricht — niemand weiß woher und warum —, und die die Kinder in der Frühmette am Weihnachtstag zum Weinen bringt.

Daß der junge Orgelbauer ein Meister in seinem Fache

war, darf man wohl mit Recht bezweifeln. Aber ein lustiger Bursche war er mit dem hellen Sonnenschein in den Augen. Er hatte für jedermann, reich oder arm, jung oder alt, ein freundliches Lächeln. Mit seinen Hausgenossen wurde er bald befreundet, ach, nur zu gut befreundet!

Wenn er abends von der Arbeit kam, hielt er Frau Moräus das Garn oder er arbeitete mit den jungen Mädchen im Rosengarten. Er deklamierte ihnen „Arel" und sang den „Frithjof". Er hob Mamsell Maries Knäuel auf, wenn sie ihn auch noch so oft fallen ließ, und brachte sogar ihre Standuhr wieder in Gang.

Niemals verließ er einen Ball, ohne daß er mit allen, von der ältesten Frau an bis zu dem jüngsten Mädchen, getanzt hatte, und wenn ihn irgendein Mißgeschick traf, setzte er sich zu dem ersten weiblichen Wesen, das ihm in den Wurf kam, und machte es zu seiner Vertrauten. Ja, der Orgelbauer war ein Mann, wie ihn die Frauen sich in ihren Träumen ausmalen! Man konnte nicht behaupten, daß er mit irgendeiner von Liebe gesprochen hätte. Aber ein paar Wochen nach seinem Einzug in Frau Moräus' Giebelstübchen hatten sich die Töchter bis über die Ohren in ihn verliebt, und selbst die arme Mamsell Marie wußte, daß sie ihre Gebete umsonst gesprochen hatte.

Es war eine Zeit des Kummers und eine Zeit der Freude. Tränen fielen auf den Stepprahmen und löschten die Kreidestriche aus. Des Abends saß oft eine blasse Träumerin in der Fliederlaube, und droben in Mamsell Maries Stübchen erklang die mit neuen Saiten versehene Gitarre zu den schmachtenden Liebesliedern, die das alte Mädchen einst von seiner Mutter gelernt hatte.

Der junge Orgelbauer aber ging sorglos und fröhlich umher, hatte Freundlichkeiten und kleine Dienste für die schmachtenden Frauen, die sich um ihn zankten, wenn er fern von ihnen bei seiner Arbeit war. Und schließlich kam der Tag, wo er abreisen mußte.

Der Wagen hielt vor der Tür. Der Koffer war hinten festgebunden, und der junge Mann nahm Abschied. Er küßte Frau Moräus die Hand, umarmte die weinenden Mädchen und küßte sie auf die Wangen. Er weinte selbst,

weil er abreisen mußte, denn er hatte in dem grauen Häuschen einen gar schönen Sommer verlebt. Zuletzt sah er sich nach Mamsell Marie um.

Da kam sie in ihrem besten Staat die alte Treppe herunter. Die Gitarre hing an einem breiten grünseidenen Band um ihren Hals, und in ihrer Hand hielt sie einen Strauß Monatsrosen; denn in diesem Jahre hatten die Rosenstöcke ihrer Mutter geblüht. Sie blieb vor dem jungen Manne stehen, klimperte auf der Gitarre und sang:

„Du gehst von uns. O, kehr zurück,
die treuen Freunde dein warten,
vergiß nicht das Wermland ob anderem Glück,
nicht das Häuschen am Rosengarten!"

Darauf steckte sie ihm die Blumen ins Knopfloch und küßte ihn gerade auf den Mund. Ja, und dann entfloh sie die Bodentreppe hinauf, die arme, alte Jungfer!

Die Liebe hatte sich an ihr gerächt und sie zum Gespött aller gemacht. Aber sie schalt nie wieder auf die Liebe. Sie verbannte die Gitarre nicht mehr in die Rumpelkammer und vergaß nie wieder, die Rosenstöcke ihrer Mutter zu pflegen.

Sie hatte die Liebe kennengelernt und liebgewonnen, die Liebe mit aller ihrer Qual, mit ihren Tränen, mit ihrer Sehnsucht!

„Lieber traurig sein mit der Liebe, als fröhlich ohne sie!" pflegte sie zu sagen.

* * *

Die Zeit verging. Die Majorin ward aus Ekeby vertrieben, die Kavaliere kamen zur Herrschaft, und an einem Sonntagnachmittag las — wie ich erzählt habe — Gösta Berling der jungen Gräfin auf Borg sein Gedicht vor, worauf er für immer von ihrer Schwelle verbannt wurde.

Nun erzählt man, daß Gösta, als er die Haustür hinter sich zumachte, einige Schlitten in den Hof hereinfahren sah. Er warf einen Blick auf die kleine Dame, die in dem ersten Schlitten saß, und wie düster ihm in diesem Augenblick auch zumute war, bei diesem Anblick

wurde er noch finsterer gestimmt. Er eilte davon, um nicht erkannt zu werden, aber er konnte sich der Ahnung kommenden Unheils nicht entschlagen. Hatte das Gespräch da drinnen diese Frau herbeibeschworen? Ein Unglück kommt selten allein.

Die Bedienten eilten herbei, die Fußsäcke wurden aufgeknöpft, die Teppiche zurückgeschlagen. Wer war angekommen? Wer war die kleine Dame, die im Schlitten aufstand? War sie es wirklich selbst, Märta Dohna, die berüchtigte Gräfin?

Sie war die lustigste und leichtsinnigste aller Frauen. Die Freude dieser Welt hatte sie auf ihren Thron gehoben und sie zu ihrer Königin gemacht. Spiel und Scherze waren ihre Untertanen. Spiel und Tanz und Abenteuer waren ihr zugefallen, als die Lose des Lebens verteilt wurden.

Sie war jetzt nicht weit von den Fünfzigern, aber sie gehörte zu den Weisen, die die Zahl ihrer Jahre nicht zählen.

„Wer den Fuß nicht mehr im Tanz rühren, die Lippen nicht mehr zum Lächeln verziehen kann, der, ja der ist alt," pflegte sie zu sagen. „Der fühlt die schwere Bürde der Jahre, ich nicht."

In den Tagen ihrer Jugend hatte der Frohsinn nicht ungestört auf seinem Thron gesessen, aber der rauhe Wechsel und die Unsicherheit hatten das Behagen an dessen lustigem Dasein nur noch vergrößert. Die Majestät mit den Schmetterlingsflügeln gab den einen Tag eine Kaffeegesellschaft in den Gemächern der Hofdamen auf dem Stockholmer Schloß und tanzte am nächsten im Frack und mit einem Knüppel bewaffnet in Paris. Sie stellte sich in Napoleons Feldlager ein und fuhr mit Nelsons Flotte über das blaue Mittelmeer, sie wohnte dem Wiener Kongresse bei, sie wagte sich in der Nacht vor einer berühmten Schlacht in Brüssel auf einen Ball.

Und wo immer der Frohsinn sich aufhielt, da war Märta Dohna seine auserwählte Königin. Tanzend, spielend, scherzend war Gräfin Märta in der Welt umhergejagt. Was hatte sie nicht gesehen, was hatte sie nicht erlebt? Throne waren umgetanzt worden, um Fürstentümer war Ecarté gespielt und durch leicht hingeworfene Scherze

waren verheerende Kriege hervorgerufen worden. In Lust und Leichtsinn hatte sie bisher ihr Leben verbracht, und sie würde es auch ferner so verbringen. Ihr Körper war zum Tanzen, ihr Herz zum Lieben nicht zu alt. Wann wäre sie der Maskenbälle und Schauspiele, lustiger Anekdoten oder wehmütiger Lieder je überdrüssig gewesen?

Wenn der Frohsinn in der zum Schlachtfeld verwandelten Welt manchmal heimatlos war, pflegte die Gräfin für längere oder kürzere Zeit in dem alten Grafenschlosse am Ufer des Löfven zu weilen. Dorthin hatte sie sich ebenfalls begeben, als die Fürsten und deren Höfe ihr zur Zeit der heiligen Allianz zu trübselig geworden waren. Bei einem dieser Besuche hatte sie es für gut befunden, Gösta Berling zum Hauslehrer ihres Sohnes zu machen. Sie pflegte sich da oben in Wermland recht wohl zu fühlen. Nirgends hatte der Frohsinn ein schöneres Reich gehabt als dort. Da gab es Spiel und Gesang, zu Abenteuern aufgelegte Männer und schöne, lebenslustige Frauen. Da fehlte es weder an Festgelagen und Bällen, noch an Kahnfahrten auf dem mondbeglänzten See, noch an Schlittenfahrten durch dunkle Wälder, und ebensowenig an herzerschütternden Ereignissen, oder an der Liebe Leid und Schmerzen.

Aber seit dem Tode ihrer Tochter hatte Gräfin Märta Borg nicht mehr besucht. Fünf Jahre waren seit ihrem letzten Aufenthalt vergangen. Jetzt kam sie, um zu sehen, wie ihre Schwiegertochter das Leben zwischen den Tannenwäldern, den Bären und den Schneewällen ertrüge. Sie hielt es für ihre Pflicht, nachzusehen, ob der dumme Henrik seine Frau nicht zu Tode langweile. Nun wollte sie der gute Engel des heimischen Herdes werden. Sonnenschein und Glück lagen wohlverwahrt in ihren vierzig Lederkoffern, Heiterkeit hieß ihre Kammerzofe, Scherz ihr Kutscher und Spiel ihre Gesellschafterin.

Als sie die Treppe hinaufflog, wurde sie mit offenen Armen empfangen. Ihre alten Zimmer zu ebener Erde waren zu ihrem Empfange bereit. Ihr Bedienter, ihre Gesellschafterin und ihre Kammerzofe, ihre vierzig Lederkoffer, ihre dreißig Hutschachteln, ihre Necessaires und Tücher und Pelze, alles wurde so nach und nach ins Haus geschafft. Überall herrschte Lärm und geschäftiges

Treiben. Türen wurden zugeschlagen, man lief treppauf, treppab. Man merkte wohl, daß die Gräfin Märta angekommen war.

* *
*

Es war an einem Frühlingsabend, einem wundervollen Abend, obgleich man sich erst im April befand und das Eis noch nicht geschmolzen war. Mamsell Marie saß in ihrem Stübchen am offenen Fenster und sang zur Gitarre. Sie war so vertieft in ihre Erinnerungen und in ihr Spiel, daß sie es gar nicht hörte, als ein Wagen des Weges daherkam und vor dem Hause hielt. In dem Wagen saß die Gräfin Märta, die sich an dem Anblick der alten Jungfer, die am Fenster saß, die Gitarre an einem Band um den Hals, die Augen schmachtend gen Himmel gerichtet und altmodische, sentimentale Liebeslieder singend, höchlich ergötzte.

Schließlich stieg die Gräfin aus und trat bei Frau Moräus ein, wo die netten jungen Mädchen am Stepprahmen saßen. Gräfin Märta war durchaus nicht hochmütig; der Sturm der Revolution war über sie hingesaust und hatte ihr frische Luft in die Lungen geblasen.

Sie könne nichts dafür, daß sie eine Gräfin sei, pflegte sie zu sagen, aber sie wolle nun einmal so leben, wie es ihr gefalle; und sie war auf einer Bauernhochzeit in der Tat oft ebenso vergnügt wie auf einem Hofball. Sie spielte, wenn keine anderen Zuschauer zur Hand waren, ihren Mägden Theaterstücke vor, und sie erheiterte jede Gesellschaft, wenn sie sich mit ihrem hübschen Gesichtchen und ihrer übersprudelnden Lebenslust einfand.

Jetzt bestellte sie mehrere Decken bei Frau Moräus und lobte nebenbei den Fleiß der Töchter. Dann sah sie sich draußen im Rosengarten um und erzählte von ihren Reiseabenteuern. Überall begegnete ihr irgendein Abenteuer. Und schließlich wagte sie sich die Bodentreppe hinauf, die schrecklich steil und schmal war, und besuchte Mamsell Marie in ihrem Giebelstübchen.

Hier ließ sie ihre schwarzen Augen lustig blitzen, und ihre melodische Stimme drang schmeichelnd in das Ohr der einsamen alten Jungfer.

Gräfin Märta kaufte ihr auch Gardinen ab. Sie könne auf Borg nicht leben, wenn sie nicht Filetgardinen an allen Fenstern und auf allen Tischen eine von Mamsell Maries hübschen Decken habe, sagte sie.

Dann ergriff sie die Gitarre und sang ihr von Freude und von Liebe vor, und sie erzählte ihr Geschichten, daß sich Mamsell Marie auf einmal mitten in die lustige brausende Welt hineinversetzt fühlte. Das Lachen der Gräfin war so melodisch, daß die frierenden Vögel im Rosengarten zu singen begannen, und ihr Gesicht, das kaum mehr schön genannt werden konnte — denn der Teint war durch Schminke verdorben, und um den Mund lag ein Zug roher Sinnlichkeit —, erschien der alten Mamsell Marie wunderschön; sie konnte nicht begreifen, daß der Spiegel es nicht für immer festhielt, wenn er es einmal auf seiner blanken Fläche aufgefangen hatte.

Als die Gräfin dann ging, küßte sie Mamsell Marie und lud sie zu sich nach Borg ein.

Mamsell Maries Herz stand leer wie die Schwalbennester zur Weihnachtszeit. Sie war frei, aber sie sehnte sich nach Fesseln, wie ein auf seine alten Tage freigelassener Sklave.

Nun begann wieder eine Zeit der Freude und der Sorge für Mamsell Marie; sie währte jedoch nicht lange, nur acht kurze Tage.

Die Gräfin ließ sie einmal ums andere nach Borg holen. Sie spielte ihr Theater vor und erzählte ihr von ihren Freiern; und Mamsell Marie lachte, wie sie noch nie gelacht hatte. Sie und Gräfin Märta wurden die besten Freundinnen der Welt. Bald wußte die Gräfin alles von dem jungen Orgelbauer und dem zärtlichen Abschied. Und in der Dämmerung nötigte sie Mamsell Marie, sich in dem blauen Kabinett auf den Stuhl am Fenster zu setzen. Dann hängte sie ihr die Gitarre um und bat sie, Liebeslieder zu singen. Die Gräfin setzte sich etwas weiter zurück und betrachtete die dürre Gestalt und den kleinen häßlichen Kopf, die sich scharf von dem roten Abendhimmel draußen abzeichneten, und sagte, daß die arme Mamsell einem schmachtenden Burgfräulein gleiche. Da nun jedes Lied von zärtlichen Hirten und grausamen Hirtinnen handelte und Mamsell Marie eine

sehr dünne Stimme hatte, ist es nur zu begreiflich, daß die Gräfin an einer solchen Komödie riesigen Spaß fand.

Dann wurde natürlich auf Borg ein Fest gegeben, da ja die Mutter des Grafen zu Besuch gekommen war, und wie gewöhnlich ging es dabei gar lustig zu. Es war jedoch keine große Gesellschaft, nur die zum Kirchspiel gehörigen Nachbarn waren geladen.

Der Speisesaal lag im unteren Stockwerk, und nach der Mahlzeit gingen die Gäste nicht wieder die Treppe hinauf, sondern begaben sich in Frau Märtas Zimmer, die neben dem Speisesaal lagen. Da ergriff die Gräfin Mamsell Maries Gitarre und begann den Gästen etwas vorzusingen. Sie war eine muntere Dame, die Gräfin Märta; sie konnte alle Leute nachmachen und sie ins Lächerliche ziehen. Nun kam sie auf den Einfall, Mamsell Marie nachzuahmen. Sie richtete den Blick gen Himmel und begann mit einer dünnen, kreischenden Kinderstimme zu singen.

„Ach nein, ach nein, Frau Gräfin!" flehte Mamsell Marie.

Aber Gräfin Märta machte es nun einmal Vergnügen, und die meisten der Gäste konnten das Lachen nicht unterdrücken, obgleich ihnen die alte Jungfer leid tat.

Die Gräfin nahm eine Handvoll trockener Rosenblätter aus einer Potpourrivase, trat mit tragischer Gebärde zu Mamsell Marie und sang äußerst rührend:

„Du gehst von uns. O, kehr zurück,
die treuen Freunde dein warten,
vergiß nicht das Wermland ob anderem Glück,
nicht das Häuschen am Rosengarten!"

Dann streute sie ihr die Rosenblätter aufs Haupt. Die Gäste lachten; aber Mamsell Marie geriet außer sich vor Zorn. Sie sah aus, als wolle sie der Gräfin die Augen auskratzen.

„Du bist ein schlechtes Weib, Märta Dohna," sagte sie. „Keine anständige Frau sollte mehr mit dir verkehren."

Nun wurde Gräfin Märta auch böse.

„Hinaus, Mamsell!" rief sie. „Ich bin Ihrer Verrücktheiten müde."

„Ja, ich gehe," erwiderte Marie, „aber erst will ich das Geld für meine Decken und Gardinen haben."

„Die alten Fetzen!“ rief die Gräfin. „Für diesen Schund will Sie auch noch Geld haben! Nehmen Sie ihn nur wieder mit. Ich will das Zeug nie wieder sehen!“

Damit wirft sie ihr die Decken hin und zerrt an den Gardinen; denn jetzt ist sie außer sich vor Wut.

Am nächsten Tage bat die junge Gräfin ihre Schwiegermutter, sich doch mit Mamsell Marie zu versöhnen; aber Gräfin Marie wollte nichts davon hören. Sie war der alten Jungfer überdrüssig geworden.

Da fuhr Gräfin Elisabet hin und kaufte Mamsell Marie ihren ganzen Vorrat an fertigen Gardinen ab, die sie dann in ihren eigenen Zimmern aufhängte. Das war für Mamsell Marie eine wirkliche Genugtuung.

Gräfin Märta neckte ihre Schwiegertochter oft mit ihrer Vorliebe für Filetgardinen. Sie konnte ihren Groll auch verbergen — ja, ihn jahrelang unvermindert frisch bewahren. Gräfin Märta war ein reichbegabtes Geschöpf.

Zweiter Teil

1

Vetter Christoffer

Im Kavalierflügel lebte ein alter Raubvogel. Er saß immer im Ofenwinkel und paßte auf, daß das Feuer nicht ausginge. Der alte Raubvogel war grau und zerzaust. Sein kleiner Kopf mit dem großen Schnabel und den halberloschenen Augen neigte sich traurig auf einem langen, mageren Halse, der über einem dicken Pelzkragen aufragte. Denn der Raubvogel trug Sommer und Winter einen Pelz.

Einst hatte er zu dem Schwarm gehört, der im Gefolge des großen Kaisers über Europa hinstürmte, aber welchen Namen und Titel er damals trug, wird heute niemand mehr zu sagen wagen. In Wermland wußte man nur, daß er den großen Krieg mitgemacht, sich in blutigen Schlachten ausgezeichnet hatte, und daß er nach dem Jahr 1815 die Schwingen ausbreiten mußte, um ein undankbares Vaterland für immer zu verlassen. Er hatte bei dem schwedischen Kronprinzen Schutz gefunden, und dieser hatte ihm geraten, in dem fernen Wermland zu verschwinden. Jene Zeiten waren derart, daß der Mann, dessen Name Welten erschüttert hatte, jetzt froh sein mußte, daß niemand seinen einst so gefürchteten Namen kannte.

Er hatte dem Kronprinzen sein Ehrenwort gegeben, daß er Wermland nicht verlassen und nicht ohne zwingende Not sagen werde, wer er sei. Und dann hatte ihn der Kronprinz zu Major Samzelius geschickt mit einem Handschreiben, in dem der hohe Herr ihn dem Wermländer Gutsherrn aufs fürsorglichste anempfahl. Da hatten sich ihm die Pforten des Kavalierflügels geöffnet.

Anfangs zerbrach man sich sehr den Kopf darüber, welche Berühmtheit sich wohl unter dem angenommenen Namen verberge? Aber allmählich verwandelte der Mann

sich in einen Kavalier und Wermländer. Jedermann nannte ihn Vetter Christoffer, ohne daß man wußte, woher er gerade diesen Namen bekommen hatte.

Aber ein Raubvogel ist nicht glücklich in einem Käfig. Er ist ja an andres gewöhnt, als von einer Stange auf die andere zu hüpfen und seinem Wärter aus der Hand zu fressen. Die Aufregung der Schlachten und der Todesgefahr hat einst sein Blut entflammt, der schläfrige Friede ekelt ihn an.

Freilich waren auch die andern Kavaliere nicht lauter zahme Vögel; keiner aber hatte so heißes Blut wie Vetter Christoffer. Eine Bärenjagd war das einzige, was seine erschlaffte Lebenslust wieder anzuregen vermochte — eine Bärenjagd oder ein Weib, ein einziges Weib. Vor zehn Jahren, als er die Gräfin Märta, die damals schon Witwe war, zum erstenmal gesehen hatte, da waren seine Lebensgeister wieder erwacht. Eine Frau, launenhaft wie das Kriegsglück, aufreizend wie die Gefahr, ein sprudelndes, ausgelassenes Geschöpf. —

Er liebte sie.

Und nun saß er da und wurde alt und grau, ohne sie zum Weibe begehren zu können. Jetzt hatte er sie seit fünf Jahren nicht mehr gesehen. Er siechte allmählich hin wie ein Adler in der Gefangenschaft. Mit jedem Jahre wurde er magerer und litt mehr unter der Kälte. Er mußte sich immer dichter in den Pelz hüllen und immer näher ans Feuer rücken.

* * *

So sitzt er eines Morgens da, frierend, zerzaust und grau. Am Abend sollen die Osterschüsse abgefeuert und die Osterhexe verbrannt werden. Die Kavaliere sind alle aus, er aber sitzt in seiner Ofenecke.

O Vetter Christoffer, Vetter Christoffer! Weißt du es denn nicht?

Er ist gekommen, der lächelnde, lockende Lenz!

Die Natur erwacht aus ihrem Winterschlaf, und in der blauen Luft tummeln sich leichtbeschwingte Geister in übermütigem Spiele. Dicht aneinander geschmiegt, wie die Blüten an einem wilden Rosenbusche, schimmern ihre Gesichter zwischen den Wolken hervor.

Die große Mutter Erde beginnt wieder zu leben. Aus den Frühlingsfluten und aus dem Frühlingsregen geht sie hervor wie ein übermütiges Kind. Steine und Erde glänzen vor Wonne. „Hinein in den Kreislauf des Lebens!“ jubelt das kleinste Atom. „Wir werden als Flügel in der klaren Luft schweben! Wir werden leuchten in den errötenden Wangen junger Mädchen!“

Die lustigen Frühlingsgeister dringen mit Wasser und Luft in die Körper hinein, sie zappeln im Blut wie Aale und setzen das Herz in Bewegung. Überall erklingt derselbe Ton. An den Herzen, an den Blumen, an allem, was sich bewegen und vibrieren kann, hängen die Leichtbeschwingten sich fest und läuten wie mit tausendstimmigem Geläute die frohe Botschaft in die Welt hinein: „Lust und Freude, Lust und Freude! Er ist gekommen, der holde Lenz!“

Aber Vetter Christoffer sitzt still da und hört nichts. Er stützt den Kopf auf die steif gewordenen Finger und träumt vom Kugelregen und von der auf dem Schlachtfeld erworbenen Ehre. Vor seinem inneren Auge läßt er Rosen und Lorbeern erstehen, die nicht der sanften Schönheit des Lenzes bedürfen, um blühen zu können.

Er kann einem doch herzlich leid tun, der einsame alte Fremdling, der da im Kavalierflügel sitzt, ohne Volk, ohne Land, ohne je einen Laut seiner Muttersprache zu hören, er, dessen Los es sein wird, ein namenloses Grab auf dem Broer Kirchhof zu erhalten. Kann er dafür, daß er ein Adler ist, geschaffen, zu verfolgen und zu töten? O Vetter Christoffer, lange genug hast du träumend im Kavalierflügel gesessen! Steh auf und trinke den sprudelnden Wein des Lebens in den hohen Schlössern! Wisse, Vetter Christoffer, daß der Major heute einen Brief bekommen hat, ein königliches Handschreiben mit dem Siegel des Svearreiches darauf. Es ist an den Major gerichtet, aber sein Inhalt geht dich an. Wie merkwürdig siehst du aus, während du den Brief liest, du alter Raubvogel! Dein Auge leuchtet, dein Kopf richtet sich auf, du siehst die Tür deines Käfigs offen und freien Raum vor dir zum Regen deiner Schwingen.

* * *

Vetter Christoffer durchwühlt seine Truhe bis auf den Grund. Er holt die ängstlich verwahrte goldgestickte Uniform heraus und zieht sie an. Er drückt sich den Federhut auf den Kopf, und kurz nachher sprengt er auf seinem erlesenen weißen Rosse vom Ekebyer Hofe.

Dies ist doch etwas anderes, als frierend in der Ofenecke zu sitzen. Jetzt sieht er auch, daß der Frühling gekommen ist.

Er hebt sich im Sattel und spornt das Pferd zum Galopp an. Der pelzgefütterte Dolman flattert, die Federn auf seinem Hute wehen, der Mann ist verjüngt wie die Erde auch; aus einem langen Winterschlaf ist er erwacht, das alte Gold kann noch glänzen; das kühne Kriegergesicht unter dem Dreispitz bietet einen stolzen Anblick.

Das war ein merkwürdiger Ritt. Aus dem Boden sprudeln Quellen hervor, Anemonen sprießen aus der Erde, wo er reitet. Die Zugvögel jubeln um den befreiten Gefangenen her. Die ganze Natur nimmt teil an seiner Freude.

Herrlich wie ein Triumphator reitet er dahin. Der Lenz selbst reitet auf einer schwebenden Wolke vor ihm her. Leicht und luftig ist er, der lichte Geist. Er bläst in das Waldhorn und hüpft in übersprudelnder Freude lustig im Sattel. Und rings um Vetter Christoffer her tummelt sich ein ganzer Stab alter Waffenbrüder zu Pferde; da ist das Glück, das sich im Sattel auf den Zehenspitzen erhebt, und die Ehre auf ihrem stolzen Renner, und auch die Liebe auf ihrem feurigen Araber! Merkwürdig ist der Ritt, merkwürdig der Reiter. Die sprachkundige Drossel ruft ihm zu:

„Vetter Christoffer! Vetter Christoffer! Wohin? Wohin?"

„Nach Borg, um zu freien! Nach Borg, um zu freien!" antwortet Vetter Christoffer.

„Zieh nicht nach Borg, zieh nicht nach Borg! Ein freier Mann hat keine Sorgen!" ruft die Drossel ihm nach.

Aber er hört nicht auf die Warnung. Bergauf, bergab reitet er, bis er endlich sein Ziel erreicht hat. Er springt aus dem Sattel und wird zu den Gräfinnen geführt.

Alles geht gut. Gräfin Märta ist gnädig gegen ihn. Vetter Christoffer merkt, daß sie nicht abgeneigt ist, seinen stolzen Namen zu tragen und in seinem Schloß zu regieren. Er schiebt den entzückenden Augenblick, wo er ihr den Königsbrief zeigen wird, noch hinaus. Darauf zu warten ist ihm ein Genuß.

Gräfin Märta plaudert und unterhält ihn mit tausenderlei Geschichten. Er lacht über alles und bewundert alles. Da sie aber in einem der Zimmer sitzen, wo Gräfin Elisabet die Fenster mit Mamsell Maries Gardinen geschmückt hat, erzählt ihm Gräfin Märta nun auch die Geschichte dieser Gardinen, und sie trägt sie so komisch wie möglich vor.

„Seht," sagt sie schließlich, „seht, so böse bin ich. Hier hängen nun diese Gardinen, damit ich täglich und stündlich an meine Sünden denke. Es ist eine Buße ohnegleichen. O, diese abscheuliche Filetarbeit!"

Der große Krieger Vetter Christoffer sieht sie mit blitzenden Augen an.

„Ich bin auch arm und alt," sagt er, „und ich habe zehn Jahre in der Ofenecke gesessen und mich nach meiner Geliebten gesehnt. Lacht Ihr am Ende darüber auch, meine gnädigste Gräfin?"

„O, das ist etwas ganz anderes!" ruft die Gräfin.

„Gott hat mir mein Glück und mein Vaterland genommen und mich gezwungen, das Gnadenbrot bei Freunden zu essen," sagt Vetter Christoffer ernst. „Ich habe gelernt vor der Armut Achtung haben."

„Ihr auch!" ruft die Gräfin und hebt entsetzt die Hände in die Höhe. „Wie tugendhaft die Menschen doch sind! Mein Gott, wie tugendhaft sie doch geworden sind!"

„Ja," sagt er, „merkt Euch das, Frau Gräfin, wollte mir Gott eines Tages Macht und Reichtum zurückgeben, dann würde ich einen besseren Gebrauch davon machen, als ihn mit so einer Weltdame zu teilen, mit einer geschminkten, herzlosen Meerkatze, die sich über die Armut lustig machen kann."

„Da tut Ihr recht daran, Vetter Christoffer!"

Und damit marschiert Vetter Christoffer aus dem Zimmer und reitet zurück nach Ekeby. Aber die Genien begleiten ihn nicht mehr, die Drossel ruft ihm nichts

mehr zu, und er sieht nicht mehr den lachenden Frühling.

Er erreicht Ekeby, als man gerade dabei ist, die Osterschüsse abzufeuern und die Osterhexe zu verbrennen. Die Osterhexe ist eine große Strohpuppe mit einem Gesicht aus einem Lappen, auf dem Augen, Nase und Mund mit Kohle gezeichnet sind. Sie hat die abgelegten Kleider einer Armenhäuslerin an. Eine lange Ofengabel und ein Besenstiel stehen neben ihr, und um ihren Hals hängt das Salbenhorn. Sie ist zur Fahrt nach dem Blåkulla bereit.

Major Fuchs ladet seine Flinte und schießt einmal ums andere in die Luft. Ein Scheiterhaufen aus dürrem Reisig wird angezündet und die Hexe darauf geworfen, die auch sogleich lustig aufflammt. Ja, die Kavaliere tun alles, was sie können, um nach alterprobtem Brauche die Macht des Bösen zu brechen.

Vetter Christoffer steht dabei und schaut mit finsterer Miene zu. Plötzlich zieht er das große königliche Handschreiben aus seinem Ärmelumschlag und wirft es in die Flammen. Gott allein weiß, was er dabei dachte. Vielleicht bildete er sich ein, Gräfin Märta selbst dort auf dem Scheiterhaufen brennen zu sehen. Vielleicht dachte er auch, daß es auf Erden nichts Wertvolles mehr gebe, da ja die Frau, die er zehn Jahre lang geliebt hatte, schließlich doch nur aus Stroh und Lumpen zusammengesetzt war.

Er geht wieder in den Kavalierflügel zurück, macht ein Feuer an und packt seine Uniform ein. Wieder setzt er sich in die Ofenecke und wird mit jedem Tag zerzauster und grauer. Und er stirbt allmählich hin, wie ein alter Adler in der Gefangenschaft.

Er ist kein Gefangener mehr; aber es liegt ihm nichts an der Freiheit. Die Welt steht ihm offen; die Walstatt, die Ehre, das Leben warten auf ihn. Aber er hat keine Kraft mehr, die Schwingen zum Fluge auszubreiten.

Lebenswege

Mühselig sind die Wege, die die Menschen hier auf Erden wandern müssen.

Wüstenpfade, Sumpfpfade, Gebirgspfade!

Weshalb darf soviel Kummer ungehindert weitergehen, bis er sich in der Wüste verirrt, im Sumpf versinkt oder vom Berge herabstürzt? Wo sind die kleinen Blumenengel, wo sind die kleinen Märchenprinzessinnen, unter deren Fußtritten Rosen aufblühen, wo sind sie, die unsere mühseligen Wege mit Blumen bestreuen sollen?

Nun hat Gösta Berling, der Poet, beschlossen, sich zu verheiraten. Er sieht sich nur noch nach einer Braut um, die arm und gering genug ist für den verrückten Pfarrer.

Schöne, edle Frauen haben ihn geliebt; aber sie sollen sich keine Hoffnung auf seine Hand machen, der Verstoßene wählt unter den Verstoßenen.

Wen soll er wählen? Wohin soll er gehen?

Nach Ekeby kommt zuweilen ein armes junges Mädchen aus dem einsamen, hoch oben zwischen den Bergen liegenden Walddorf, um Besen zu verkaufen. In diesem Dorfe, wo beständige Armut und großes Elend herrschen, gibt es viele, die nicht im Besitz ihres vollen Verstandes sind, und zu diesen gehört die arme Besenverkäuferin.

Aber schön ist sie. Ihr langes schwarzes Haar ist in zwei Zöpfe geflochten, die kaum Platz auf ihrem Kopfe finden. Sie hat zartgerundete Wangen, eine gerade, nicht zu große Nase und blaue Augen. Sie gehört zu dem melancholischen madonnenartigen Schönheitstypus, wie man ihn noch heute bei schönen Mädchen am Ufer des Löfven findet.

Nun, da hat Gösta eine Braut gefunden — eine halbverrückte Besenbinderin ist die rechte Frau für einen tollen Pfarrer. Etwas Passenderes ließe sich nicht finden.

Er braucht nur nach Karlstadt zu reisen, um die Ringe zu kaufen, und dann kann man sich am Löfven einen vergnügten Tag machen. Die Leute dürfen noch einmal über Gösta Berling lachen, wenn er sich mit dem Besenmädchen verlobt, wenn er Hochzeit mit ihr hält. Mögen

sie lachen! Er hat noch nie einen lustigeren Streich geplant.

Muß nicht der Verstoßene den Weg der Verstoßenen gehen, den Weg des Zorns, den Weg des Kummers, den Weg des Unglücks? Was tut es, wenn er hinabsteigt, wenn er zugrunde geht? Gibt sich jemand die Mühe, ihn zu warnen? Ist jemand da, der ihm eine stützende Hand oder einen labenden Trunk reichte? Wo sind die kleinen Blumenengel, wo die kleinen Märchenprinzessinnen, wo sind sie, die unsern Weg mit Rosen bestreuen sollen?

Nein, nein, die junge sanfte Gräfin auf Borg wird Gösta Berling in seinen Plänen nicht stören. Sie wird an ihren guten Ruf, an den Zorn ihres Mannes, an den Haß ihrer Schwiegermutter denken und keinen Finger rühren, um ihn zurückzuhalten.

Während des langen Gottesdienstes in der Svartsjöer Kirche wird sie das Haupt beugen, ihre Hände falten und für ihn beten. In schlaflosen Nächten kann sie um ihn weinen und sich um ihn ängstigen, aber dem Verstoßenen Blumen auf den Weg streuen, dem Durstigen einen Labetrunk reichen, das kann sie nicht. Sie streckt die Hand nicht aus, um ihn vom Rande des Abgrundes zurückzureißen.

Gösta Berling hat kein Verlangen danach, seine Auserwählte in Seide zu kleiden oder mit Juwelen zu schmücken. Er läßt sie ihrer Gewohnheit gemäß mit ihren Besen von Hof zu Hof gehen; an dem Tage aber, wo er alle die vornehmen Männer und Frauen der Umgegend zu einem großen Gastmahl auf Ekeby versammelt, will er seine Verlobung veröffentlichen. Dann wird er sie aus der Küche hereinrufen, wie sie ist, mit Staub und Schmutz bedeckt, vielleicht die Kleider von den langen Wegen zerlumpt, vielleicht ungekämmt, mit irren Augen und einem unverständlichen Wortschwall auf den Lippen. Und er wird die Gäste fragen, ob er jetzt nicht eine passende Braut gewählt habe, ob der tolle Pfarrer nicht stolz sein könne auf seine schöne Auserwählte, auf ihr sanftes Madonnengesicht, auf ihre blauen schwärmerischen Augen?

Er wollte, daß vorher niemand etwas erfahren sollte; aber es gelang ihm nicht, das Geheimnis zu bewahren,

und zu denen, die etwas davon erfuhren, gehörte auch die junge Gräfin Dohna.

Aber was kann sie tun, um ihn in seinem Vorhaben zu hindern? Der Verlobungstag ist da, die Dämmerstunde ist angebrochen. Die Gräfin steht in dem blauen Kabinett am Fenster und schaut gen Norden. Es ist ihr fast, als sehe sie Ekeby vor sich, obwohl sie durch Tränen und Nebel hindurch nichts sehen kann. Aber vor ihr steht deutlich das große dreistöckige Haus mit seinen erhellten Fenstern; sie stellt sich vor, wie der Champagner eingeschenkt wird, wie die Hochrufe erschallen, und wie Gösta Berling seine Verlobung mit dem Besenmädchen verkündet.

Wenn sie ihm nun nahe wäre und ganz leise ihre Hand auf seinen Arm legte, oder wenn sie ihm nur einen freundlichen Blick zuwürfe, würde er da nicht vielleicht umwenden auf dem bösen Wege der Verstoßenen? Wenn ein Wort von ihr ihn zu diesem Schritte der Verzweiflung getrieben hat, könnte ihn da nicht am Ende ein Wort von ihr auch wieder zur Umkehr bewegen?

Sie schaudert, wenn sie daran denkt, welche Sünde er gegen das arme unglückliche Kind begehen will, gegen dieses bedauernswürdige Geschöpf, das nun verlockt wurde, ihn zu lieben, vielleicht nur zur Kurzweil eines einzigen Tages. Vielleicht auch — und da schaudert die Gräfin noch mehr vor der Sünde, die er an sich selbst zu begehen im Begriff ist — um sie als eine drückende Fessel an sein Leben zu schmieden, so daß seinem Geiste für immer die Kraft geraubt wäre, sich aufzuschwingen und die Höhe zu erreichen.

Und wenn sie alles bedachte, so war dies ihre Schuld. Sie hatte ihn mit ihrem verdammenden Wort auf den bösen Weg hinausgetrieben. Sie, die mit der Absicht gekommen war, Segen zu verbreiten und das Leid zu mildern, warum hatte sie noch einen weiteren Stachel in die Dornenkrone des Sünders geflochten?

Ja, nun weiß sie, was sie tun will. Sie will die schwarzen Pferde vor den Schlitten spannen lassen, will über den Löfven fahren, auf Ekeby in den Saal stürmen, gerade vor Gösta Berling hintreten und ihm sagen, daß sie ihn nicht verachte, daß sie nicht gewußt habe, was sie

sagte, als sie ihm damals die Türe wies... Ach nein, das konnte sie doch nicht tun, sie würde vor lauter Scham kein Wort herausbringen. Eine verheiratete Frau mußte sich in acht nehmen. Durch so etwas würde sie sich in aller Leute Mund bringen. Aber wenn sie es nicht täte, was würde dann aus Gösta werden?

Sie mußte es tun, sie mußte hinfahren.

Dann fällt ihr ein, daß die Fahrt unmöglich ist. In diesem Jahr kann kein Pferd mehr über den See hinüber. Das Eis schmilzt, es hat sich schon vom Ufer abgelöst. Schwankend und voller Risse liegt es auf dem Wasser — ein unheimlicher Anblick! Das Wasser quillt zwischen den Eisschollen hervor, an einigen Stellen hat es sich zu schwarzen Pfützen angesammelt, an anderen Stellen ist das Eis wieder blendend weiß; meistens jedoch ist es schmutziggrau von schmelzendem Schnee, und die Wege laufen wie lange schwarze Streifen über seine Fläche hin.

Wie kann sie nur daran denken, diese Fahrt zu wagen? Die alte Gräfin Märta, ihre Schwiegermutter, würde ihr so etwas nie erlauben. Sie muß den ganzen Abend neben ihr im Salon sitzen und die alten Hofgeschichten anhören, die das Entzücken der alten Dame sind.

Doch die Nacht kommt — ihr Mann ist verreist; nun ist sie frei.

Fahren kann sie nicht; sie wagt es nicht, die Dienstboten zu wecken, aber die Angst treibt sie aus dem Hause, sie kann nicht anders.

Mühselig sind die Wege, die die Menschen auf Erden wandern müssen.

Wüstenpfade, Sumpffade, Gebirgspfade!

Diesen nächtlichen Weg jedoch über das schmelzende Eis, womit soll ich ihn vergleichen? Ist es nicht ein Weg, den nur kleine Blumenengel gehen können, ein unsicherer, schwankender, schlüpfriger Weg, der Weg derer, die geschlagene Wunden heilen wollen, der Weg derer, die Unrecht wieder gut machen wollen, der Weg des leichten Fußes, des klugen Auges und des mutigen, liebevollen Herzens?

Mitternacht war vorüber, als die Gräfin das Ekebyer Ufer erreichte. Sie war auf dem Eis gefallen, war über breite Risse gesprungen, war über die Stellen hingeeilt,

wo das Wasser unter ihrem Fuß hervorquoll, sie war ausgeglitten, und hatte oftmals kriechen müssen.

Es war eine mühsame Wanderung gewesen; sie hatte unterwegs geweint. Sie war naß und müde geworden, und da draußen auf dem Eise hatten die Müdigkeit, die Einsamkeit und die Öde unheimliche Gedanken in ihr hervorgerufen.

Und gerade vor Ekeby hatte sie noch bis zu den Knöcheln im Wasser waten müssen, um das Ufer zu erreichen. Und als sie es endlich erreichte, da hatte sie aller Mut verlassen; sie wagte keinen Schritt mehr zu machen, setzte sich nur auf einen Stein und weinte vor Müdigkeit und Verlassenheit.

Schwere Wege wandern die Menschenkinder, und die kleinen Blumenengel sinken oft neben ihrem Korbe nieder, gerade wenn sie den Pfad erreicht haben, den sie mit Blumen bestreuen wollen.

Diese junge, vornehme Dame ist doch eine liebe kleine Heldin. In ihrem sonnigen Vaterlande war sie nie solche Wege gegangen. Wie wird sie jetzt, wo sie durchnäßt, müde, unglücklich am Rande dieses unheimlichen schrecklichen Sees sitzt, an die sanften, von Blumen eingefaßten Pfade ihres südlichen Vaterlandes denken!

Ach, für sie handelt es sich nicht mehr um Süden oder Norden! Sie steht mitten im Leben. Sie weint nicht aus Heimweh. Der kleine Blumenengel, die kleine Heldin weint! Ja, die Gräfin weint, weil sie so müde ist, daß sie den Weg, den sie mit Blumen bestreuen wollte, nicht erreichen kann. Sie weint, weil sie glaubt, daß sie zu spät gekommen sei.

Da kommen Leute hastig das Ufer entlang gelaufen. Sie eilen an ihr vorüber, ohne sie zu sehen, aber sie hört ihre Worte.

„Wenn der Damm weicht, ist die Schmiede verloren," sagen sie.

„Und die Mühle und die Werkstätten und das Haus des Schmiedes auch," fügt ein anderer hinzu.

Da kehrt ihr Mut zurück, sie steht auf und geht ihnen nach.

Die Schmiede und die Mühle von Ekeby lagen auf einer schmalen Landzunge, die der Björkseebach umbraust. Brausend und tosend kommt der Fluß dahergestürzt; er bildet oberhalb der Landzunge einen weißschäumenden Wasserfall, und um die bebaute Strecke vor dem Wasser zu schützen, hatte man damals einen gewaltigen Wogenbrecher aufgeführt. Aber der Damm war jetzt alt, und die Kavaliere regierten. Wohl führte sie ihr Weg zu Tanz und Spiel über die Hügel, aber keiner nahm sich Zeit, nachzusehen, wie der Strom und die Kälte und der Zahn der Zeit an dem alten Steindamm gearbeitet hatten.

Dann kommen die Frühlingsfluten, und der Damm fängt an nachzugeben.

Der Ekebyer Wasserfall wird vom Björkseebach gebildet, dessen Wogen wild brausend über eine gewaltige Felsentreppe herabstürzen. Es wird ihnen schwindlig von dem wilden Lauf, sie überschlagen sich und prallen aufeinander. Zornig fahren sie auf und bespritzen einander mit Schaum, fallen wieder über einen Stein oder einen Floßbalken, raffen sich wieder auf, um wieder zu fallen, wieder und immer wieder unter beständigem Schäumen, Zischen und Brüllen.

Und diese wilderregten Wogen, berauscht von der Lenzesluft, trunken von der neu gewonnenen Freiheit, laufen nun Sturm gegen die alten Steinmauern. Sie kommen zischend und keuchend heran, stürmen hoch hinauf und ziehen sich wieder zurück, als hätten sie die weißgelockten Köpfe angestoßen. Es ist ein regelrechter Sturm; sie benutzen große Eisschollen als Schilder, die Floßbalken als Mauerbrecher, sie stoßen, brechen, brausen gegen die arme Mauer, bis es plötzlich aussieht, als rufe ihnen jemand zu: Achtung! Ihr Wogen! Da stürzen sie zurück, und hinter ihnen drein kommt ein großer Stein, der sich vom Damm losgelöst hat und donnernd im Strom versinkt.

Es sieht aus, als habe sie dies verdutzt gemacht, sie bleiben stehen, sie jubeln, sie ratschlagen... und dann geht es wieder drauf los! Da sind sie wieder mit Eisschollen und Floßbalken, ausgelassen, unbarmherzig, wild und toll vor Zerstörungslust.

Wenn nur der Damm erst fort wäre — sagen die Wogen — wenn nur der Damm fort wäre, dann

käme die Reihe gar bald an die Schmiede und an die Mühle!

Jetzt ist der Tag der Freiheit gekommen... fort mit den Menschen und allem Menschenwerk! Sie haben uns mit Kohlen beschmutzt, sie haben uns mit Mehl bestäubt, sie haben uns ins Joch gespannt wie die Ochsen, sind mit uns im Kreis herumgefahren, haben uns eingesperrt und mit Schleusen gehemmt, uns gezwungen, die schweren Räder zu treiben und die klotzigen Floßbalken zu tragen. Aber jetzt werden wir die Freiheit zurückgewinnen.

Der Tag der Freiheit ist gekommen! Hört es, ihr Wogen im Björksee, hört es, ihr Brüder und Schwestern in Sumpf und Moor, in den Gebirgswassern und den Waldbächen! Kommt, kommt alle herbei! Stürzt euch herab in den Strom, kommt mit frischen Kräften, donnernd, zischend, bereit, das hundertjährige Joch zu zerbrechen! Kommt, kommt! Das Bollwerk der Tyrannei soll fallen! Verderben über Ekeby!

Und sie kommen. — Woge auf Woge stürzt sich über die Felsen herab, um mit dem Kopfe gegen den Damm zu rennen, um an dem großen Werke mitzuhelfen. Berauscht von der neuerrungenen Frühlingsfreiheit, einig und stark kommen sie heran, lösen Stein um Stein, Erdscholle um Erdscholle von dem wankenden Wellenbrecher.

Aber warum lassen denn die Menschen die wilden Wogen toben, ohne ihnen Widerstand zu leisten? Ist Ekeby ausgestorben?

Nein, es gibt dort Menschen, eine verwirrte, ratlose, hilflose Schar. Die Nacht ist dunkel, sie können einander nicht sehen, können ihren eigenen Weg nicht unterscheiden. Laut rauscht der Wasserfall, schrecklich dröhnten das berstende Eis und die aufeinanderstoßenden Balken, man kann sein eigenes Wort nicht hören. Der wilde Taumel, der die brüllenden Wogen beseelt, erfüllt auch das Gehirn der Menschen: sie haben keine Gedanken, keinen Verstand mehr.

Die Glocke auf dem Hofe ertönt. Wer Ohren hat zu hören, der höre! Wir hier unten an der Ekebyer Schmiede sind in der höchsten Not. Der Fluß ist über uns! Der Damm wankt, die Schmiede, die Mühle sind in Gefahr und mit ihnen unsere eigenen armseligen Wohnungen, die wir trotz ihrer Niedrigkeit lieben!

Die Wogen meinen wohl, die Glocke solle ihre Freunde herbeirufen, denn kein Mensch zeigt sich. Aber drinnen in den Wäldern und Sümpfen entsteht ein geschäftiges Treiben. „Zu Hilfe! Zu Hilfe!" ruft das Glockengeläute. „Nach hundertjähriger Sklaverei haben wir uns endlich freigemacht. Kommt, kommt!" rauschen die Wogen. Die brausenden Wasser und die schallende Glocke singen Ekebys Ehre und Glanz den Grabgesang.

Und indessen wird ein Bote um den anderen ins Herrenhaus zu den Kavalieren geschickt.

Sind die wohl in der Laune, an Mühle und Schmiede zu denken? Über hundert Gäste sind in Ekebys weiten Sälen versammelt. Das Besenmädchen wartet in der Küche. Der aufregende Augenblick der Überraschung ist gekommen. Der Champagner perlt in den Gläsern, Patron Julius erhebt sich, um die Festrede zu halten. Alle die alten Abenteurer auf Ekeby freuen sich auf die versteinernde Verwunderung, die sich der ganzen Versammlung bemächtigen wird.

Draußen auf dem Eise des Löfven geht die junge Gräfin Dohna einen unheimlichen, lebensgefährlichen Weg, um Gösta Berling ein Wort der Warnung ins Ohr flüstern zu können. Drunten am Wasserfall laufen die Wogen Sturm gegen Ekebys Macht und Ehre, aber in den weiten Sälen herrscht nur Frohsinn und gespannte Erwartung, Wachskerzen strahlen, und der Wein fließt in Strömen. Da drinnen denkt niemand an das, was draußen in der dunkeln, stürmischen Frühlingsnacht vorgeht.

Jetzt ist der Augenblick da. Gösta steht auf und geht hinaus, um seine Braut zu holen. Er muß durch den Flur gehen, dessen große Tür weit offen ist, er bleibt stehen, er schaut in die kohlschwarze Nacht hinaus... und er hört, er hört.

Er hört das Läuten der Glocke, er hört den Gießbach rauschen. Er hört das Krachen berstenden Eises, den Lärm zersplitternder Balken, hört den rauschenden, donnernden, siegesgewissen Freiheitsgesang der aufrührerischen Wogen.

Da vergißt er alles andere und stürzt hinaus in die Nacht. Seinetwegen können sie da drinnen mit den erhobenen Gläsern warten bis zum Jüngsten Tag, er küm-

mert sich nicht mehr um sie. Die Braut kann warten, Patron Julius' Rede muß ungesprochen bleiben. Heute werden keine Ringe gewechselt, die glänzende Versammlung wird nicht dastehen, starr vor Erstaunen.

Jetzt wehe euch, ihr aufrührerischen Wogen, jetzt gilt es wirklich, für die Freiheit zu kämpfen! Nun ist Gösta Berling unten beim Wasserfall angelangt, nun haben die Leute einen Anführer, nun fassen die erschrockenen Herzen wieder Mut, nun steigen die Verteidiger auf die Mauern, nun beginnt ein furchtbarer Kampf.

Hört, wie er den Leuten zuruft, ihnen befiehlt, sie zur Tätigkeit anspornt!

„Licht müssen wir haben, vor allen Dingen Licht! Hier genügt die Hornlaterne des Müllers nicht! Nehmt die Reisigbündel dort, tragt sie auf den Abhang und zündet sie an! Das ist eine Arbeit für die Frauen und Kinder! Nur schnell! Errichtet einen großen Scheiterhaufen und zündet ihn an! Er wird uns bei der Arbeit leuchten, er wird weithin sichtbar sein und Hilfe herbeirufen. Und laßt ihn nicht erlöschen! Holt Stroh und Reisig herbei, damit helle Flammen auflodern!

Hierher, ihr Männer, hier ist Arbeit für euch! Hier sind Balken und Bretter. Schlagt einen Notdamm zusammen, den wir vor der wankenden Mauer hinabsenken können! Schnell, schnell ans Werk, macht den Damm fest und schafft Steine und Sandsäcke herbei und haltet sie bereit, um das Gerüst damit zu beschweren, wenn wir es hinabsenken! Schnell, schwingt eure Arte, laßt die Hammerschläge dröhnen, die Bohrer sich ins Holz beißen, die Säge in den trockenen Brettern kreischen!

Und wo sind die Jungen? Herbei, herbei, ihr wilden Taugenichtse! Verschafft euch Stangen und Bootshaken und kommt hierher, kommt mitten ins Kampfgewühl herein! Auf den Damm hinaus mit euch, ihr Buben, mitten in die zischenden, schäumenden Wogen hinein, die uns mit weißem Gischt überspritzen! Wehrt sie ab, schwächt sie, schlagt sie zurück diese Angriffe, die die Mauern zum Wanken bringen wollen! Stoßt Balken und Eisklötze hinein, werft euch selbst hinein, wenn alles andere nichts helfen will; haltet die losgelösten Steine mit euren eigenen Händen fest, beißt hinein, umklammert

sie wie mit eisernen Krallen! Kämpft, ihr Jungen, ihr Taugenichtse, ihr Wildfänge! Hinaus auf den Damm mit euch! Wir müssen um jeden Zollbreit Erde kämpfen!"

Gösta selbst stellte sich auf den äußersten Rand des Dammes; er steht dort, von Schaum über und über bespritzt; der Grund schwankt unter seinen Füßen, die Wogen donnern und toben; sein wildes Herz aber freut sich der Gefahr, der Unruhe, des Kampfs. Er lacht, er scherzt mit den Jungen auf dem Wall um ihn her; noch nie hat er eine lustigere Nacht erlebt.

Das Rettungswerk schreitet schnell vorwärts, die Flammen lodern hell in die Nacht hinein, die Äxte der Zimmerleute dröhnen — und der Damm hält.

Auch die übrigen Kavaliere und die hundert Gäste sind jetzt beim Wasserfall angekommen. Von nah und fern kommen die Leute herbeigestürzt; alles arbeitet — am Feuer, am Notdamm, an den Sandsäcken, auf dem wankenden, schwankenden Damm.

So, jetzt haben die Zimmerleute den Notdamm fertig, nun soll er dicht vor dem schwankenden Wellenbrecher hinabgelassen werden. Haltet Steine und Sandsäcke, Bootshaken und Stricke bereit, damit er nicht fortgerissen werden kann, damit die Menschen den Sieg davontragen und die unterjochten Wogen wieder zu Sklaven werden!

Da, kurz vor dem entscheidenden Augenblicke, fällt Göstas Blick auf eine weibliche Gestalt, die auf einem Stein am Flußufer sitzt. Die Flammen des Scheiterhaufens beleuchten die in die Wogen Starrende; er kann sie durch den Nebel und Schaum hindurch nicht deutlich sehen, aber wieder und wieder kehrt sein Auge zu ihr zurück. Immer wieder muß er sie ansehen. Es ist ihm, als habe diese Frau gerade ihm etwas Bestimmtes zu sagen.

Unter allen den Hunderten, die am Flußufer schaffen und arbeiten, ist sie die einzige, die müßig ist, und zu ihr müssen seine Blicke immer wieder zurückkehren; er sieht nur sie allein.

Sie sitzt so dicht am Wasser, daß die Wellen gegen ihre Füße schlagen und sie mit Schaum bespritzen. Sie muß ganz durchnäßt sein. Sie ist dunkel gekleidet, hat

ein schwarzes Tuch um den Kopf; zusammengekauert sitzt sie da, stützt das Kinn in die Hand und hält den Blick unverwandt auf Gösta gerichtet, der dort auf dem Wellenbrecher steht. Er fühlt, wie dieser starre Blick ihn lockt und zieht, obgleich er nicht einmal ihr Gesicht zu erkennen vermag; er denkt an nichts anderes mehr als an das Weib, das da am Rande der weißen Wogen sitzt.

„Es ist die Nixe des Löfven, die aus dem Flusse herausgestiegen ist, um mich ins Unglück zu locken," denkt er. „Sie sitzt da und lockt und lockt — ich muß sie wegjagen."

Es ist ihm, als seien alle diese Wogen mit den weißen Köpfen die Heerscharen der schwarzen Frau; sie hat sie aufgestachelt, sie hat sie zum Angriff gegen ihn geführt.

„Ich muß sie wahrhaftig fortjagen!" sagt er.

Er ergreift einen Bootshaken, springt ans Land und eilt auf die Frauengestalt zu.

Er verläßt seinen Platz am äußersten Rand des Wellenbrechers, um die Nixe zu verjagen. In diesem Augenblick der höchsten Erregung war es ihm, als ob die bösen Mächte der Tiefe mit ihm kämpften. Er wußte selbst nicht, was er eigentlich dachte, was er glaubte; er fühlte nur, daß er die schwarze Gestalt von dem Stein am Flußufer wegjagen müsse.

Ach, Gösta, warum steht dein Platz leer im entscheidenden Augenblick? Jetzt kommen sie mit dem Notdamm; die Männer stellen sich in einer langen Reihe auf dem Wellenbrecher auf, sie haben Stricke, Steine und Sandsäcke bereit, um ihn zu beschweren und ihn festzuhalten, sie stehen bereit, sie warten, sie lauschen. Wo ist der Anführer? Läßt sich jetzt die Stimme, die befehlen soll, nicht vernehmen?

Nein, Gösta Berling jagt der Nixe nach, seine Stimme ertönt nicht, sein Befehl führt die Leute nicht mehr.

Da muß der Notdamm ohne ihn hinabgesenkt werden. Die Wogen weichen zurück, er stürzt in die Tiefe und Steine und Sandsäcke ihm nach. Aber wie könnte ein solches Werk ohne einen Anführer vollbracht werden? Vorsicht und Ordnung fehlen. Die Wogen stürmen wieder heran, mit erneuter Wut brechen sie sich an diesem

neuen Hindernis, sie wälzen die Sandsäcke weg, reißen die Stricke entzwei, spülen die Steine fort; und es glückt ihnen, es glückt ihnen! Hohnlachend, jubelnd heben sie das ganze Gerüste auf starke Schultern, reißen und ziehen an ihm — jetzt ist es in ihrer Gewalt. Fort mit dem erbärmlichen Verteidigungswerk, hinein in den Löfven mit ihm! Und dann geht es aufs neue gegen den wankenden hilflosen Steindamm.

Aber Gösta Berling macht Jagd auf die Nixe. Sie sieht ihn mit hoch erhobenem Bootshaken auf sich zukommen, und sie erschrickt. Es sieht einen Augenblick aus, als wolle sie sich ins Wasser stürzen, doch sie besinnt sich und flüchtet ans Land.

„Nixe!" ruft Gösta Berling und schwingt den Bootshaken über ihr. Sie eilt ins Erlengebüsch am Ufer, drückt sich ins dichte Gesträuch und bleibt dort stehen.

Da wirft Gösta den Bootshaken weg, tritt zu ihr und legt ihr die Hand auf die Schulter.

„Ihr seid heute spät draußen, Gräfin Elisabet," sagt er.

„Laßt mich, Herr Berling, laßt mich nach Hause gehen!"

Er gehorcht sogleich und wendet sich von ihr ab.

Da sie aber nicht nur eine vornehme Dame, sondern auch ein gutherziges Weib ist, das den Gedanken, einen Menschen zur Verzweiflung gebracht zu haben, nicht aushalten kann, da sie auch ein kleiner Blumenengel ist, der immer Rosen genug in seinem Korb hat, um den ödesten Weg damit zu schmücken, bereut sie ihre Worte schnell: sie geht ihm nach und ergreift seine Hand.

„Ich kam," stammelte sie, „ich kam, um... o Herr Berling, Ihr habt es doch nicht getan! Sagt mir, daß Ihr es nicht getan habt... Ich war so erschrocken, als Ihr mir nachlieft, und doch kam ich nur, um Euch zu treffen. Ich wollte Euch bitten, nicht mehr daran zu denken, was ich neulich gesagt habe, und wieder wie sonst zu uns nach Borg zu kommen."

„Wie seid Ihr hierhergekommen, Frau Gräfin?"

Sie lacht erregt.

„Ich wußte wohl, daß ich zu spät kommen würde, aber ich wollte niemand sagen, daß ich hierherging, und

über den See kann man, wie Ihr wißt, nicht mehr fahren."

„Seid Ihr über den See zu Fuß gegangen?"

„Ja freilich. Aber, Herr Berling, sagt mir nun alles. Seid Ihr verlobt? Ach, ich möchte so gern, daß es nicht der Fall wäre, das werdet Ihr verstehen. Glaubt mir, es ist ein großes Unrecht; und ich habe das Gefühl, daß ich schuld daran sei. Ihr hättet Euch meine Worte nicht so sehr zu Herzen nehmen sollen. Ich bin eine Fremde, die die Sitten und Gebräuche des Landes nicht kennt. Es ist so leer auf Borg, seit Ihr uns nicht mehr besucht, Herr Berling."

Gösta Berling steht auf dem sumpfigen Boden zwischen dem nassen Erlengestrüpp, und doch ist ihm, als lasse jemand Rosen auf ihn herabregnen. Er watet bis an die Knie in Rosen, sie leuchten ihm aus dem Dunkel entgegen, er saugt gierig ihren Duft ein.

„Ist es wirklich geschehen?" fragt sie wieder.

Er muß sich entschließen, ihr zu antworten, um ihrer Angst ein Ende zu machen, obgleich er eine so große Freude darüber empfindet. Es wird ihm so warm und wonnig ums Herz, wenn er bedenkt, welchen Weg sie gemacht hat, wie durchnäßt sie ist, wie verfroren, wie ängstlich sie sein muß, und wie verweint ihre Stimme klingt.

„Nein," sagt er, „ich bin nicht verlobt."

Da ergreift sie noch einmal seine Hand und drückt sie innig.

„Ich bin so froh, so froh," sagte sie, und ihre bisher von Angst zusammengeschnürte Brust erbebt jetzt in heftigem Schluchzen.

Nun ist der Weg des Poeten ganz mit Blumen bestreut; alles Finstre, alles Böse, aller Haß verschwindet aus seinem Herzen.

„Wie gut Ihr seid, wie gut!" flüstert er.

Dicht neben ihm laufen die Wogen Sturm auf Ekebys Ehre und Glanz. Jetzt haben die Leute keinen Führer mehr, niemand, der ihnen Mut und Hoffnung einflößt; jetzt stürzt der Wellenbrecher, die Wogen schlagen über ihm zusammen und wälzen sich siegesgewiß nach der Landzunge, wo die Schmiede und die Mühle stehen. Nie-

mand macht noch einen Versuch, den Wassern Widerstand zu leisten, niemand denkt an etwas anderes, als sein Leben und sein Hab und Gut zu retten.

Die beiden jungen Menschen finden es ganz selbstverständlich, daß Gösta die Gräfin nach Hause begleitet; er kann sie doch nicht allein lassen in der dunkeln Nacht, kann sie nicht noch einmal allein über die schmelzende Eisdecke wandern lassen. Es fällt ihnen gar nicht ein, daß er eigentlich an der Schmiede sein müßte; sie sind so glücklich darüber, daß die Freundschaft zwischen ihnen wieder hergestellt ist.

Nun liegt es recht nahe, zu glauben, daß diese jungen Menschen von warmer Liebe füreinander erfüllt seien, aber wer kann das sicher wissen? In einzelnen abgerissenen Stücken ist das strahlende Märchen ihres Lebens zu mir gedrungen. Von dem, was im tiefsten Innern ihrer Seele vorging, weiß ich nichts, so viel wie nichts. Was kann ich also von den Beweggründen ihrer Handlungen berichten? Ich weiß nur, daß in jener Nacht ein schönes, junges Weib sein Leben, seine Ehre, seinen Ruf, seine Gesundheit aufs Spiel setzte, um einen armen Verlorenen wieder auf den rechten Weg zurückzuführen. Ich weiß nur, daß in jener Nacht Gösta Berling die Macht und den Glanz des geliebten Hofes preisgab, um sie, die um seinetwillen die Furcht vor dem Tode, vor der Schande und vor der Strafe überwunden hatte, nach Hause zu begleiten.

Oft habe ich die beiden in jener schrecklichen Nacht, die doch für sie so gut endete, in Gedanken über das Eis begleitet. Ich glaube nicht, daß sich in ihren Seelen etwas Verstecktes oder etwas Verbotenes fand, das gerade jetzt unterdrückt und erstickt werden mußte, während sie über den See wanderten und munter von allem plauderten, was in der Zeit ihrer Trennung vorgefallen war.

Er ist wieder ihr Sklave, ihr Page, der zu ihren Füßen liegt, und sie ist seine Dame.

Sie sind nur froh, nur glücklich. Keines sagt ein Wort, das auf Liebe schließen ließe.

Lachend waten sie durch das Wasser am Ufer. Sie lachen, wenn sie den Weg finden, sie lachen, wenn sie

ihn verlieren, wenn sie ausgleiten, wenn sie fallen, wenn sie wieder aufstehen — immer lachen sie.

Es ist wieder zum fröhlichen Spiel geworden, das herrliche Leben, und sie sind Kinder, die unartig gewesen waren und sich gezankt hatten. Ach, wie schön ist es, wieder versöhnt zu sein und wieder miteinander spielen zu können!

Gerüchte entstanden und verbreiteten sich. Nach einiger Zeit drang die Erzählung von der nächtlichen Wanderung der Gräfin auch zu Anna Stjärnhök.

„Jetzt sehe ich, daß Gottes Bogen mehr als eine Sehne hat," sagte sie. „Ich werde mein Herz zur Ruhe bringen und bleiben, wo man meiner bedarf. Gott kann auch ohne meine Hilfe einen Mann aus Gösta Berling machen."

3

Die Buße

Liebe Freunde, wenn es geschehen sollte, daß ihr auf eurem Wege einem armen unglücklichen Geschöpf begegnet, einem traurigen Wesen, dem der Hut auf dem Rücken hängt, und das die Schuhe in der Hand trägt, um keinen Schutz gegen den Sonnenbrand oder gegen die Steine des Weges zu haben, einem verteidigungslosen Menschen, der aus freiem Willen alles Unglück auf sein Haupt herabruft, dann geht mit stiller Scheu an ihm vorüber. Es ist ein Büßer, versteht ihr, ein Büßer auf der Pilgerfahrt nach dem heiligen Grabe.

Der Büßer muß eine Kutte tragen und von Wasser und Brot leben, und wäre er auch ein König. Er muß zu Fuß gehen und darf nicht fahren. Er muß betteln und darf nichts besitzen. Er muß auf Disteln schlafen und auf den Knien über die harten Grabsteine rutschen. Er muß die geknotete Geißel auf seinen Rücken fallen lassen. Er darf nur im Leiden Genuß, nur im Kummer Freude empfinden.

Die junge Gräfin Elisabet gehörte auch einst zu denen, die die Kutte trugen und die dornenvollen Pfade wandelten. Ihr Herz klagte sie der Sünde an. Es verlangte

nach Schmerz wie der Müde nach einem warmen Bade. Schweres Unheil brachte sie über sich, während sie jubelnd in die Nacht der Leiden hinabstieg.

Ihr Gatte, der junge Graf mit dem Greisenhaupt, kehrte am Morgen nach der Nacht, in der die Frühlingsfluten die Ekebyer Schmiede und Mühle überschwemmten, nach Hause zurück. Er war kaum angelangt, als Gräfin Märta ihn zu sich rufen ließ und ihm gar seltsame Dinge erzählte.

„Deine Frau ist heute nacht aus gewesen, Henrik. Sie war mehrere Stunden lang fort und kam in Begleitung eines Mannes zurück. Ich hörte, wie er ihr gute Nacht sagte. Ich weiß auch, wer es war. Ich hörte deine Frau fortgehen und wiederkommen, obgleich es wohl nicht ihre Absicht war, daß ich es wüßte. Sie betrügt dich, Henrik. Ja, sie hintergeht dich, das scheinheilige Geschöpf, das an alle Fenster Filetgardinen hängt, nur um mich zu ärgern. Sie hat dich nie geliebt, mein armer Junge. Ihr Vater wollte sie nur mit einem reichen Manne verheiratet sehen. Sie nahm dich nur, um versorgt zu sein."

Gräfin Märta wußte die Sache so hinzustellen, daß der Graf ganz außer sich geriet. Er wollte sich scheiden lassen. Er wollte seine Frau zu ihrem Vater zurückschicken.

„Nein, mein Sohn," sagte die Gräfin, „auf diese Weise würde sie erst recht ganz zugrunde gerichtet. Sie ist verwöhnt und schlecht erzogen. Aber überlaß sie mir, ich werde sie auf den Weg der Pflicht zurückführen."

Da ließ der Graf seine Frau rufen und erklärte ihr, daß sie fortan unter der Aufsicht seiner Mutter stehe.

Ach, welch eine Szene! Ein jammerwürdigerer Auftritt als der nun folgende hat sich wohl nie in diesem dem Unglück geweihten Hause abgespielt!

Viele böse Worte ließ der junge Ehemann seine Frau hören. Er hob die Hände gen Himmel und klagte Gott an, daß er zugelassen habe, daß ein schamloses Weib seinen Namen durch den Schmutz ziehe. Er hielt seiner Frau die geballte Faust vors Gesicht und fragte sie, welche Strafe für ein solches Verbrechen wie das ihre groß genug sei?

Sie fürchtete sich gar nicht vor ihrem Manne. Sie

glaubte noch immer, daß sie recht gehandelt habe. Sie sagte, sie habe schon einen schrecklichen Schnupfen bekommen, das sei wohl Strafe genug.

„Elisabet," sagt die Gräfin Märta, „dies ist nichts zum Scherzen."

„Wir beide," erwidert die junge Gräfin, „haben uns nie darüber einigen können, wann die richtige Zeit zum Scherzen sei."

„Aber du mußt doch verstehen, Elisabet, daß keine ehrbare Frau mitten in der Nacht ihr Haus verläßt, um mit einem berüchtigten Abenteurer umherzustreifen."

Da erkannte Elisabet Dohna, daß ihre Schwiegermutter ihr Verderben beschlossen hatte, und daß sie aufs äußerste kämpfen müsse, wenn es dieser Frau nicht gelingen sollte, fürchterliches Unglück über sie zu bringen.

„Henrik," bat sie, „laß deine Mutter nicht zwischen uns treten. Ich will dir erzählen, wie sich alles zugetragen hat. Du bist gerecht, du wirst mich nicht ungehört verdammen. Ich will dir alles sagen, und du wirst sehen, daß ich nur so gehandelt habe, wie du es mich gelehrt hast."

Der Graf nickte schweigend zum Zeichen seiner Einwilligung, und Gräfin Elisabet erzählte nun, wie sie dazu gekommen war, Gösta Berling auf den Weg des Bösen zu treiben. Sie erzählte alles, was in dem blauen Kabinett vorgegangen war, und wie ihr Gewissen sie getrieben habe, den zu retten, dem sie unrecht getan hatte. „Denn ich war ja nicht berechtigt gewesen, ihn zu verurteilen," sagte sie, „und mein Mann hat mich selbst gelehrt, daß uns kein Opfer zu groß sein dürfe, wenn es sich darum handle, ein Unrecht wieder gut zu machen, nicht wahr, Henrik?"

Der Graf wandte sich an seine Mutter.

„Was sagst du dazu, Mutter?" fragte er.

Sein kleiner Körper war jetzt ganz steif vor Würde, und seine hohe, schmale Stirne war in majestätische Falten gelegt.

„Ich," sagte die Gräfin Märta, „ich sage, daß Anna Stjärnhök ein kluges Mädchen ist, und daß sie wohl wußte, was sie tat, als sie Elisabet diese Geschichte erzählte."

„Es beliebt meiner Mutter, mich mißzuverstehen," sagte der Graf. „Ich frage dich, wie es sich mit dieser Geschichte verhält? Hat die Gräfin Märta Dohna wirklich versucht, ihre Tochter, meine Schwester Ebba, zu einer Ehe mit einem abgesetzten Pfarrer zu überreden?"

Gräfin Märta schwieg einen Augenblick. Ach, dieser Henrik war doch zu dumm! Jetzt jagte er einer ganz falschen Spur nach. Ihr Jagdhund verfolgte ja den Jäger selbst und ließ den Hasen laufen. Aber wenn Märta Dohna auch einen Augenblick um eine Antwort verlegen gewesen war, sie besann sich schnell.

„Lieber Freund," sagte sie mit einem Achselzucken, „wir haben guten Grund, alle diese alten Geschichten von dem unglücklichen Manne ruhen zu lassen, und aus demselben Grunde bitte ich dich jetzt auch, allen öffentlichen Skandal zu vermeiden. Es ist nämlich höchst wahrscheinlich, daß er in dieser Nacht ums Leben gekommen ist."

Sie sprach es in einem sanften, teilnehmenden Ton; aber es war kein wahres Wort an ihrer Rede.

„Elisabet hat heute lange geschlafen und deshalb nicht gehört, daß schon rings um den See Leute ausgesandt worden sind, um Herrn Berling zu suchen. Er ist nicht nach Ekeby zurückgekehrt, und man fürchtet, daß er ertrunken sei. Das Eis ist heute morgen aufgegangen. Sieh, der Sturm hat es in tausend Stücke zersplittert."

Gräfin Elisabet schaute hinaus; der See war beinahe eisfrei.

Da schämte sie sich über sich selbst. Sie hatte sich Gottes Gerechtigkeit entziehen wollen. Sie hatte gelogen und geheuchelt; sie hatte sich in den weißen Mantel der Unschuld gehüllt.

In ihrer Verzweiflung warf sie sich vor ihrem Gatten nieder, und das Bekenntnis drang unaufhaltsam über ihre Lippen.

„Richte mich, verstoße mich! Ich hab ihn geliebt. Zweifle nicht daran, daß ich ihn geliebt habe! Ich zerraufe mir das Haar, zerreiße meine Kleider vor Schmerz. Alles ist mir jetzt gleichgültig, wo er tot ist. Ich mache mir nichts mehr daraus, mich zu verteidigen. Du sollst die ganze Wahrheit erfahren. Ich habe mein Herz von

meinem Manne gewandt und es einem Fremden geschenkt. Ach, ich bin eine Verworfene, ich bin eine von denen, die sich zu verbotener Liebe haben hinreißen lassen!"

Du junges verzweifeltes Weib! Winde dich zu den Füßen deiner Richter und sag ihnen alles! Willkommen Märtyrertum! Willkommen Schande, willkommen! Ach, wie kannst du nur den Himmel zwingen, seinen Blitzstrahl auf dein junges Haupt herabzuschleudern? Sag deinem Gatten, wie du erschrakst, als die Leidenschaft dich heftig und unwiderstehlich ergriff, und wie du vor der Schlechtigkeit deines Herzens zurückschaudertest. Du wärest ja lieber den Gespenstern auf dem Kirchhof entgegengetreten als den Dämonen in deiner eigenen Brust.

Sag ihnen, wie du dich von Gottes Angesicht verbannt, dich unwürdig gefühlt hast, auf Erden zu wandeln. In Gebet und Tränen hast du gekämpft. „O Gott, rette mich! O du Sohn Gottes, der du die Teufel ausgetrieben hast, rette mich!" hast du gebetet.

Sag ihnen, daß du glaubtest, es sei am besten, alles zu verschweigen. Niemand sollte deine Schlechtigkeit kennen lernen. Daß du meintest, es sei Gott wohlgefällig, so zu handeln. Du glaubtest auch, auf Gottes Wegen zu wandeln, als du den Mann, den du liebtest, retten wolltest. Er ahnte nichts von deiner Liebe. Er sollte nicht deinetwegen verloren gehen. Wußtest du, was recht und was unrecht war? Gott allein wußte es, und er hat dich gerichtet. Er hat den Abgott deines Herzens geschlagen. Er hat dich auf die breite Straße der Rettung, auf den Weg der Buße geführt.

Sag ihnen, du wissest wohl, daß in der Verheimlichung keine Erlösung zu finden sei. Die Dämonen lieben die Finsternis. Die Hände deiner Richter möchten nur nach der Geißel greifen! Die Strafe werde wie lindernder Balsam auf die Wunden der Sünde fallen. Dein Herz sehne sich nach Leiden.

Sag ihnen das alles, während du vor ihnen auf den Knien liegst und die Hände ringst in heftigem Schmerze, während du die Worte in dem irren Tone der Verzweiflung hervorstößt und den Gedanken an Schande

und Strafe mit schrillem Lachen begrüßt, bis endlich dein Mann dich ergreift und vom Boden aufzieht.

„Betrage dich so, wie es einer Gräfin Dohna geziemt, oder ich muß meine Mutter bitten, dich wie ein Kind zu züchtigen."

„Mache mit mir, was du willst."

Da sprach ihr der Graf das Urteil.

„Meine Mutter hat für dich gebeten," sagte er, „deshalb darfst du auch ferner in meinem Hause bleiben. Aber von jetzt an wird sie befehlen, und du wirst gehorchen."

* *
*

Seht den Weg der Buße! Die junge Gräfin ist die geringste unter den Mägden geworden. Wie lange, ach, wie lange!

Wie lange soll ein stolzes Herz sich beugen? Wie lange sollen ungeduldige Lippen schweigen und eine heftige Hand sich zurückhalten?

Süß ist das Elend der Demütigung. Während der Rücken von harter Arbeit schmerzt, ist das Herz still. Wer nur kurze Stunden auf einem harten Strohlager schlafen darf, zu dem kommt der Schlaf ungerufen.

Mag die ältere Frau sich immerhin in einen bösen Geist verwandeln, um die junge ordentlich plagen zu können; diese dankt ihr doch als ihrer Wohltäterin. Noch ist das Böse in ihr nicht erstorben. Jage die todmüde jeden Morgen um vier aus dem Schlafe auf! Gib der ungeübten Arbeiterin eine übergroße Aufgabe an dem schweren Webstuhl! Das ist gut. Die Büßerin hätte vielleicht nicht Kraft genug, um die Geißel selbst genügend stark zu schwingen.

Als die große Frühjahrswäsche gehalten wird, stellt Gräfin Märta sie an den Zuber im Waschhaus, und sie kommt selbst, um nachzusehen, wie die Armste diese Arbeit verrichtet.

„Das Wasser ist zu kalt in deinem Zuber," sagt sie, schöpft siedendes Wasser aus einem Kessel und gießt es ihrer Schwiegertochter über die bloßen Arme.

Als die Wäscherinnen die Wäsche drunten am See

spülen, ist es sehr kalt. Regenschauer kommen dahergezogen und übergießen sie mit Schnee und Regen. Triefend naß und schwer wie Blei werden die Kleider der Wäscherinnen. Die Arbeit mit dem Waschholz ist sehr mühsam; das Blut springt der jungen Frau unter den feinen Nägeln hervor.

Aber Gräfin Elisabet klagt nicht. Gelobt sei Gottes Gnade! Wo findet der Büßer eine Erquickung als im Leiden? Die Stacheln der Geißel fallen so weich auf den Rücken als wären es Rosenblätter.

Die junge Frau erfährt bald, daß Gösta Berling lebt. Die Alte hat ihr nur mit List das Bekenntnis entlocken wollen. Aber was tut es? Seht Gottes Wege! Seht Gottes Regiment! Er hat die Sünderin auf den Weg der Versöhnung geleitet.

Nur eins beängstigt sie. Wie wird es ihrer Schwiegermutter gehen, deren Herz Gott um ihretwillen verhärtet hat? Ach, er wird sie milde richten! Sie mußte ja böse sein, um der Sünderin zu helfen, Gottes Liebe wiederzugewinnen.

Sie wußte nicht, wie oft eine Seele, die alle andere Wollust gekostet hat, zuletzt einen wirklichen Genuß in der Grausamkeit findet. Wenn die unduldsame, verfinsterte Seele Schmeicheleien, Liebkosungen, den Rausch des Tanzes und die Aufregung des Spiels entbehren muß, taucht sie nieder in ihre dunkelste Tiefe und holt die Grausamkeit hervor. In der Tier- und Menschenquälerei findet sich noch ein Kitzel für die erschlafften Gefühle.

Die Alte ist sich nichts Böses bewußt. Sie glaubt nur eine leichtsinnige Gattin zu züchtigen; sie liegt nachts oft stundenlang wach und denkt sich neue Quälereien aus.

Eines Abends muß die Gräfin sie auf ihrer Runde durchs Haus begleiten und ihr leuchten. Die junge Gräfin trägt die Kerze ohne Leuchter in der Hand.

„Das Licht ist heruntergebrannt," sagt sie.

„Wenn die Kerze heruntergebrannt ist, dann laß den Leuchter brennen," erwidert die Gräfin Märta.

Und sie gehen weiter, bis der qualmende Docht in der verbrannten Hand erlischt.

Aber dies sind nur Kleinigkeiten. Es gibt eine Seelenqual, die alle körperliche Pein übersteigt. Gräfin Märta

gibt eine Gesellschaft und läßt die Hausfrau an ihrem eigenen Tische die Gäste bedienen.

Seht, dies ist der große Tag der Büßerin! Fremde Menschen werden sie in ihrer Erniedrigung sehen. Sie werden sehen, daß sie nicht mehr würdig ist, am Tische ihres Mannes zu sitzen. Und mit welchem Hohn werden die kalten Blicke auf ihr ruhen! Und doch kommt es noch schlimmer, dreimal schlimmer! Nicht ein Blick begegnet dem ihren. Alle Gäste, Herren und Frauen, sitzen stumm und trübselig am Tisch.

Das brennt sie wie glühende Kohlen. Ist denn ihre Sünde gar so schrecklich? Ist es eine Schande, in ihrer Nähe zu sein?

Dann kommt die Versuchung. Seht! Anna Stjärnhök, ihre einstige Freundin, und der Munkeruder Amtmann, Annas Tischnachbar, halten sie fest, als sie zu ihnen kommt. Sie nehmen ihr die Bratenschüssel aus der Hand, schieben ihr einen Stuhl hin und wollen sie nicht gehen lassen.

„Setz dich zu uns, Kind," sagt der Amtmann. „Du hast nichts Böses getan."

Und wie aus einem Munde erklären nun alle Gäste, daß sie sogleich gehen würden, wenn sie sich nicht zu ihnen setze. Sie seien keine Henkersknechte und nicht die Bedienten der Gräfin Märta. Sie ließen sich nicht so leicht betrügen wie gräfliche Schafsköpfe.

„O ihr guten Herren! O ihr geliebten Freunde! Seid nicht so unbarmherzig. Ihr zwingt mich, meine Sünde selber auszuposaunen. Ich habe einen anderen zu lieb gehabt."

„Kind, du weißt ja gar nicht, was Sünde ist. Du weißt nicht, wie unschuldig du bist. Gösta Berling wußte ja nicht einmal, daß du ihn lieb hattest. Nimm jetzt wieder deinen Platz in deinem Hause ein. Du hast nichts Böses getan."

Für eine Weile flößen sie ihr Mut ein, und sie sind selbst plötzlich so fröhlich wie die Kinder. Scherzen und Lachen ertönen rings im Kreise.

Die heißblütigen, leichtgerührten Menschen sind so gut; und doch sind sie vom Versucher ausgesandt. Sie wollen ihr weismachen, daß sie eine Märtyrerin sei; sie spotten

offen über Gräfin Märta und nennen sie eine alte Hexe. Aber sie verstehen eben den wirklichen Sachverhalt nicht. Sie wissen nicht, wie die Seele sich nach Reinheit sehnt, nicht, wie der Büßer von dem eigenen Herzen gezwungen wird, sich der Glut der Sonne und den Steinen des Weges auszusetzen.

Bisweilen zwingt Gräfin Märta ihre Schwiegertochter, den ganzen Tag am Stickrahmen zu sitzen, und dann erzählt sie ihr endlose Geschichten von Gösta Berling, dem Pfarrer und Abenteurer. Wenn ihr Gedächtnis nicht ausreicht, dann dichtet sie selbst neue Geschichten dazu und sorgt nur dafür, daß sein Name den ganzen Tag hindurch der jungen Frau in den Ohren klingt. Davor fürchtet sich Gräfin Elisabet am meisten. An solchen Tagen erkennt sie, daß ihre Buße nie ein Ende nehmen wird. Ihre Liebe will nicht sterben. Sie glaubt, daß eher sie selbst sterben wird als ihre Liebe. Die Kräfte ihres Körpers sind allmählich erschöpft. Sie fühlt sich oft sehr krank.

„Nun, warum zögert dein Held?" fragt die Gräfin Märta höhnisch. „Tag für Tag habe ich ihn an der Spitze der Kavaliere erwartet. Warum erstürmt er Schloß Borg nicht, setzt dich auf den Thron und wirft mich und deinen Mann gebunden in den Turm? Bist du schon vergessen?"

Elisabet fühlt sich beinahe versucht, ihn zu verteidigen und zu sagen, daß sie selbst jede Hilfe von ihm zurückgewiesen habe. Aber nein, schweigen ist besser, schweigen und dulden.

Immer mehr werden ihre Kräfte von der täglichen Überanstrengung aufgezehrt. Sie hat beständig Fieber und ist so matt, daß sie sich kaum aufrechterhalten kann. Sie möchte nur noch sterben. Die frische Lebenskraft ist gebrochen. Die Liebe und die Freude wagen nicht mehr, sich zu rühren. Sie hat keine Angst mehr vor dem Leiden.

* * *

Es ist, als habe ihr Mann ihr Dasein vollständig vergessen. Er sitzt fast den ganzen Tag auf seinem Zimmer und studiert kaum leserliche Handschriften und alte schmierige Drucksachen.

Er liest auf Pergament gedruckte Adelsbriefe, an denen das schwedische Reichssiegel hängt, das große, gewaltige Wappen des Svearreiches, in rotes Wachs gedrückt und in einer hölzernen Kapsel verwahrt. Er studiert alte Wappenschilder mit Lilien in weißem und Greifen in blauem Felde. Solche Dinge versteht er und weiß sie mit Leichtigkeit zu deuten. Und immer wieder von neuem liest er auch alte Leichenreden und die Lebensläufe der ersten Grafen von Dohna, in denen ihre Taten mit denen der Helden Israels und der Götter Griechenlands verglichen sind.

Seht! diese alten Sachen sind von jeher seine Freude gewesen; aber an seine junge Frau mag er nicht denken.

Gräfin Märta hat ein Wort gesagt, das seiner Liebe den Todesstoß versetzt hat. „Sie hat dich um deines Geldes willen genommen." So etwas verträgt kein Mann. Das löscht alle Liebe aus. Jetzt war es ihm gleichgültig, wie es dieser jungen Frau erging. Wenn seine Mutter sie auf den Weg der Pflicht zurückführen konnte, dann war es gut. Graf Henrik Dohna bewunderte seine Mutter in hohem Grade.

Dieses Elend dauerte einen ganzen Monat. Doch war diese Zeit nicht so stürmisch und bewegt, wie es den Anschein hat, wenn die Ereignisse auf wenige beschriebene Seiten zusammengedrängt sind. Gräfin Elisabet hat, wie es heißt, äußerlich ihre Ruhe immer bewahrt. Nur das einemal, als man ihr Gösta Berlings vermeintlichen Tod mitteilte, war sie von ihrer Gemütsbewegung überwältigt worden. Aber ihre Gewissensangst darüber, daß sie ihrem Manne ihre Liebe nicht hatte erhalten können, war so groß, daß sie sich wahrscheinlich von Gräfin Märta hätte zu Tode martern lassen, wenn nicht eines Abends die alte Haushälterin mit ihr geredet hätte.

„Die Frau Gräfin müssen mit dem Herrn Grafen reden," sagte die Alte. „Lieber Gott, die Frau Gräfin ist das reine Kind. Ihr wißt wohl selbst nicht, was Euch bevorsteht, ich aber sehe wohl, wie es mit Euch bestellt ist."

Aber gerade das konnte sie ihrem Manne nicht sagen, solange er einen solchen schwarzen Verdacht gegen sie hegte.

In der darauffolgenden Nacht kleidete sie sich leise an und ging aus dem Hause. Sie war wie ein einfaches Bauernmädchen gekleidet und trug ein Bündel in der Hand. Sie hatte die Absicht, aus ihrer bisherigen Heimat zu entfliehen und nie wieder dahin zurückzukehren.

Sie floh nicht, um sich den Leiden und der Quälerei zu entziehen. Sie glaubte vielmehr, Gott habe ihr ein Zeichen gegeben, daß sie jetzt gehen dürfe, um sich die Kräfte und die Gesundheit ihres Körpers zu erhalten.

Sie wandte sich nicht gen Westen über den See, denn dort wohnte er, den sie so innig liebte. Sie ging auch nicht nach Norden, denn dort wohnten viele Freunde, und auch nicht nach Süden, denn weit, weit im Süden lag ja ihr Vaterhaus, und diesem wollte sie auch nicht einen Schritt näher kommen. Nach Osten wendete sie sich, dort gab es für sie, wie sie wohl wußte, keine Heimat, keinen geliebten Freund, keine bekannte Seele, keine Hilfe, keinen Trost.

Sie ging nicht mit leichten Schritten, denn sie fühlte sich noch nicht mit Gott versöhnt. Und doch war sie froh, daß sie von nun an die Last ihrer Sünde unter Fremden tragen durfte. Die gleichgültigen Blicke fremder Menschen würden auf ihr ruhen und ihr wohltun, wie die Berührung von kaltem Stahl einem geschwollenen Gliede wohltut.

Ihre Absicht war, immer weiter zu wandern, bis sie eine ärmliche Hütte am Waldessaum fände, wo niemand sie kennte. „Ihr seht, wie es um mich steht, und meine Eltern haben mich fortgejagt," wollte sie sagen. „Gebt mir Nahrung und Kleidung und Obdach, bis ich mir selbst mein Brot verdienen kann. Ich bin nicht ganz ohne Geld."

Und so wanderte sie fürbaß in der hellen Juninacht, denn der Mai war unter ihrer schweren Leidenszeit vergangen. Ach, der Mai, der Wonnemonat, wo die Birken ihr lichtes Grün in das Dunkel der Tannenwälder mischen, und wo der Südwind wieder aus fernen südlichen Ländern von Wärme gesättigt gezogen kommt!

Undankbarer als andere mag ich dir erscheinen, ich, die deine Gaben genossen hat, du schöner Monat. Mit keinem Wort habe ich deinen Liebreiz beschrieben.

Ach Mai, du lieber, holder Monat, hast du jemals ein Kind beobachtet, das auf dem Schoße der Mutter sitzt und den Sagen lauscht, die sie ihm erzählt? Solange das Kind von grausamen Riesen und den bitteren Leiden schöner Prinzessinnen hört, hält es den Kopf aufrecht und die Augen offen; wenn aber die Mutter von Glück und Sonnenschein zu erzählen beginnt, dann schließt das Kind seine Augen, und, das Köpfchen an die Brust der Mutter geschmiegt, schlummert es sanft ein.

Siehe, du schoner Monat, ein solches Kind bin auch ich! Mögen andere sich von Blumen und Sonnenschein erzählen lassen, ich wähle die dunklen Nächte voller Spukgestalten und Abenteuer, ich wähle die harten Schicksale, die schweren Leiden der von heißer Leidenschaft erfüllten Herzen.

4

Das Ekebyer Eisen

Es war Frühling, und das Eisen von allen wermländischen Eisenwerken sollte nach Göteborg geschickt werden.

Aber auf Ekeby fand sich kein Eisen zum Versenden. Im Herbst war lange Zeit großer Wassermangel gewesen, und im Frühling hatten die Kavaliere regiert.

Zu ihrer Zeit schäumte starkes, würziges Bier die breiten Granitstufen des Björkseefalls herab, und der Löfven war nicht mit Wasser, sondern mit Branntwein gefüllt. Zu ihrer Zeit lagen keine Eisenstangen in der Esse, sondern die Schmiede standen in Hemdärmeln und Holzschuhen vor dem Feuer und drehten ungeheure Braten an langen Spießen, während die Schmiedegesellen gespickte Kapaunen mit langen Zangen über die Glut hielten. In jenen Tagen ging der Tanz über die Hügel hin. Man schlief auf der Hobelbank und spielte auf dem Amboß Karten. In jenen Tagen wurde kein Eisen geschmiedet.

Doch der Frühling kam, und auf den Kontoren der Großhändler in Göteborg fing man an, nach dem Ekebyer Eisen auszuschauen. Man holte die mit dem Major und der Majorin abgeschlossenen Kontrakte hervor, in

denen es sich um Lieferungen von vielen hundert Zentnern handelte.

Aber was kümmerten die Kavaliere sich um die Kontrakte der Majorin? Sie mußten die Freude, das Geigenspiel und die Festgelage im Gang erhalten. Sie paßten auf, daß der Tanz über die Hügel hinginge.

Von Stömne kam Eisen, und es kam Eisen von Sölie. Das Eisen von Kymsberg fand seinen Weg durch die Wildnis bis hinunter an den Wenern. Von Uddeholm kam Eisen, und von Munkfors, und von allen den übrigen Eisenwerken ringsumher. Aber wo blieb das Eisen aus Ekeby?

Ist denn Ekeby nicht mehr das erste Eisenwerk in ganz Wermland? Wacht niemand mehr über der Ehre des alten Gutes? Ach nein; sie ist wie Asche dem Winde überlassen, den Händen nachlässiger Kavaliere. Sie jagen dem Tanz und dem Vergnügen nach. Was könnte ihr erbärmliches Gehirn auch sonst ausrichten?

Aber Wasserfälle und Flüsse, Schuiten und Prahme, Häfen und Schleusen wundern sich und fragen: „Kommt denn von Ekeby kein Eisen?"

Und ein Raunen und Flüstern geht vom Walde zum See, von Berg zu Tal: „Kommt das Ekebyer Eisen nicht? Kommt denn gar kein Eisen mehr von Ekeby?"

Und tief drinnen im Walde beginnt der Kohlenmeiler zu lachen, die großen Hammerköpfe in den dunklen Schmieden machen höhnische Gesichter, die Gruben machen den weiten Schlund auf und stimmen ein Hohngelächter an, die Pulte in den Kontoren der Großhändler, wo die Kontrakte der Majorin aufbewahrt sind, schütteln sich vor Lachen. „Habt ihr je so etwas Komisches gehört? In Ekeby gibt es kein Eisen, in dem ersten Eisenwerke von ganz Wermland gibt es kein Eisen."

Auf, ihr Sorglosen! Ihr Heimatlosen, auf! Wollt ihr eine solche Schande auf Ekeby sitzen lassen? So wahr ihr den schönsten Ort auf Gottes grüner Erde liebt, so wahr er das Ziel eurer Sehnsucht auf fernen Wegen ist, so wahr ihr seinen Namen nicht ohne feuchte Augen unter Fremden nennen könnt, erhebt euch, Kavaliere, erhebt euch und rettet Ekebys Ehre!

Wenn auch die Hämmer in Ekeby geruht haben, so

ist doch wohl auf den andern sechs Eisenwerken gearbeitet worden? Dort muß es Eisen genug geben, ja mehr als genug.

Und Gösta Berling macht sich auf, um mit dem Verwalter der andern sechs Eisenhämmer zu reden.

Er hielt es jedoch nicht für nötig, gleich zuerst auf Högfors, das am Björkseebach dicht bei Ekeby liegt, anzufragen. Dieser Eisenhammer lag zu nahe bei Ekeby, er hatte sozusagen auch unter dem Regimente der Kavaliere gestanden.

Gösta fuhr vielmehr ein paar Meilen weiter nach Norden, bis er an den Lötafors kam. Das ist ohne Zweifel ein hübscher Ort. Der obere Teil des Löfven breitet sich vor ihm aus, und dicht hinter ihm erhebt sich der Gurlittafelsen mit seinem steilen Gipfel in seiner ganzen wildromantischen Schönheit, die so gut für einen alten Berg paßt. Die Schmiede jedoch, die ist nicht so, wie sie sein sollte; das Triebrad ist entzwei und ist es schon das ganze letzte Jahr über gewesen.

„Aber warum habt ihr es denn nicht ausbessern lassen?"

„Ja, lieber Freund, der Schreiner hier, der einzige Schreiner in der ganzen Gegend, der es wieder hätte instand setzen können, war anderswo beschäftigt. Wir haben nicht einen einzigen Zentner Eisen herstellen können."

„Warum habt ihr denn aber nicht nach dem Schreiner geschickt?"

„Nach ihm geschickt? Als ob wir nicht jeden Tag nach ihm geschickt hätten! Aber er hatte ja nie Zeit; er mußte in Ekeby Kegelbahnen und ein Lusthaus zimmern."

Da wird es Gösta plötzlich klar, wie es ihm auf dieser Reise ergehen wird.

Er fährt weiter gen Norden nach Björnidet. Auch dies ist ein schöner, prächtiger Besitz an einem Platze, der einem Schloß anstehen würde. Das große Herrenhaus beherrscht ein halbkreisförmiges Tal, das auf drei Seiten von mächtigen Höhenzügen umgeben ist, und auf der vierten hat es den Löfven, der hier seinen Endpunkt erreicht. Und Gösta weiß, daß man nirgends so schöne Mondscheinspaziergänge machen und so für die Natur schwärmen kann wie hier an dem Ufer des Flusses, am

Wasserfall vorbei und nach der Schmiede hinunter, die in einer mächtigen, in den Felsen gesprengten Grotte liegt. Aber Eisen, ob es dort wohl Eisen gibt?

Nein, natürlich nicht. Sie hatten ja keine Kohlen gehabt, und von Ekeby war kein Geld zu erlangen gewesen, um Köhler und Fuhrleute zu bezahlen. Den ganzen Winter hindurch hatte das Werk stillgestanden.

Jetzt wendet sich Gösta wieder nach Süden. Er kommt nach Hån am östlichen Ufer des Löfven und nach Löfstafors tief im Walde, — aber auch da ergeht es ihm nicht besser. Nirgends gibt es Eisen, und überall scheint es die Schuld der Kavaliere zu sein, daß es so ist.

Gösta kehrt nach Ekeby zurück, und mit finsterer Miene betrachten die Kavaliere die hundert Zentner, die sie auf Lager haben, und sie lassen beschämt und bekümmert die Köpfe hängen, denn sie hören, wie die ganze Natur über Ekeby lacht, und es ist ihnen, als erbebte die Erde vor Schluchzen, als drohten die Bäume mit zornigen Gebärden, als klagten die Gräser und Kräuter über die verlorene Ehre des stolzen Ekeby.

* * *

Aber wozu so viele Worte, warum so große Verwunderung? Da ist ja das Eisen von Ekeby!

Da ist es; am Ufer des Klarälf auf Prahme verladen, bereit, den Fluß hinabzufahren, fertig, um in Karlstadt auf der Eisenwage gewogen und auf einer Wenerschuite nach Göteborg geführt zu werden. So ist sie denn gerettet, die Ehre von Ekeby!

Aber wie ist das möglich? In Ekeby waren ja kaum hundert Zentner Eisen, und auf den andern Eisenhämmern war gar keins gewesen. Wie ist es möglich, daß nun doch schwerbeladene Prahme eine so unerhörte Menge nach der Karlstädter Wage führen können? Ja, danach muß man die Kavaliere fragen.

Die Kavaliere sind selbst an Bord der schweren, häßlichen Fahrzeuge, sie selbst wollen das Eisen von Ekeby nach Göteborg bringen. Kein gewöhnlicher Bootsmann, kein gemeiner Sterblicher darf das Eisen begleiten. Mit Flaschen und Proviantkörben, mit Waldhörnern und Geigen, mit Flin-

ten, Angeln und Spielkarten sind die Kavaliere an Bord gegangen. Sie wollen alles für ihr geliebtes Eisen tun und es nicht verlassen, bis es auf dem Göteborger Kai ausgeladen ist. Sie wollen selbst ein- und ausladen, wollen Segel und Steuer besorgen. Sie sind gerade die rechten Leute für eine solche Aufgabe. Gibt es wohl eine Sandbank im Klarälf, ein Felsenriff im Wenern, die sie nicht kennten? Handhaben sie das Steuer und die Schiffsleine nicht ebensogut wie Violine und Zügel?

Wenn sie etwas auf der Welt lieben, so ist es das Eisen auf den Prahmen. Sie behüten es wie das feinste Glas, sie breiten geteerte Leinwand darüber. Keine noch so kleine Stelle darf unbedeckt bleiben. Diese schweren grauen Stangen sollen ja Ekebys Ehre wieder herstellen. Kein Fremder darf gleichgültige Blicke darauf werfen. O Ekeby, du Land unsrer Sehnsucht, deine Ehre muß leuchten!

Keiner von den Kavalieren ist daheim geblieben. Onkel Eberhard hat sein Schreibpult verlassen, und Vetter Christoffer ist aus seinem Ofenwinkel herausgekrochen. Sogar der sanfte Lövenborg ist dabei. Keiner will zurückbleiben, wenn es Ekebys Ehre gilt.

Doch für Lövenborg ist der Anblick des Klarälf nicht gut. Er hat ihn seit siebenunddreißig Jahren nicht mehr gesehen, und ebensolange hat er kein Boot mehr bestiegen. Er haßt den glatten Spiegel der Seen und die grauen Flüsse. Allzu traurige Erinnerungen stellen sich bei ihm ein, sobald er aufs Wasser kommt, und deshalb meidet er es für gewöhnlich; aber heute hat es ihn nicht zu Hause gelitten. Auch er mußte mit, um Ekebys Ehre zu retten.

Vor siebenunddreißig Jahren hatte Lövenborg nämlich seine Braut im Klarälf ertrinken sehen, und seitdem war sein armer Kopf oft ganz verwirrt.

Und wie er nun in den Fluß hineinschaut, verwirren sich die Gedanken in seinem alten Gehirn mehr und mehr. Der graue Strom mit seinen vielen kleinen glitzernden Wellen ist eine große Schlange mit silbernen Schuppen, die auf Beute lauert. Die hohen, gelben Sandufer, durch die der Fluß sein Bett gegraben hat, sind die Wände einer Fallgrube, auf deren Grunde die Schlange

lauert, und die breite Landstraße, die ein Loch in die Bergwand bricht und im tiefen Sand nach der Fähre watet, wo die Prahme vertaut liegen, ist der Eingang zu der schauerlichen Totengrube.

Und der kleine alte Mann schaut mit seinen kleinen, blauen Augen unverwandt in den Strom. Sein langes, weißes Haar flattert im Winde, und seine sonst von einer sanften Röte gefärbten Wangen sind ganz bleich vor Angst. Er weiß so gewiß, als hätte es ihm jemand gesagt, daß bald ein Mensch auf dem Wege daherkommen und sich in den Rachen der auf ihn lauernden Schlange werfen wird.

Jetzt wollen die Kavaliere abstoßen, und sie ergreifen die langen Stangen, um die Prahme in die Strömung zu treiben, da aber ruft Lövenborg:

„Haltet, um Gottes willen, haltet!"

Sie meinen, es werde ihm schwindlig, weil er das Schaukeln des Prahms fühle, lassen aber doch unwillkürlich die Stangen sinken.

Und er, der den Fluß auf Raub lauern sieht und weiß, daß notwendigerweise ein Mensch kommen und sich hineinstürzen muß, deutet mit abwehrender Gebärde nach der Landstraße, ganz so, als sähe er jemand herankommen.

Jedermann weiß, wie oft das Leben gerade solche Begegnungen herbeigeführt wie die, die nun folgte. Wer sich noch darüber verwundern kann, der möge staunen, daß die Kavaliere gerade am Morgen nach der Nacht, wo Gräfin Elisabet ihre Wanderung nach Osten antrat, mit ihren Prahmen an der Fähre des Klaräls lagen. Und doch wäre es noch viel merkwürdiger gewesen, wenn die junge Frau keine Hilfe in ihrer Not gefunden hätte.

Der Zufall wollte es, daß sie, die die ganze Nacht gewandert war, gerade in dem Augenblick, wo die Kavaliere vom Ufer abstoßen wollten, auf der zu der Fähre führenden Landstraße auftauchte. Sie ließen, wie schon gesagt, bei Lövenborgs Worten die Bootshaken sinken und sahen zu, wie die Gräfin am Ufer anlangte, wie sie mit dem Fährmann sprach und wie dieser sein Boot losmachte. Gräfin Elisabet war wie ein Bauernmädchen gekleidet, und die Kavaliere hatten keine Ahnung, wen sie

dort sahen. Aber sie starrten die Fremde doch unverwandt an, weil sie ihnen so bekannt vorkam. Während sie noch mit dem Fährmann sprach, zeigte sich eine Staubwolke auf der Landstraße und in der Staubwolke eine große gelbe Kalesche. Die Gräfin erkannte den Borger Wagen und begriff, daß man auf der Suche nach ihr war, und daß sie nun entdeckt werden mußte. Sie hatte keine Zeit mehr, um in dem Boot des Fährmanns zu entkommen, und das einzige Versteck, das sie entdecken konnte, waren die Prahme der Kavaliere. Sie stürzte auf einen von diesen zu, ohne einen Blick auf die Leute zu werfen, die an Bord waren. Und es war gut, daß sie dies nicht tat, denn sonst hätte sie sich wohl lieber unter die Hufe der Pferde geworfen, als sich dorthin geflüchtet.

Als sie an Bord gekommen war, rief sie nur: „Verbergt mich! Verbergt mich!" Dann stolperte sie und fiel auf die Eisenladung. Die Kavaliere versuchten sie zu beruhigen. Rasch stießen sie vom Lande ab, so daß der Prahm mitten in die Strömung hineinkam und schon gen Karlstadt trieb, als die Kalesche das Fährhaus erreichte.

In dem Wagen saßen Graf Henrik und Gräfin Märta. Der Graf sprang heraus, lief auf den Fährknecht zu und fragte ihn, ob er die Gräfin Elisabet gesehen habe. Da Graf Henrik aber verlegen war und sich scheute, nach einer entlaufenen Frau zu fragen, sagte er nur:

„Es ist etwas verschwunden."

„So!" sagte der Fährmann.

„Es ist etwas verschwunden. Hat Er wohl etwas gesehen?"

„Was ist denn verschwunden?"

„Ach, das ist einerlei; aber es ist etwas verschwunden, und ich frage Ihn, ob Er heute schon etwas über den Fluß gesetzt hat."

Auf diese Weise erfuhr er natürlich nichts, und die Gräfin Märta mußte selbst noch mit dem Fährmanne reden. Eine Minute später wußte sie, daß die Vermißte sich an Bord eines der langsam dahingleitenden Prahme befand.

„Was für Leute sind denn auf den Prahmen?"

„Ach, es sind ja die Kavaliere, wie wir sie nennen."

„Ha!" ruft die Gräfin. „Ja, nun ist deine Frau gut aufgehoben, Henrik. Da können wir ebensogut gleich wieder nach Hause fahren."

* * *

Draußen auf dem Prahm herrschte indes keine so große Freude, wie Gräfin Märta glaubte. Solange die gelbe Kalesche sichtbar war, saß die erschrockene junge Frau zusammengekauert auf der Schiffslast, ohne sich zu bewegen und ohne ein Wort zu sagen. Ihr Blick war nur unverwandt aufs Ufer gerichtet.

Wahrscheinlich erkannte sie die Kavaliere auch erst, nachdem sie die gelbe Kalesche wieder davonfahren gesehen hatte. Da aber sprang sie auf, und es war, als wolle sie von neuem entfliehen. Der ihr zunächst stehende Kavalier hielt sie jedoch zurück, und da sank sie leise wimmernd wieder auf das Eisen nieder.

Und die Kavaliere wagten sie weder anzureden, noch Fragen an sie zu stellen. Sie sah aus, als stehe sie am Rande des Wahnsinns.

Da begann das Gefühl der Verantwortung die sorglosen Häupter zu bedrücken. Das Eisen schon war eine schwere Last für ihre ungewohnten Schultern, jetzt sollten sie auch noch obendrein die Sorge für eine junge Dame von adliger Herkunft, die ihrem Manne entlaufen war, übernehmen.

Als sie mit dieser jungen Frau im Winter auf den verschiedenen Festen zusammengetroffen waren, hatte der eine oder der andere unwillkürlich an eine junge Schwester denken müssen, die ihm einst sehr teuer gewesen war. Beim Spielen hatte er mit diesem Schwesterchen gar behutsam umgehen und sich im Gespräch mit ihr auch vor häßlichen Ausdrücken in acht nehmen müssen. Wenn ein fremder Junge im Spiel zu wild hinter ihr dreinjagte oder ihr gar unpassende Lieder vorsang, dann war er in grenzenloser Wut über den Bösewicht hergefallen und hatte ihn halbtot geprügelt; denn sein Schwesterchen sollte nichts Böses hören, keinen Schmerz empfinden und weder Haß noch Feindschaft kennen lernen.

Gräfin Elisabet war allen Kavalieren eine fröhliche Schwester gewesen. Wenn sie ihre kleinen Hände in ihre harten Fäuste legte, war es gerade, als wolle sie sagen: „Fühle nur, wie gebrechlich ich bin, aber du bist mein großer Bruder, du wirst mich gegen andere und gegen dich selbst beschützen." Und ihr gegenüber waren sie stets ehrfurchtsvolle Ritter gewesen.

Jetzt aber erschraken sie bei ihrem Anblick, ja, sie erkannten sie kaum wieder, so mager und abgezehrt war sie. Der Hals hatte seine Rundung verloren, das Gesicht war durchsichtig geworden. Sie mußte sich bei der nächtlichen Wanderung gestoßen haben, denn aus einer kleinen Wunde an der Schläfe quoll ab und zu ein Blutstropfen, und an dem lockigen, blonden Stirnhaar klebte geronnenes Blut. Ihre Kleidung war von der langen Wanderung auf den taufeuchten Wegen schmutzig geworden, und ihre Schuhe befanden sich in einem traurigen Zustand. Sie machte den Kavalieren einen unheimlichen, fremden Eindruck. Die Gräfin Elisabet, die sie kannten, hatte keine so wilden, glühenden Augen. Ihr armes Schwesterchen war an den Rand des Wahnsinns getrieben worden. Es war, als kämpfe eine aus anderen Regionen herabgestiegene Seele mit der eigentlichen um die Herrschaft in diesem abgezehrten Körper.

Aber sie brauchen sich keine Sorgen darüber zu machen, was sie mit ihr anfangen sollen. In ihr selbst erwachen die alten Gedanken. Die Versuchung ist wieder zu ihr getreten. Gott will sie abermals prüfen. Siehe da, sie ist unter Freunden. Wird sie denn den Weg der Buße verlassen?

Sie stand auf und erklärte aufgeregt, daß sie den Prahm sogleich verlassen müsse.

Die Kavaliere versuchten sie zu beruhigen. Sie sagten ihr, daß sie ohne Sorgen sein könne, sie würden sie vor jeder Verfolgung beschützen.

Sie aber bat nur, in das kleine am Prahm angebundene Boot steigen und ans Land rudern zu dürfen, um dort allein ihren Weg fortzusetzen.

Die Kavaliere erwiderten, daß sie das nie und nimmer zugeben könnten. Was würde dann aus ihr werden? Es wäre viel besser, sie bliebe bei ihnen auf dem Prahm. Sie

seien freilich nur arme, alte Männer, aber sie würden schon Mittel und Wege finden, um ihr zu helfen.

Da rang sie die Hände und wiederholte nur immer wieder ihre Bitte.

Aber sie konnten ihr nicht zu Willen sein. Sie sahen ja, wie schwach und elend sie war, und daß sie auf der Landstraße umkommen würde.

Gösta Berling stand etwas entfernt von den andern und schaute ins Wasser hinunter. Er dachte, die junge Frau werde ihn vielleicht nicht gerne sehen. Er war sich nicht ganz klar darüber, wie es sich verhalten könnte, aber seine eigenen Gedanken jubelten, sie jubelten. „Nun weiß niemand, wo sie sich befindet," tönte es in seinem Herzen, „jetzt können wir sie gleich nach Ekeby mitnehmen. Wir Kavaliere werden sie dort verborgen halten, und wir werden recht gut gegen sie sein. Unsre Königin, unsre Gebieterin soll sie sein; aber kein andrer Mensch soll wissen, daß sie bei uns ist. O, wir werden sie gut, sehr gut bewachen! Vielleicht wird sie sich glücklich unter uns fühlen, wenn alle die Alten sie wie eine Tochter hegen und pflegen."

Er hatte sich nie so recht klar zu machen gewagt, ob er sie liebe. Er konnte sie nicht ohne Sünde besitzen und wollte sie nicht zu etwas Niedrigem und Schlechtem herabwürdigen; das war alles, was er wußte. Aber sie auf Ekeby zu verbergen und gut gegen sie sein zu dürfen, nachdem die andern schlecht gegen sie gewesen waren, und sie alles genießen zu lassen, was das Leben Gutes besitzt, ach, welche Träume, welch selige Träume!

Aus diesen Träumen erwachte er jedoch, als er die in dem schneidenden Ton der Verzweiflung ausgestoßenen Worte der Gräfin vernahm. Sie hatte sich vor den Kavalieren auf die Knie geworfen und flehte sie an, sie doch gehen zu lassen.

„Gott hat mir noch nicht verziehen!" rief sie. „Laßt mich gehen!"

Gösta wußte, daß keiner der andern es übers Herz bringen werde, ihr zu gehorchen, und er sah ein, daß er es also tun müsse. Er, der sie liebte, mußte es tun.

Es wurde ihm sehr schwer, auch nur einen Schritt vorzutreten, es war ihm, als ob jedes Glied in seinem

Körper sich seinem Willen widersetze, aber er schleppte sich zu der Gräfin hin und sagte, daß er sie ans Land bringen wolle.

Sie stand sofort auf; er hob sie in das Boot und ruderte sie ans östliche Ufer. An einem schmalen Stege landete er und half ihr beim Aussteigen.

„Was wird jetzt aus Euch werden, Frau Gräfin?" fragte er.

Sie hob die Hand auf und deutete ernst gen Himmel.

„Wenn Ihr in Not sein solltet, Gräfin ..."

Er konnte nicht aussprechen, die Stimme versagte ihm. Aber sie verstand ihn und erwiderte:

„Ich werde nach Euch schicken, wenn ich Eurer bedarf."

„Ich hätte Euch gern vor allem Bösen beschützt," sagte er.

Sie reichte ihm die Hand zum Abschied; er war nicht imstande, noch etwas zu sagen. Ihre Hand lag kalt und schlaff in seiner.

Die Gräfin hörte in diesem Augenblick nichts als die Stimme in ihrem Innern, die sie zwang, unter fremde Menschen zu gehen. Sie wußte wohl kaum, daß der Mann, den sie jetzt verließ, gerade der war, den sie liebte.

So ließ er sie denn gehen und ruderte zu den Kavalieren zurück. Als er den Prahm wieder erreicht hatte, zitterte er vor Müdigkeit und sah vollständig erschöpft und kraftlos aus. Es kam ihm vor, als habe er soeben die schwerste Arbeit seines Lebens vollbracht.

Noch einige Tage gelang es ihm, seinen Mut aufrecht zu erhalten, gerade so lange, bis Ekebys Ehre gerettet war. Er brachte das Eisen auf die große Wage nach Karlstadt; dann aber war es für lange Zeit vorbei mit seinen Kräften und seinem Lebensmut.

Die Kavaliere bemerkten keine Veränderung an ihm, solange sie an Bord waren. Er spannte jeden Nerv an, um die Fröhlichkeit und die Sorglosigkeit aufrecht zu erhalten, denn dadurch allein konnte Ekebys Ehre gerettet werden. Wie hätte ihnen das Wagnis gelingen sollen, wenn sie es mit bekümmerten Mienen und mutlosen Herzen versucht hätten?

Wenn es wirklich wahr ist, was das Gerücht erzählt,

daß die Kavaliere damals mehr Sand als Eisen auf dem Prahm hatten; wenn es wahr ist, daß sie unablässig dieselben Stangen von und zu der Wage trugen, bis die vielen hundert Zentner aufgewogen waren; wenn es wahr ist, daß dies nur geschehen konnte, weil der Wagemeister und seine Leute aus den von Ekeby mitgenommenen Proviantkörben und Flaschen gar so reichlich bewirtet wurden, dann kann man es ganz gut begreifen, daß es auf dem Eisenprahm lustig hergehen mußte.

Wer kann das alles jetzt wissen? Und wenn es wirklich so gewesen ist, dann hat Gösta Berling sicherlich keine Zeit zum Trauern gehabt. Von der Freude am Abenteuer und an der Gefahr empfand er allerdings nichts. Sobald er sich seinem Schmerz hinzugeben wagte, übermannte ihn die Verzweiflung.

„O Ekeby, Land meiner Sehnsucht," rief er sich selbst zu, „deine Ehre muß leuchten!"

Sobald die Kavaliere die Bescheinigung von dem Wägemeister erhalten hatten, luden sie das Eisen auf eine Wenerschuite. Gewöhnlich pflegten erfahrene Schiffer die Last nach Göteborg zu schaffen, und die wermländischen Gutsbesitzer kümmerten sich in der Regel nicht mehr um ihr Eisen, sobald sie die richtige Ablieferung von dem Wägemeister bestätigt erhalten hatten. Aber die Kavaliere wollten die Sache nicht halb machen, sie wollten ihr Eisen selber nach Göteborg bringen.

Auf dem Wege dahin wurden sie von einem Unglück betroffen. In der Nacht brach ein Sturm los, das Schiff trieb steuerlos umher, wurde auf ein Riff geworfen und versank mit seiner ganzen kostbaren Ladung. Waldhörner, Kartenspiele und ungeleerte Weinflaschen gingen mit zugrunde. Doch genau betrachtet, was tat es, daß das Eisen verloren war? Ekebys Ehre war ja gerettet. Das Eisen war auf der Wage am Kanikenäs in Karlstadt gewogen worden. Und daß der Major sich hinsetzen und in einem kurzen, bündigen Brief den Großhändlern in der großen Stadt da drunten erklären mußte, daß er auf ihr Geld verzichte, sintemal sie kein Eisen bekommen hätten, tat auch nichts; Ekeby war ja reich, und seine Ehre war gerettet.

Wenn nun aber Häfen und Schleusen, Gruben und

Meiler, Schuiten und Prahme sich seltsame Dinge zuflüstern? Wenn ein dumpfes Rauschen durch die Wälder geht, daß die ganze Reise nur ein Betrug gewesen sei? Wenn man in ganz Wermland behauptet, daß sich nicht mehr als die ärmlichen hundert Zentner auf dem Prahmen befunden hätten, und daß der Schiffbruch absichtlich ins Werk gesetzt gewesen sei? Dann ist eine kühne Tat, ein echter Kavalierstreich ausgeführt worden. Aber dergleichen schadet der Ehre des alten Gutes nicht.

Doch dies ist nun schon so lange her. Es ist ja möglich, daß die Kavaliere anderwärts Eisen aufgekauft, oder daß sie noch einen Vorrat auf irgendeinem unbekannten Lagerplatz gefunden haben. In solchen Dingen kommt die Wahrheit nie ans Licht. Der Wägemeister wollte jedenfalls nichts davon hören, daß ein Betrug möglich gewesen wäre, und er mußte es ja am besten wissen.

Als die Kavaliere wieder nach Hause kamen, erfuhren sie die große Neuigkeit; die Ehe des Grafen Dohna sollte für null und nichtig erklärt werden. Der Graf hatte seinen Haushofmeister nach Italien geschickt, um Beweise herbeizuschaffen, daß die Ehe nicht rechtsgültig geschlossen worden wäre.

Dieser kehrte denn auch im Sommer mit genügenden Aufklärungen zurück. Worin diese bestanden, kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen. Man muß behutsam mit den alten Sagen umgehen, sie gleichen welken Rosen, sie verlieren leicht die Blätter, wenn man sie zu fest anfaßt. Die Leute behaupten, die Trauung in Italien sei nicht von einem wirklichen Pfarrer vollzogen gewesen. Weiter weiß ich auch nichts; eins aber steht fest, daß das Gericht zu Bro die Ehe zwischen dem Grafen Dohna und Elisabet von Thurn für ungültig erklärte.

Davon erfuhr die junge Frau jedoch nichts. Sie lebte unter Bauern in einer entlegenen Gegend, — wenn sie überhaupt noch am Leben war.

Unter den Kavalieren war einer, den ich schon als großen Musiker erwähnt habe. Er war ein hochgewachsener, breitgebauter Mann mit einem mächtigen Kopf und buschigem, schwarzem Haar. Damals konnte er nicht viel über vierzig Jahre alt sein, aber er hatte ein häßliches, grobgeschnittenes Gesicht und ein gemessenes Wesen, so daß ihn viele schon für einen alten Mann hielten. Er war ein guter, aber schwermütiger Mensch.

Eines Nachmittags nahm er die Geige unter den Arm und verließ Ekeby. Er verabschiedete sich von niemand, obgleich es seine Absicht war, nie wieder zurückzukehren. Seit er die Gräfin Elisabet in ihrem Unglück gesehen hatte, war ihm das Leben auf Ekeby verleidet. Er wanderte den ganzen Abend und die ganze Nacht hindurch, ohne sich auszuruhen, bis er bei Sonnenaufgang einen kleinen Herrenhof namens Löfdala erreichte, dessen Besitzer er war.

Es war noch so früh, daß kein Mensch wach war. Liljecrona setzte sich auf das grünangestrichene Schaukelbrett vor dem Herrenhaus und betrachtete sein Besitztum.

Lieber Gott, einen schöneren Ort gab es gewiß nicht wieder! Der Platz vor dem Hause senkte sich leicht und war mit feinem, hellgrünem Gras bedeckt. Einen solchen Rasen gab es sonst nirgends. Die Schafe durften darauf weiden und die Kinder sich im Spiel dort tummeln, aber trotzdem blieb er ebenso frisch und grün. Er wurde nie gemäht, aber wenigstens einmal in der Woche ließ die Hausmutter alle Zweige, Strohhalme und dürren Blätter von dem frischen Grase entfernen. Er betrachtete den mit Sand bestreuten Weg vor dem Hause und zog plötzlich die Füße zurück. Die Kinder hatten gestern abend noch richtige Muster darauf geharkt, und seine großen Füße hatten nun an der feinen Arbeit großen Schaden angerichtet. Nein, wie hier alles gedieh! Die sechs Ebereschen, die den Rasenplatz bewachten, waren so hoch wie Buchen und so stämmig wie Eichen. Solche Bäume hatte es gewiß noch nie gegeben! Großartig waren sie mit ihren dicken, von gelben Flechten bewachsenen Stämmen und

mit den großen weißen Blütenbüschen, die aus dem dunkeln Laub aufragten. Er mußte an den Himmel und seine Sterne denken. Es war wirklich zum Verwundern, wie die Bäume hier gediehen!

Dort stand ein alter Weidenbaum, der so dick war, daß ihn zwei Männer nicht umspannen konnten. Er war jetzt morsch und hohl, und der Blitz hatte ihm die Krone geraubt, aber er wollte nicht sterben. In jedem Frühling sproßten frische grüne Zweige aus dem abgebrochenen Stamm auf, um zu zeigen, daß noch Leben in ihm war.

Der Faulbaum am östlichen Giebel des Hauses war so groß geworden, daß er das ganze Haus beschattete. Das Rasendach war von den abgefallenen Blütenblättern ganz weiß, denn der Faulbaum hatte eben ausgeblüht. Und die Buchen, die in kleinen Gruppen da und dort auf den Feldern standen, sie hatten sicher das Paradies auf seinem Gute. Sie zeigten so viele verschiedene Baumformen, als ob sie übereingekommen wären, alle andern Bäume nachzumachen. Eine glich einer Linde mit einem gewölbten, dichten und schattigen Blätterdach, eine andere stand schlank und kegelförmig da wie eine Pappel, und eine dritte ließ die Zweige hängen wie eine Trauerweide. Keine glich der andern, aber schön waren sie alle.

Liljecrona stand auf und ging ums Haus herum. Da lag der Garten so wunderbar schön, daß er stillstehen und tief aufatmen mußte. Die Apfelbäume blühten. Ja, das hatte er gewußt. Er hatte sie ja auf allen den andern Gütern blühen sehen; aber nirgends blühten sie so schön wie hier auf diesem Hofe, wo er sie schon als Kind in ihrer Blütenpracht bewundert hatte. Mit gefalteten Händen und vorsichtigen Schritten wandelte er auf den Wegen hin und her.

Der Boden war weiß, und die Bäume waren weiß, hier und da mit einem blaßroten Schimmer. Etwas so Schönes hatte er noch nie gesehen. Jeden von diesen Bäumen kannte er so gut, wie man seine Geschwister und Spielkameraden kennt. Die Astrachanäpfel und die Winteräpfel blühten ganz weiß, die Blüten der Sommeräpfel waren rosa und die der Paradiesäpfel leuchtend rot. Am schönsten war der alte Holzapfelbaum, dessen kleine, bittere Früchte niemand essen konnte. Er geizte wahrlich nicht

mit Blüten, er sah im Morgenglanze wie eine große Schneewehe aus.

Denn bedenkt nur, es war noch früh am Morgen! Der Tau glänzte auf jedem Blatt; aller Staub war abgewaschen. Hinter den bewaldeten Bergen, an deren Fuß der Herrenhof lag, drangen die ersten Strahlen der Morgensonne hervor. Es sah aus, als hätten sie die Wipfel der Tannen angezündet. Über den jungen Kleeäckern, über Roggen- und Gerstenfeldern und über der hervorsprossenden Hafersaat lag der lichteste Nebel, der zarteste Schönheitsschleier, und die Schatten waren ebenso scharf wie bei hellem Vollmondschein.

Er bleibt stehen und betrachtet die großen Gewürzbeete zwischen den Gartenwegen. Er erkennt, daß seine Frau mit ihren Mägden hier gearbeitet hat. Sie haben gegraben, gehackt und gedüngt und das Unkraut ausgerissen, dann haben sie die Erde geharkt, bis sie fein und leicht geworden ist. Hierauf wurden die Beete gerade gemacht, die Ränder scharf abgestochen und die Beete dann mit Schnüren und Pflöcken in Streifen und Vierecke abgeteilt. Dann sind mit kleinen, lustigen Schritten schmale Gänge ausgetreten worden, und zum Schluß wurde gesäet und gepflanzt, bis alle Streifen und Vierecke voll waren. Und die Kinder waren auch dabei, voll Freude und Eifer, weil sie helfen durften, obgleich es eine recht schwere Arbeit für sie war, so vorgebeugt stehen und die Arme so weit über die breiten Beete strecken zu müssen. Und natürlich haben sie unglaublich viel geleistet, wie sich jedermann wohl denken kann.

Jetzt begann der Samen aufzugehen.

Gott segne sie! Wie keck sie dastanden, die Erbsen und die Bohnen mit ihren zwei dicken Keimblättern, und wie gleichmäßig und hübsch die Karotten und die Rüben aufgegangen waren! Am lustigsten waren die kleinen krausen Petersilienblätter anzuschauen, die die Erdschicht über sich ein klein wenig in die Höhe hoben und noch Versteck mit dem Leben spielten.

Und dann war da ein kleines Beet, das nicht so genau abgeteilt war, und wo die kleinen Vierecke aussahen wie eine kleine Musterkarte von allem, was gepflanzt und gesäet werden konnte. Das war der Garten der Kinder.

Und Liljecrona legte rasch die Geige ans Kinn und begann zu spielen. In dem hohen Gebüsch, das den Garten vor dem Nordwind schützt, stimmen die Vögel nun auch ihr Morgenlied an. An solch einem herrlichen Morgen war es keinem mit einer Stimme begabten Wesen möglich, zu schweigen. Der Fidelbogen bewegte sich ganz von selbst.

Liljecrona ging in den Wegen auf und ab und spielte. „Nein," dachte er, „einen schöneren Ort gibt es auf der Welt nicht!" Was war Ekeby gegen Löfdala? Sein Haus war einstöckig und nur mit Rasen bedeckt. Es lag am Waldsaum, die Berge dicht hinter sich und das lange Tal vor sich. Es war nichts Merkwürdiges da: kein See, kein Wasserfall, keine Uferwiesen, kein Park, und doch war es so schön! Es war schön, weil es eine gute, friedliche Heimat war. Hier war das Leben leicht. Alles, was anderswo Bitterkeit und Haß hervorgerufen hätte, wurde hier mit Milde ausgeglichen. So sollte es in jedem Hause sein.

Drinnen im Hause schläft die Hausfrau in einem Zimmer nach dem Garten. Sie erwacht plötzlich und lauscht, aber sie rührt sich nicht. Sie lauscht und beginnt zu lächeln. Die Musik kommt näher und immer näher, schließlich ist es, als sei der Spielmann vor ihrem Fenster stehen geblieben. Es ist nicht das erstemal, daß Geigenspiel vor ihrem Fenster ertönt. So pflegt ihr Mann heimzukommen, wenn sie dort auf Ekeby einen außergewöhnlich wilden Streich ausgeführt haben.

Da draußen steht er nun und beichtet und bittet um Vergebung. Er beschreibt ihr die finstern Mächte, die ihn von dem weglocken, was er am meisten liebt, von ihr und den Kindern. Aber er liebt sie! O gewiß, er liebt sie!

Während er spielt, steht sie auf und kleidet sich an, ohne recht zu wissen, was sie tut. Sein Spiel nimmt alle ihre Gedanken gefangen.

„Nicht Luxus und Wohlleben haben mich fortgelockt," spielt er, „nicht Liebe zu andern Frauen und nicht Ruhm, sondern die verlockende Vielseitigkeit des Lebens. Ich muß mich von seiner Schönheit, seiner Bitterkeit, seinem Reichtum umgeben fühlen. Aber jetzt habe ich genug davon,

jetzt bin ich müde und befriedigt. Ich werde meine Heimat nicht mehr verlassen. Vergib mir, habe Nachsicht mit mir!"

Sie zieht die Gardinen zurück und öffnet das Fenster; er sieht ihr schönes, gutes Gesicht.

Sie ist gut und sie ist weise. Ihre Blicke bringen, den Strahlen der Sonne gleich, Segen, wohin sie fallen. Sie befiehlt und sie behütet. Wo sie ist, muß alles wachsen und gedeihen. Sie trägt das Glück in sich.

Er schwingt sich zu ihr aufs Fensterbrett und ist glücklich wie ein jugendlicher Liebhaber.

Dann hebt er sie aus dem Fenster und trägt sie in den Garten unter die Apfelbäume. Dort sagt er ihr, wie schön dies alles sei, und zeigt ihr die Gewürzbeete und die Pflanzungen der Kinder und die kleinen lustigen Petersilienblätter.

Als die Kinder erwachen, entsteht Jubel und Entzücken über die Heimkehr des Vaters. Sie nehmen ihn ganz in Beschlag. Er muß nun alles Neue und Merkwürdige besehen, das kleine Hammerwerk, das drunten am Bache klappert, das Vogelnest im Weidenbaum und die Karauschen im Teiche, die zu Tausenden an der Oberfläche des Wassers schwimmen. Dann machen Vater und Mutter mit den Kindern einen langen Spaziergang durch die Felder. Vater muß sehen, wie dicht der Roggen steht, wie der Klee wächst und wie die Kartoffeln anfangen, ihre runzligen Blätter aus der Erde herauszustrecken.

Er muß die von der Weide heimkehrenden Kühe sehen, muß die jungen Kälber in ihrem Verschlag und die Lämmer im Schafstall begrüßen, muß helfen, Eier suchen, und allen Pferden Zucker geben.

Die Kinder lassen ihn den ganzen Tag keinen Augenblick los. Keine Schule, keine Aufgaben — nur umherstreifen mit dem Vater!

Am Abend spielt er ihnen zum Tanz auf, und den ganzen Tag über ist er ihnen ein so guter Freund und Spielkamerad gewesen, daß sie vor dem Einschlafen den lieben Gott bitten, er möge Vater doch immer zu Hause bleiben lassen.

Er bleibt auch volle acht Tage und ist während der Zeit so fröhlich wie ein Kind. Er ist in alles daheim ver-

liebt, in seine Frau und in seine Kinder, und er denkt gar nicht an Ekeby.

Aber eines Morgens ist er verschwunden. Er konnte es nicht länger aushalten — das Glück war zu groß für ihn. Ekeby war tausendmal geringer, aber Ekeby lag mitten im Strudel der Ereignisse. Ach, wieviel gab es dort, wovon man träumen und spielen konnte! Wie könnte er das Leben ertragen, fern von den Heldentaten der Kavaliere und fern von dem langen See, um den die wilde Jagd der Abenteuer dahinstürmt?

Auf seinem Gute ging alles ruhig seinen Gang. Alles wuchs und gedieh unter der Obhut der milden Hausmutter. Dort genossen alle ein stilles Glück. Alles, was anderswo Zwist und Bitterkeit hervorgerufen hätte, ging hier ohne Schmerz und Klage vorüber. Alles war, wie es sein sollte. Wenn nun der Herr des Hauses durchaus als Kavalier auf Ekeby leben wollte, was tat es? Würde es vielleicht etwas nützen, wenn man sich über die Sonne beklagte, daß sie jeden Tag im Westen verschwindet und die Erde im Finstern zurückläßt?

Wer ist unbezwinglich, wenn nicht die Demut? Wer ist des Sieges gewiß, wenn nicht die Geduld?

6

Die Hexe von Dovre

Nun spukt die Hexe von Dovre am Ufer des Löfven. Dort hat man sie gesehen, klein und bucklig, in einem Lederkittel und mit einem silberbeschlagenen Gürtel. Warum kommt sie aus den Wolfsgruben in die Welt der Menschen? Was sucht die Alte vom Hochgebirge in den grünen Tälern?

Sie bettelt. Sie ist geizig und trotz ihres Reichtums auf Gaben erpicht. In den Bergklüften verbirgt die Alte schwere Silberbarren, und auf saftigen Wiesen tief im Gebirge weiden in großen Herden ihre schwarzen, goldgehörnten Kühe. Und doch geht sie in Schuhen aus Birkenrinde und einem fettigen Lederkittel, dessen bunte Kante unter hundertjährigem Schmutze kaum noch zu erkennen

ist. Sie raucht Moos in ihrer Pfeife und bettelt selbst die Allerärmsten an. O pfui, wer mag einem solchen Weibe etwas geben, das nie dankt und nie genug bekommt!

Sie ist sehr alt. Hat wohl jemals der rosige Schimmer der Jugend auf diesem breiten Gesicht gelegen, auf der braunen, fettglänzenden Haut, über der platten Nase und den schmalen Augen, die in dem Schmutz leuchten wie Kohlen aus grauer Asche heraus? Wie lange ist es her, daß sie als junge Dirne droben auf der Alm saß und die Liebeslieder des Hirtenknaben mit den Tönen des Alphorns beantwortete?

Sie ist mehrere hundert Jahre alt. Die ältesten Leute können sich nicht erinnern, daß es eine Zeit gegeben hat, wo sie nicht im Lande umherwanderte. Ihre Väter haben sie alt gesehen, als sie selbst noch jung waren. Und sie ist auch jetzt noch nicht tot. Ich selbst, die dieses schreibt, habe sie gesehen.

Sie ist mächtig; die Tochter der zauberkundigen Finnen beugt sich vor niemand. Ihre breiten Füße drücken keine ängstlichen Spuren in die kiesbedeckte Landstraße. Sie kann ein Hagelwetter heraufbeschwören und den Blitzstrahl lenken. Sie kann Herden irre leiten und den Wolf unter die Schafe schicken. Wenig Gutes bringt sie zustande, aber um so mehr Böses. Der Mensch tut am besten, wenn er sich gut mit ihr stellt. Und bettelte sie dir auch deine letzte Ziege ab und verlangte noch einen ganzen Pack Wolle obendrein, gib ihr beides, sonst stürzt dein Pferd, sonst brennt dein Haus, sonst fällt deine Kuh, sonst stirbt dein Kind, sonst verliert deine sparsame Hausfrau den Verstand.

Sie ist nirgends willkommen; und doch ist es am besten, sie mit freundlicher Miene zu empfangen. Wer weiß, um welches Menschen willen die Unheilbringende das Tal durchstreift? Sie kommt nicht nur, um den Bettelsack zu füllen. Böse Zeichen begleiten sie; der Heerwurm zeigt sich, Füchse und Wölfe heulen unheimlich in der Dämmerstunde, rote und schwarze Schnecken, die Eiter speien, kriechen aus dem Walde heraus und bis an die Türschwellen.

Sie ist stolz. In ihrem Kopfe lebt die mächtige Weisheit der Vorväter. So etwas gibt ein gewisses Bewußt-

sein. Wertvolle Runen sind auf ihrem Stab eingeritzt. Um alles Gold des Tales gibt sie ihn nicht her. Sie kann Zauberlieder singen, Tränke brauen, sie versteht sich auf die Heilkraft der Kräuter, sie kann übers Wasser hinüber Zauberschüsse abfeuern und Sturmknoten schürzen.

Könnte ich nur die Gedanken dieses vielhundertjährigen Gehirns deuten!

Was denkt sie wohl von den Talbewohnern, sie, die aus dem Dunkel der Wälder, von dem gewaltigen Hochgebirge herunterkommt? Für sie, die an Thor, den Riesentöter, glaubt und an die anderen mächtigen Finnengötter, sind die Christen dasselbe, was zahme Hofhunde für die Wölfe sind. Ungezähmt wie der Schneesturm, stark wie der Wasserfall ist sie, sie kann die Söhne der Ebene nicht lieben.

Und doch steigt sie immer wieder vom Gebirge nieder, um dem Treiben des Zwergengeschlechts zuzuschauen. Die Menschen schaudern bei ihrem Anblick vor Entsetzen; aber die starke Tochter der Wildnis wandelt sicher unter ihnen, der Schrecken verleiht ihr Schutz. Die Taten ihres Stammes sind nicht vergessen, so wenig wie ihre eigenen. Wie die Katze sich auf ihre Krallen verläßt, so verläßt sie sich auf die Klugheit ihres Gehirns und auf die Macht der von den Göttern überkommenen Zauberlieder. Kein König ist seiner Macht so sicher wie sie der ihren in dem Reiche des Schreckens, das sie beherrscht.

So ist die Dovrehexe durch viele Ortschaften gezogen. Jetzt hat sie Borg erreicht, und ohne Zaudern tritt sie in das Grafenschloß. Durch die Küche geht sie nur selten, sie steigt geradewegs die zu den Terrassen führende Freitreppe empor. Sie setzt ihre breiten Rindenschuhe ebenso unbekümmert auf blumenumsäumte Kieswege, als ginge sie auf festgetretenen Bergpfaden dahin.

Zufälligerweise ist Gräfin Märta eben auf die Terrasse hinausgetreten, um sich an der Pracht des Junitages zu erfreuen. Auf dem Kieswege unten an der Freitreppe sind zwei Mägde auf dem Wege nach dem Vorratshause stehen geblieben. Sie kommen aus dem Badehaus, wo das Fleisch im Rauche hängt, und tragen fertig geräucherte Schinken auf einer Stange zwischen sich.

Sie fragen, ob die Gräfin nicht einmal die Schinken

befühlen und betrachten wolle, um sich zu überzeugen, daß sie ganz geräuchert seien.

Gräfin Märta, die jetzt alleinige Herrin auf Borg ist, lehnt sich übers Treppengeländer und betrachtet die Speckseiten, doch in demselben Augenblick legt die Finnin ihre Hand auf einen der Schinken.

„Ei sieh doch die braune, glänzende Schworte, die dicke Fettschicht! Ah, der herrliche Wacholderduft, der den frischgeräucherten Schinken entströmt! Das ist ein wahrer Götterschmaus! Die Hexe will alles dies haben." Und sie legt ihre Hand auf das Fleisch.

Ha, die Tochter der Berge ist nicht gewohnt, zu bitten und zu betteln! Hängt nicht das Blühen der Blumen, das Wohl der Menschen von ihrer Gnade ab? Frost und Unwetter und Hochflut, alles steht in ihrer Macht, sie kann senden, was ihr beliebt. Deshalb braucht sie nicht zu bitten und zu betteln. Sie legt ihre Hand auf das, was sie wünscht, und es gehört ihr.

Gräfin Märta weiß jedoch nichts von der Macht der Alten.

„Weg mit dir, du Bettelweib!" ruft sie.

„Gib mir den Schinken!" sagt die Dovrehexe, die den Wolf als Reitpferd benutzt.

„Sie ist verrückt!" ruft die Gräfin. Und sie befiehlt den Mägden, die Schinken ins Vorratshaus zu tragen.

Die Augen der Vielhundertjährigen glühen vor Zorn und Begierde.

„Gib mir den braunen Schinken," wiederholt sie, „sonst geht es dir schlecht."

„Eher gebe ich ihn den Elstern als so einer wie du."

Da zittert die Alte in wildem Zorn. Sie erhebt den Runenstab und schwingt ihn mit wilder Gebärde. Ihr Mund stößt seltsame Worte hervor. Ihr Haar sträubt sich, die Augen sprühen Funken, das Gesicht verzerrt sich.

„Dich selbst sollen die Elstern fressen!" schreit sie schließlich.

Und dann geht sie, noch immer Flüche murmelnd und den Stab wild schwingend. Sie lenkt ihre Schritte heimwärts; weiter nach Süden geht sie nicht. Die Tochter der Wildnis hat die Arbeit, um derentwillen sie von den Bergen herabgestiegen ist, vollbracht.

Gräfin Märta bleibt auf der Freitreppe stehen und lacht über die Wut der Alten; doch bald verstummt das Lachen auf ihren Lippen. Denn dort kommen sie. Sie will ihren eigenen Augen nicht trauen. Sie glaubt zu träumen; aber da kommen sie, die Elstern, die sie fressen sollen.

Aus dem Park und aus dem Garten kommen sie auf sie zugesaust, Dutzende von Elstern mit ausgestreckten Krallen und gierigen Schnäbeln. Schreiend und lärmend fliegen sie herbei. Schwarz-weiße Flügel schimmern ihr vor den Augen. Sie sieht wie im Schwindel hinter diesem ersten Schwarm alle Elstern aus der ganzen Gegend heranfliegen, der ganze Himmel scheint voller schwarzweißer Flügel zu sein. Die Metallfarben der Federn glänzen in dem scharfen Licht der Morgensonne. Die Halsfedern sträuben sich wie bei wütenden Raubtieren. In immer engeren Kreisen fliegen die Ungetüme um die Gräfin her und zielen mit ihren Schnäbeln und ihren Krallen nach ihrem Gesicht und ihren Händen. Sie muß ins Haus flüchten und die Tür hinter sich schließen. Keuchend vor Angst lehnt sie sich dagegen, während die schreienden Elstern draußen umherfliegen.

Damit war ihr aber auch die lichte Schönheit des Sommers, alle Freude des Lebens verschlossen. Für sie gab es hinfort nichts mehr als geschlossene Türen und herabgelassene Gardinen, für sie gab es nur noch Angst und Verzweiflung und eine an Wahnsinn grenzende Unruhe.

Auch diese Erzählung mag wie Wahnsinn erscheinen, aber wahr muß sie doch wohl sein. Hunderte von Menschen werden sich ihrer erinnern und mir bezeugen, daß die alte Sage so lautet.

Die Vögel ließen sich auf dem Geländer der Terrasse und auf dem Dache nieder. Sie saßen da, als warteten sie nur auf das Erscheinen der Gräfin, um über sie herzufallen. Sie schlugen ihre Wohnung im Park auf, und da blieben sie. Es war unmöglich, sie vom Hofe zu verjagen. Schoß man auf sie, so wurde die Sache nur noch schlimmer; denn für jede, die fiel, kamen immer zehn neue dahergeflogen. Manchmal entfernten sich allerdings ganze Scharen, um Futter herbeizuschaffen, aber es blieben stets zuverlässige Schildwachen zurück. Und wenn

die Gräfin Märta sich zeigte, wenn sie aus einem Fenster schaute oder die Gardine nur für einen Augenblick beiseite schob, oder wenn sie es versuchte, auf die Treppe hinauszugehen — gleich waren sie da. Die ganze fürchterliche Schar stürzte dann mit lauten Flügelschlägen aufs Wohnhaus zu, und die Gräfin mußte ins innerste Zimmer flüchten.

Sie wohnte in der Schlafstube hinter dem roten Salon. Ich habe das Zimmer oft beschreiben hören, wie es in jener Schreckenszeit aussah, als die Elstern Borg belagerten. Schwere Vorhänge vor Türen und Fenstern, dicke Teppiche auf dem Fußboden, vorsichtig auftretende, flüsternde Menschen.

In dem Herzen der Gräfin wohnte das bleiche Entsetzen. Ihr Haar ergraute. Ihr Gesicht wurde runzelig. Sie wurde in vier Wochen zur Greisin. Sie konnte ihr Herz nicht stählen gegen diesen entsetzlichen Zauber. Des Nachts fuhr sie aus ihren Träumen auf und schrie laut, daß die Elstern sie fressen wollten. Den ganzen Tag weinte und klagte sie über dieses Schicksal, dem sie nicht entgehen könne. Sie scheute die Menschen aus Angst, daß der Vogelschwarm jedem Eintretenden auf den Fersen folgen werde. Gewöhnlich saß sie stumm in ihrem Lehnstuhl, die Hände vor dem Gesicht, und wiegte sich ruhelos hin und her. Die eingeschlossene Luft machte sie krank und verstimmt, und oft fuhr sie plötzlich mit einem lauten Schrei von ihrem Sitz auf.

Ein traurigeres Los ist keinem gefallen. Wer könnte es übers Herz bringen, sie nicht zu beklagen?

Ich habe nicht mehr viel von ihr zu erzählen, und was ich von ihr berichtet habe, ist nichts Gutes gewesen. Es ist mir fast, als schlüge mich mein Gewissen. Sie war doch gutmütig und lebensfroh, als sie noch jung war, und viele lustige Geschichten von ihr haben mein Herz erfreut, wenn auch hier nicht der Ort ist, sie zu erzählen.

Aber es ist so, obgleich die arme Wanderin es nicht wußte, daß die Seele immer hungert. Von Tand und Spiel kann sie nicht leben. Bekommt sie keine andere Nahrung, zerfleischt sie, einem wilden Tiere gleich, zuerst andere und zuletzt sich selbst.

Das ist der Sinn der Geschichte.

7

Mittsommerzeit

Es war ein heißer Sommer damals wie jetzt, wo ich dieses schreibe. Die herrlichste Zeit des Jahres war gekommen.

Es war die Zeit, wo Sintram, der böse Gutsherr auf Fors, sich ängstigte und grämte. Ihn ärgerte der Sieg des Lichtes über alle vierundzwanzig Stunden des Tages und die Niederlage der Nacht. Er ergrimmte über den Blätterschmuck der Bäume und über den bunten Teppich der Wiesen.

Alles hüllte sich in Schönheit. Jeder Weg, er mochte noch so grau und schmutzig sein, bekam doch seine Einfassung von Blumen: gelbe und blaue Sommerblumen, Hundskraut und Löwenzahn.

Als die Pracht des Johannistags über den Bergen lag und die Glockentöne der Broer Kirche durch die wogende Luft sogar bis nach Fors drangen, als die unbeschreibliche Ruhe des Feiertages das ganze Land beherrschte, da erhob er sich zornig. Es schien ihm, als wagten Gott und Menschen zu vergessen, daß er auch noch da sei, und er beschloß, ebenfalls in die Kirche zu fahren. Alle, die dort dem Sommer entgegenjubelten, sollten ihn sehen, ihn, Sintram, den Verehrer der Dunkelheit ohne Morgen, des Todes ohne Auferstehung, des Winters ohne Frühling.

Er zog seinen Wolfspelz und die Pelzhandschuhe an. Er ließ den Fuchs vor seinen Schlitten spannen und an das glänzende, mit Muscheln verzierte Geschirr Schellen hängen. Ausgerüstet wie bei dreißig Grad Kälte fuhr er in die Kirche. Er glaubte, das Knirschen unter den Hufen komme von der scharfen Kälte, und er hielt die weißen Schaumflocken auf dem Rücken des Pferdes für Reif. Er selbst fühlte keine Wärme. Kälte strahlte von ihm aus, die Wärme von der Sonne.

Er fuhr über die große Ebene, die sich nördlich von der Broer Kirche ausbreitet. Er kam an großen, reichen Dörfern vorüber und an Feldern, über denen trillernde Lerchen schwebten. Nirgends habe ich die Lerchen so singen

hören wie über diesen Feldern, und ich habe mich oft gefragt, ob es ihm wirklich möglich gewesen sei, diesen Hunderten von Sängern sein Ohr zu verschließen.

An vielem mußte er vorübergehen, was ihn sehr geärgert hätte, wenn er ihm nur einen Blick geschenkt hätte. Er hätte vor jeder Haustür zwei schwanke Birken gesehen, und durch die geöffneten Fenster hätte er in Zimmer hineinsehen können, die mit Blumen und grünen Zweigen geschmückt waren. Das kleinste Bettelmädchen kam mit einem Fliederzweig in der Hand daher, und jede Bäuerin trug ein kleines Sträußchen auf dem Taschentuch.

Auf den Höfen standen Maibäume mit schlaffen Blumen und welkenden Kränzen. Um sie herum war das Gras niedergetreten, denn hier war in der Nacht lustig getanzt worden.

Drunten auf dem Löfven drängen sich die Flösser. Zur Feier des Tages sind die kleinen weißen Segel gehißt, obgleich kein Wind sie füllt, und an jedem Maste hängt ein grüner Kranz.

Auf den vielen Wegen, die nach Bro führten, kamen die festlich gekleideten Kirchgänger dahergewandelt. Die Frauen sahen in ihren hellen selbstgewebten Sommerkleidern, die gerade zum Fest fertig geworden waren, besonders hübsch aus.

Und die Menschen konnten sich gar nicht genug freuen über den Feiertagsfrieden und die Ruhe vor der Arbeit des Werktags, über die angenehme Wärme, über die vielversprechende Ernte und über die Erdbeeren am Wegrande, die schon anfingen sich rot zu färben. Sie gaben auf die Stille der Luft acht, auf den wolkenlosen Himmel und das Zwitschern der Lerchen, und sie sagten: „Man merkt, daß heute der Tag des Herrn ist."

Da kam Sintram dahergefahren. Er fluchte und schwang die Peitsche über dem störrischen Pferde. Der Sand knirschte unangenehm unter den Schlittenkufen, der schrille Ton seiner Schellen übertönte den Klang der Kirchenglocken. Seine Stirne war unter der Pelzmütze finster gerunzelt.

Da erschraken die Kirchgänger, und es war ihnen, als hätten sie den Bösen selbst gesehen. Nicht einmal heute,

am Tag des Sommerfestes, durften sie das Böse und die Kälte vergessen. Bitter ist das Los der Erdenpilger!

Die vielen Leute, die im Schatten der Kirchenmauern standen oder auf der Friedhofmauer saßen und dort den Anfang des Gottesdienstes erwarteten, betrachteten Sintram mit schweigendem Staunen, als er nun auf die Kirchentür zuging. Eben noch hatte der herrliche Tag ihre Herzen mit Freude darüber erfüllt, daß sie noch auf Erden wandeln und die Schönheit des Lebens genießen durften; aber bei dem Anblick dieses Mannes überfiel sie eine Ahnung kommenden Unheils.

Sintram trat in die Kirche und nahm in seinem Stuhle Platz. Er warf die Handschuhe so hart auf die Bank, daß man das Klappern der in dem Fell eingenähten Wolfskrallen in der ganzen Kirche hörte. Und ein paar Frauen, die sich schon in den vordersten Bänken niedergelassen hatten, fielen beim Anblick der zottigen Gestalt in Ohnmacht und mußten hinausgetragen werden.

Aber niemand wagte es, Sintram fortzujagen. Er störte allerdings die Andacht der Gemeinde, aber er war viel zu gefürchtet, als daß jemand das Herz gehabt hätte, ihn aus der Kirche zu weisen.

Umsonst redete der alte Pfarrer von der schönen herrlichen Sommerzeit. Kein Mensch hörte ihm zu. Die Leute dachten nur an die Bosheit und die Kälte und an das kommende Unheil, das die Anwesenheit des bösen Gutsherrn ihnen verkündigte.

Als der Gottesdienst vorüber war, sah man ihn den steilen Abhang des Hügels, auf dem die Kirche liegt, hinaufsteigen. Von dort sah er auf den Brobyer Sund hinunter. Sein Blick glitt an der Propstei vorbei und hinaus auf die drei Landzungen des westlichen Ufers bis zum Löfven. Man sah, wie er die Faust ballte und sie drohend über dem Sunde und dessen grünen Ufern schüttelte. Dann schweiften seine Blicke nach Süden über den unteren Löfven hin bis zu den bläulichen weit vorspringenden Landzungen, die ihn scheinbar abschließen. Und nach Norden flogen seine Blicke meilenweit hinaus, am Gurlittafelsen vorbei bis hinauf zum Björnidet, wo der See zu Ende ist. Er schaute nach Westen und Osten, wo die langen Bergketten das Tal einfassen, und ballte

wieder die Faust, und alle fühlten, daß der schlimme Gutsherr, wenn er jetzt den Blitzstrahl in seiner rechten Hand hielte, ihn in wilder Freude auf das friedliche Land hinabschleudern würde, um Jammer und Tod zu verbreiten, so weit seine Macht reichte.

Denn jetzt hatte er sein Herz so an das Böse gewöhnt, daß ihm nur das Elend anderer noch Freude bereitete. Er hatte sich selbst allmählich gelehrt, alles Häßliche und Schlechte zu lieben. Er war wahnsinniger als ein vollkommen Verrückter; aber das verstand niemand.

Seltsame Gerüchte kamen über ihn in Umlauf. So hieß es, daß der Bart des Schlüssels abgebrochen sei, als der Küster die Kirchentür zuschließen wollte; ein fest zusammengefaltetes Papier habe im Schlüsselloch gesteckt. Er gab das Papier dem Propst. Es war, wie man sich denken kann, ein Schreiben an ein Wesen in der andern Welt gewesen.

Viel wurde darüber gemunkelt, was in dem Schreiben gestanden habe. Der Propst hatte das Papier verbrannt, aber der Küster hatte zugesehen, als das Teufelszeug verbrannte. Feuerrot hatten die Buchstaben auf schwarzem Grunde geleuchtet. Er hatte sie lesen müssen. Und da las er — so behaupteten die Leute — daß der Böse das Land verwüsten wolle, und zwar so weit umher als man den Broer Kirchturm sehen könne. Der Wald sollte um die Kirche her wachsen und sie verdecken, Bären und Füchse sollten in den Wohnungen der Menschen hausen. Die Acker sollten unbestellt bleiben, und in der ganzen Gegend sollte weder ein Hund bellen noch ein Hahn krähen. Der böse Sintram würde seinem Herrn damit dienen, daß er jedermann Unglück bringe.

Und die Leute warteten in stiller Verzweiflung, denn sie wußten, daß die Macht des bösen Mannes sehr groß war, daß er alles Lebendige haßte, daß er wünschte, die Wildnis ins Tal hereindringen zu sehen, und daß er gerne Pestilenz, Hungersnot und Krieg in seinen Dienst genommen hätte, um alle auszurotten, die die segensreiche, freudenbringende Arbeit liebten.

8

Frau Musika

Da nichts Gösta Berling aufzuheitern vermochte, seit er damals der jungen Gräfin zur Flucht verholfen hatte, beschlossen die Kavaliere, bei der guten Frau Musika, die eine mächtige Fee ist und so viele Unglückliche tröstet, Hilfe zu suchen.

Deshalb ließen sie an einem Juliabend die Türen und Fenster des großen Saales weit aufmachen. Sonne und Luft wurden eingelassen; des späten Abends große, rote Sonne und kühle, milde, erfrischende Luft.

Die gestreiften Überzüge wurden von den Möbeln genommen, das Klavier wurde geöffnet und der verhüllende Tüll von den venetianischen Kronleuchtern entfernt. Die goldenen Greife unter den weißen Marmorplatten durften wieder im Lichte glänzen. Die weißen Göttinnen tanzten auf dem schwarzen Felde über den Spiegeln. Die wunderlich geformten Blumen des Seidendamastes schimmerten in der Abendröte. Rosen wurden gepflückt und hereingetragen. Der ganze Saal ward von ihrem Duft erfüllt. Es gab auf Ekeby wunderbare Rosen, deren Namen niemand kannte; sie waren aus fremden Ländern hergebracht worden. Es gab da gelbe Rosen, in deren Adern es rot schimmerte wie in denen der Menschen, und gelbweiße mit zerflatterten Rändern, und die rosenroten mit den großen Blättern, die ganz außen am Rand farblos wie Wasser sind, und die ganz dunkelroten mit den schwarzen Schatten. Man holte sie alle herein, die schönen Rosen Altringers, die er aus fernen Ländern hatte kommen lassen, um die Augen holder Frauen zu erfreuen.

Dann werden Notenpulte, Blechinstrumente, Bogen und Geigen in allen Größen hereingebracht, denn die gute Frau Musika ist es, die nun auf Ekeby versuchen soll, Gösta Berling zu trösten.

Frau Musika hat die Oxfordsymphonie des freundlichen Vater Haydn ausgewählt, und die Kavaliere haben sie einüben müssen. Patron Julius führt den Taktstock, und die andern spielen die verschiedenen Stimmen. Alle

Kavaliere können spielen — sonst wären sie keine Kavaliere.

Als alles bereit ist, wird nach Gösta geschickt. Er ist noch immer schwach und gedrückt, aber er freut sich doch über den prächtigen, geschmückten Saal und die schöne Musik, die er bald hören wird. Denn das ist ja altbekannt, daß die gute Frau Musika für den, der leidet, die beste Gesellschaft ist. Sie ist munter und fröhlich wie ein Kind. Sie ist feurig und hinreißend wie ein junges Weib. Sie ist gut und weise wie die Alten, die ein gutes Leben geführt haben.

Und dann spielen die Kavaliere, leise, ganz leise, wie ein mildes Säuseln.

Der kleine Ruster nimmt die Sache ernst. Er liest die Noten mit einer Brille auf der Nase, küßt sanfte Töne aus der Flöte heraus und läßt die Finger auf den Klappen und Löchern spielen. Onkel Eberhard sitzt gebückt über dem Cello, die Perücke ist ihm aufs Ohr gerutscht, die Lippen beben vor Erregung. Bergh steht stolz da mit seinem langen Fagott. Er vergißt sich hin und wieder und setzt mit der ganzen Kraft seiner Lungen ein; aber da schlägt Patron Julius ihn mit dem Taktstock auf seinen dicken Schädel.

Gut geht es, brillant geht's. Aus der toten Notenschrift zaubern sie die Frau Musika selbst heraus. Entfalte deinen Zaubermantel, liebe Frau Musika, und führe Gösta Berling zurück in das Land der Freude, wo er zu leben pflegte!

Ach, daß es Gösta Berling ist, der bleich und niedergedrückt dasitzt, und daß die alten Herren ihn aufheitern müssen, als wäre er ein Kind! Da sieht es traurig aus mit der Freude in Wermland!

Ich weiß wohl, warum die Alten ihn liebten. Ich weiß wohl, wie lang ein Winterabend sein kann, und wie da auf den einsamen Gehöften der Trübsinn sich der Gemüter bemächtigt. Ja, ich verstehe recht gut, wie es ist, wenn er sich einstellt.

O, denkt euch einen Sonntagnachmittag, wo die Arbeit ruht und die Gedanken allmählich matt werden! Denkt euch, daß der anhaltende Nordwind Kälte ins Zimmer hereinjage, eine Kälte, bei der alles Einheizen nichts

nützt! Denkt euch ein einziges Talglicht, das unaufhörlich geputzt werden muß! Denkt euch den einförmigen Gesang geistlicher Lieder in der Küche!

Nun, und dann ertönt plötzlich Schlittengeläute, schnelle Füße stampfen sich draußen auf den Stufen den Schnee von den Schuhen, und Gösta Berling tritt lachend und mit einem Scherz auf den Lippen ins Zimmer. Er bringt lauter Leben, lauter Wärme mit sich. Er schlägt das Klavier auf und spielt so schön, daß man sich nur über die alten Saiten wundern muß. Er kann alle Lieder singen, jede Melodie spielen. Er macht alle Hausbewohner glücklich. Ihn fror nie, er war niemals müde. Bei seinem Anblick vergaß der Betrübte seine Sorgen. Ach, was für ein gutes Herz er hatte! Wie mitleidig war er gegen die Armen und Schwachen! Und welch ein Genie! Ja, ihr hättet nur die Alten von ihm reden hören sollen!

Aber jetzt bricht er mitten im Spiel in Tränen aus. Das Leben, das ganze Leben erscheint ihm unsäglich traurig. Er verbirgt das Gesicht in den Händen und weint. Die Kavaliere erschrecken. Dies sind nicht die sanften, heilenden Tränen, die ihre liebe Frau Musika hervorzulocken pflegt. Er schluchzt zum Herzbrechen. Ganz ratlos legen sie die Instrumente aus der Hand.

Und die gute Frau Musika, die Gösta Berling lieb hat, ist auch nahe daran, den Mut zu verlieren; aber dann fällt ihr ein, daß sie noch einen gewaltigen Kämpen unter den Kavalieren hat.

Lövenborg ist es, der sanfte Lövenborg, der seine Braut einst in dem trüben, gelben Flusse verloren hat, und der Gösta ergeben ist wie sonst keiner. Er schleicht sich nun ans Klavier hin, geht um das Instrument herum, befühlt es vorsichtig und fährt mit weicher Hand liebkosend über die Tasten.

Drüben im Kavalierflügel hat Lövenborg einen großen hölzernen Tisch, auf den er eine Klaviatur gemalt und einen Notenständer gestellt hat. Stundenlang kann er davorsitzen und die Finger über die weißen und schwarzen Tasten gleiten lassen. Da übt er Tonleitern und Etüden, und da spielt er seinen Beethoven. Er spielt immer nur Beethoven. Frau Musika hat ihm mit besonderer Gnade

beigestanden, so daß er sich viele von den sechsunddreißig Sonaten abschreiben konnte.

Aber der Alte wagt sich nie an ein anderes Instrument als an seinen hölzernen Tisch. Vor dem Klavier hat er eine ehrfurchtsvolle Scheu. Es lockt ihn, aber es erschreckt ihn noch mehr. Das schrille Instrument, auf dem andere so viele Tänze heruntergehämmert haben, ist ihm ein Heiligtum. Er hat nie gewagt, es zu berühren. Wie ist es nur möglich, daß dieses wunderbare Ding mit den vielen Saiten den Werken der großen Meister Leben zu geben vermag! Er braucht nur das Ohr darauf zu legen, dann hört er sogleich Andante und Scherzo drinnen säuseln. Ja, das Klavier ist der Altar, wo Frau Musika verehrt werden soll. Aber niemals hat er darauf gespielt. Er selbst wird ja in seinem ganzen Leben nie so reich sein, um sich eins zu kaufen, und auf diesem hier hat er nie zu spielen gewagt; die Majorin hatte ihn auch niemals dazu aufgefordert.

Er hat freilich Polka und Walzer darauf trommeln und Bellmanmelodien darauf klimpern hören. Doch bei so gottloser Musik konnte das herrliche Instrument ja nur schreien und jammern. Nein, wenn Beethoven käme, da würde es seinen richtigen, lieblichen Klang ertönen lassen.

Jetzt glaubt er die Stunde für sich selbst und für Beethoven gekommen. Er wird Mut fassen und das Heiligtum berühren, und er wird seinen jungen Herrn und Meister mit dem jetzt schlummernden Wohllaut erfreuen. Er setzt sich nieder und beginnt zu spielen. Er fühlt sich ganz unsicher und aufgeregt, aber er schlägt doch prüfend ein paar Takte an und versucht in die richtige Tonart hineinzukommen. Er runzelt die Stirne, versucht es noch einmal, dann schlägt er die Hände vors Gesicht und bricht in Tränen aus.

Ja, liebe Frau Musika, das ist eine bittere Enttäuschung für ihn. Das Heiligtum ist gar kein Heiligtum. Es enthält keine klaren, holden Töne, keine lieblichen Träume, keinen betäubenden, grollenden Donner, keinen mächtig dahinbrausenden Orkan; nichts, nichts von dem unendlichen Wohllaut, der die Luft des Paradieses erfüllte, ist darin zurückgeblieben. Es ist ein altes, klapperiges Klavier und weiter nichts.

Aber da gibt Frau Musika dem schlauen Beerencreutz einen Wink. Er nimmt Ruster mit sich; sie gehen hinüber in den Klavierflügel und holen Lövenborgs Tisch mit der gemalten Klaviatur.

„Sieh hier, Lövenborg," sagt Beerencreutz, als sie mit dem Tisch zurückkommen, „hier hast du dein eigenes Klavier. Spiel Gösta etwas auf diesem."

Da hört Lövenborg zu weinen auf, und er spielt seinem jungen, betrübten Freunde Beethoven vor. Nun wird er gewiß wieder froh werden!

Im Kopfe des Alten erklingen die herrlichsten Töne. Er ist fest überzeugt, daß Gösta hört, wie schön er spielt. Gösta merkt ganz gewiß, wie ausgezeichnet ich heute abend spiele, denkt er. Es gibt keine Schwierigkeiten mehr für ihn. Er spielt seine Läufe und Triller ohne jede Anstrengung. Die schwersten Griffe überwindet er mit Leichtigkeit. Er wünschte nur, daß der große Meister selbst ihn hören könnte.

Und je länger er spielte, desto begeisterter wird er.

„Leid, Leid," spielt er, „warum sollte ich dich nicht lieben? Weil deine Lippen kalt und deine Wangen verblüht sind, weil deine Umarmung erstickt und deine Blicke versteinern?

Leid, Leid! Du bist eine von jenen stolzen, schönen Frauen, deren Liebe so schwer zu gewinnen ist, die aber heißer brennt als die aller andern. Du Verstoßene, ich nahm dich an mein Herz und liebte dich. Ich wärmte deine erstarrten Glieder mit meinen Liebkosungen, und deine Liebe hat mich glücklich gemacht.

Ach, was habe ich gelitten! Wie habe ich mich in Sehnsucht verzehrt, seit ich sie verloren habe, die mir vor allen teuer war. Nacht war es um mich her, Nacht in mir selbst. In heißem Gebet lag ich auf den Knien, in verzweiflungsvollem Flehen, das nicht erhört wurde. Der Himmel war und blieb verschlossen. Aus dem sternbesäten Himmelsraum stieg kein Engel herab, um mich zu trösten.

Aber meine Sehnsucht schlug den verhüllenden Vorhang zurück. Und da kamst du, du schwebtest zu mir herab auf den Strahlen des Mondes. Lichtumflossen erschienst du mir, o meine Geliebte, ein Lächeln auf den

Lippen, im Kreise fröhlicher Genien. Sie trugen Rosenkränze um die Stirne und spielten auf der Zither und der Flöte. Selig war ich, als ich dich sah.

Aber du verschwandest, verschwandest. Und für mich waren die Mondstrahlen keine Brücke, auf der ich dir hätte folgen können. Auf der Erde lag ich ohne Flügel, gebunden ans Irdische. Meine Klagen glichen dem Brüllen des wilden Tieres, dem betäubenden Donner des Gewitters. Den Blitz hätte ich dir gern als Boten gesandt. Mochte das Feuer der Erde das Wachstum zerstören, mochte die Pest die Menschen hinwegraffen! Ich rief den Tod und den Abgrund an. Die Qual des ewigen Feuers schien mir Wollust zu sein im Vergleich mit meinem Elend.

Leid, Leid! Da wurden wir Freunde. Warum hätte ich dich nicht lieben sollen, so wie man jene stolzen, strengen Frauen liebt, deren Liebe schwer zu erringen ist, aber heißer brennt als die aller andern?"

So spielte Lövenborg, der arme Mystiker. Strahlend vor Begeisterung und Rührung saß er da; er hörte die wunderbarsten Töne und war fest überzeugt, daß Gösta sie auch hören müsse und aus ihnen Trost schöpfen werde. Gösta betrachtete ihn unverwandt. Zuerst war er ärgerlich über dieses Gaukelspiel, aber allmählich machte der Verdruß einer weicheren Stimmung Platz. Er war unwiderstehlich, der Alte, der dort seinen Beethoven in tiefster Seele genoß.

Und Gösta mußte daran denken, daß auch dieser jetzt so sanfte und heitere Mann einst in schweres Leid versenkt gewesen war, daß auch er die Geliebte verloren hatte. Und nun saß er strahlend glücklich vor einem hölzernen Tisch. Mehr bedurfte es also nicht, um einen Menschen glücklich zu machen?

Er fühlte sich gedemütigt. „Wie, Gösta," sagte er zu sich selbst, „kannst du nicht mehr leiden, nichts mehr ertragen? Du, der sein Leben lang in Armut abgehärtet worden ist, du, der gehört hat, wie jeder Baum im Walde, jede Erdscholle auf der Wiese Geduld predigt, du, der in einem Lande aufgewachsen ist, wo der Winter streng und der Sommer nur kurz ist, hast du die Kunst des Ausharrens vergessen?

Ach Gösta, ein Mann muß alles, was das Leben bringt, mit mutigem Herzen und lächelnden Lippen hinnehmen, sonst ist er kein Mann. Traure, so viel du willst, um den Verlust deiner Geliebten, laß Gewissensqualen in deinem Innern wühlen und nagen, aber zeige dich als einen Mann, als einen Wermländer. Laß den Blick freudig aufleuchten und tritt deinen Freunden mit fröhlichen Worten entgegen.

Ernst ist das Leben, ernst ist die Natur. Aber sie erwecken Mut und Freude als Gegengewicht gegen ihre eigene Strenge, sonst könnte sie wohl niemand ertragen.

Mut und Freude! Scheint es nicht, als seien sie die Hauptsache, die erste Pflicht im Leben? Du hast sie bis jetzt nie verleugnet, du wirst sie auch jetzt nicht verleugnen.

Bist du schlechter als Lövenborg, der da an seinem hölzernen Klavier sitzt, als alle die andern Kavaliere, die mutigen, die sorglosen, die ewig jungen? Du weißt wohl, daß jeder von ihnen das Leid kennen gelernt hat."

Und Gösta Berling läßt den Blick über sie hinschweifen. Ach, welch ein Anblick! Da sitzen sie alle mit tiefernsten Gesichtern und lauschen der Musik, die keiner hört.

Plötzlich wird Lövenborg durch ein fröhliches Lachen aus seinen Träumen gerissen. Er nimmt die Hände von den Tasten und lauscht wie verzückt. Das ist Gösta Berlings altes Lachen, sein gutes, freundliches, ansteckendes Lachen. Dies ist die holdeste Musik, die der Alte je in seinem Leben gehört hat.

„Ich habe es ja gewußt, daß Beethoven dir helfen würde!" ruft er aus. „Nun bist du wieder gesund!"

Seht, auf diese Weise hat also die gute Frau Musika Gösta Berling von seiner Schwermut geheilt.

9

Der Brobyer Pfarrer

Eros, du allherrschender Gott, du weißt wohl, daß man oft glauben könnte, dieser oder jener Mensch habe das Joch deiner Herrschaft ganz abgeschüttelt. Alle die schönen Gefühle, die die Menschenkinder vereinen, scheinen

in seinem Herzen erstorben zu sein. Der Wahnsinn streckt schon seine Krallen nach dem Unglücklichen aus — aber, da kommst du in deiner Allmacht, du, der Schirmherr des Lebens, und wie der heilige Stab Arons treibt das vertrocknete Herz wieder Blüten.

Es gibt keinen größeren Geizhals als den Pfarrer von Broby, keinen, der durch seine Bosheit und seine Unbarmherzigkeit seinen Beichtkindern ferner stünde als er. Seine Zimmer werden im Winter nicht geheizt, er sitzt auf einer rohen Holzbank, er kleidet sich in Lumpen, lebt von trockenem Brot und wird wütend, wenn ein Bettler über seine Schwelle tritt. Er läßt das Pferd im Stalle hungern, seine Kühe fressen das magere Gras am Wegrande und das auf der Mauer seines Hauses wachsende Moos. Bis hinaus auf die Landstraße dringt das jämmerliche Blöken der hungrigen Schafe. Die Bauern geben ihm Speisereste, die ihre Hunde nicht fressen wollen, und alte Kleider, die ihre Armen verschmähen. Seine Hand ist stets ausgestreckt, um zu betteln, sein Rücken krümmt sich von untertänigem Danken. Er bettelt von den Reichen und leiht den Armen. Wenn er irgend ein Geldstück sieht, so brennt sein Herz vor Begierde, bis es sich in seiner Tasche befindet. Wehe dem, der ihn am Verfalltage nicht bezahlen kann!

Er hatte sich erst spät verheiratet; aber es wäre besser gewesen, wenn er es nie getan hätte, denn er hat seine Frau gequält, und sie starb vor der Zeit, als ihre letzten Kräfte verzehrt waren. Jetzt dient seine Tochter bei Fremden. Er wird alt, aber das Alter mildert seine Begierde nach Besitz nicht. Der Wahnsinn des Geizes läßt ihn nicht mehr los.

An einem schönen Tage im Anfang August fährt eine von vier Pferden gezogene schwere Karosse den Brobyer Hügel hinauf. Ein altes, feines Edelfräulein kommt mit großem Gepränge, mit Kutscher, Diener und Kammerjungfer, dahergefahren. Sie kommt, um den Brobyer Pfarrer zu besuchen. Er ist ihre Jugendliebe gewesen. Er war als Hauslehrer auf das Gut ihrer Eltern gekommen, und da hatten sie einander kennen und lieben gelernt; aber die stolze Familie hatte sie getrennt. Und jetzt fährt sie den Brobyer Berg hinauf, um ihn vor ihrem

Tode noch einmal zu sehen. Alles, was das Leben ihr noch gewähren kann, ist ein Wiedersehen mit dem Jugendgeliebten.

Das kleine, feine Fräulein sitzt in seine Träume versunken in dem großen Wagen. Sie fährt nicht den Brobyer Berg hinauf, um in einem ärmlichen Pfarrhause einzukehren, sie ist auf dem Wege nach der dichten, kühlen Laube im Park, wo der Geliebte ihrer harrt. Sie sieht ihn vor sich; er ist jung, er kann küssen, er kann lieben. Jetzt, wo sie weiß, daß sie ihn bald sehen wird, taucht sein Bild merkwürdig deutlich vor ihr auf. Wie schön ist er, ach, wie schön! Er kann schwärmen, er kann heiß erglühen, und er erfüllt ihr ganzes Ich mit dem Feuer der Begeisterung.

Sie selbst ist jetzt verblichen, verblüht und alt. Vielleicht wird er sie mit ihren sechzig Jahren nicht wieder erkennen; aber sie kommt ja nicht, um gesehen zu werden, sie kommt, um selbst zu sehen, um ihn, den Geliebten ihrer Jugend zu sehen, ihn, dem die Jahre nichts anhaben konnten, der noch immer jung, schön und warmherzig sein muß.

Sie kommt aus so weiter Ferne, daß keine Nachricht über den Brobyer Pfarrer je an ihr Ohr gedrungen ist.

Nun rasselt die Karosse den Hügel hinauf, und dort drüben taucht das Pfarrhaus auf.

„Um Gottes Barmherzigkeit willen gebt einem Armen ein Scherflein," winselt ein Bettler am Wege.

Die edle Dame reicht ihm eine Silbermünze und fragt zugleich, ob das Brobyer Pfarrhaus hier in der Nähe liege.

Der Bettler betrachtet sie mit einem schlauen, mißtrauischen Blick.

„Das Pfarrhaus liegt dort drüben," sagt er, „aber der Pfarrer ist nicht daheim, es ist überhaupt niemand zu Hause."

Das kleine, feine Fräulein wird todesblaß. Die kühle Laube verschwindet, der Geliebte ist nicht dort. Wie hatte sie auch erwarten können, ihn jetzt, nach vierzigjährigem Warten, dort zu finden.

Der Bettler fragte, was das gnädige Fräulein im Pfarrhause wolle.

Das gnädige Fräulein wolle den Pfarrer besuchen, lautete die Antwort. Der Pfarrer sei ein alter Bekannter von ihr.

Vierzig Jahre und vierzig Meilen haben zwischen ihnen gelegen. Und mit jeder Meile, die sie zurückgelegt hat, hat sie zugleich auch ein Jahr mit seiner Last von Sorgen und Erinnerungen hinter sich gelassen, so daß sie jetzt, wo sie vor dem Pfarrhaus angekommen, wieder ein zwanzigjähriges Mädchen ist, ohne Sorgen, ohne Erinnerungen.

Der Bettler betrachtete sie unverwandt, und in seinen Augen verwandelt sich die Zwanzigjährige in eine Sechzigjährige und die Sechzigjährige wieder in eine Zwanzigjährige.

Der Pfarrer komme am Nachmittag zurück, sagt der Bettler. Das gnädige Fräulein würde deshalb am besten tun, im Brobyer Gasthause abzusteigen und am Nachmittag noch einmal herzukommen. Da sei der Pfarrer daheim, dafür könne der Bettler einstehen.

Im nächsten Augenblick rollte die schwere Karosse mit dem kleinen, verblühten Fräulein den Berg hinunter nach dem Gasthofe. Der Bettler aber schaut ihr, am ganzen Leibe zitternd, nach. Es ist ihm, als müsse er niederknien und die Spuren ihres Wagens küssen.

Mit feinem Anstand, rasiert und herausgeputzt, in blankgewichsten Schuhen mit silbernen Schnallen, in seidenen Strümpfen, mit Jabot und Manschetten steht der Brobyer Pfarrer um Mittag vor der Frau des Propstes.

„Ein feines Fräulein," sagt er, „eine Grafentochter, Frau Pröpstin! Meint Ihr, daß ich, ein ganz armer Mann, sie bitten kann, bei mir einzukehren? Meine Fußböden sind geschwärzt, mein Wohnzimmer ist ohne Möbel, die Decke im Eßzimmer ist von Schimmel und Feuchtigkeit ganz grün. Helft mir, Frau Pröpstin! Bedenkt, daß sie eine vornehme Grafentochter ist."

„Laßt ihr sagen, Ihr wäret verreist."

„Liebste Frau Pröpstin, sie hat vierzig Meilen zurückgelegt, um mich armen Mann zu sehen. Sie weiß nicht, wie es bei mir aussieht. Ich habe kein Bett, das ich ihr anbieten könnte. Und ich habe auch keine Betten für ihre Dienerschaft."

„Dann laßt sie eben wieder wegfahren."

„Liebe, gute Frau Pröpstin, versteht Ihr nicht, was ich sagen will. Lieber möchte ich alles, was ich besitze, alles, was ich mit Mühe und Not zusammengespart habe, hingeben, als daß sie wieder fortfahren müßte, ohne daß ich sie unter meinem Dach aufgenommen hätte. Sie war zwanzig Jahre alt, als ich sie zuletzt sah, das ist nun vierzig Jahre her, o bedenkt dies, Frau Pröpstin! Helft mir, daß ich sie bei mir aufnehmen kann. Hier ist Geld, wenn Geld helfen kann, aber hier ist mehr als Geld nötig."

O Eros, alle Frauen lieben dich! Sie machen lieber hundert Schritte für dich als einen einzigen für die andern Götter.

In der Broer Propstei werden Zimmer, Küche und Speisekammer geleert. In der Broer Propstei werden Lastwagen voll geladen und nach dem Pfarrhause gefahren. Wenn der Propst aus dem Konfimationsunterricht nach Hause kommt, werden alle Zimmer geleert sein, und wenn er die Küchentür öffnet, um nach seinem Mittagessen zu fragen, so wird er auch dort niemand finden. Kein Mittagessen, keine Frau, keine Magd! Wer kann es ändern! Eros hat es so gewollt, Eros, der Allherrschende!

Am Nachmittag rasselt die schwere Karosse den Berg wieder herauf. Und das kleine Fräulein im Wagen fragt sich ängstlich, ob nicht ein neues Mißgeschick ihrer warte, ob es wirklich wahr sei, daß sie jetzt ihrer einzigen Lebensfreude entgegengehe.

Jetzt fährt die Karosse in den Pfarrhof ein, aber sie muß am Tor halten. Der große Wagen ist zu breit, der Torweg zu eng. Der Kutscher knallt mit der Peitsche; der Bediente flucht, aber die hinteren Räder sind festgeklemmt; keine Möglichkeit, sie loszumachen. Die Grafentochter kann nicht in den Hof des Geliebten einfahren.

Aber dort kommt jemand, dort kommt er. Er hebt sie aus dem Wagen, er trägt sie auf seinen Armen, deren Kraft noch ungebrochen ist, er drückt sie ebenso innig an sein Herz wie vor vierzig Jahren. Sie sieht seine Augen, die noch ebenso strahlen, wie sie gestrahlt haben, als sie erst fünfundzwanzig Lenze gesehen hatten.

Ein Sturm von Gefühlen ergreift sie — von Gefühlen, heißer als je zuvor. Sie muß daran denken, daß er

sie einmal die Stufen zur Terrasse hinaufgetragen hat. Sie, die geglaubt hatte, daß ihre Liebe in all diesen Jahren lebendig geblieben sei, hatte doch vergessen gehabt, wie schön es sei, von starken Armen umschlungen zu werden und in junge, strahlende Augen zu schauen.

Sie sieht nicht, daß er alt ist, sie sieht nur die Augen, die Augen.

Sie sieht nicht die schwarzen Fußböden, nicht die von Feuchtigkeit grünen Decken, sie sieht nur seine strahlenden Augen. Der Brobyer Pfarrer ist in diesem Augenblick ein stattlicher Mann, ein schöner Herr. Er wird schön, wenn er sie nur ansieht.

Sie hört seine Stimme, seine klare, starke Stimme, die wie liebkosend an ihr Ohr dringt. So spricht er nur mit ihr. Wozu brauchte er Möbel aus der Propstei, um seine leeren Zimmer zu füllen, wozu Speise, wozu Dienstboten? Das alte Fräulein würde wohl kaum etwas vermißt haben. Sie hört seine Stimme, sie sieht seine Augen.

Nie, niemals ist er so glücklich gewesen.

Wie zierlich er sich verbeugt, zierlich und stolz, als wäre sie eine Fürstin und er der bevorzugte Günstling. Er wendet in der Unterhaltung mit ihr all die umständlichen Redensarten an, die in seiner Jugend Mode gewesen sind. Sie lächelt nur dazu und ist glücklich.

Gegen Abend bietet er ihr den Arm, und sie gehen in dem alten, verwahrlosten Garten spazieren. Sie sieht nichts Häßliches und Vernachlässigtes. Verkrüppelte Büsche werden zu beschnittenen Hecken, das Unkraut breitet sich zu einem gleichmäßigen, glänzenden Rasenteppich aus, sie wandeln in schattigen Alleen, und aus dunklem Grün leuchten weiße Marmorgestalten hervor: die Jugend, die Treue, die Hoffnung, die Liebe!

Sie weiß, daß er verheiratet gewesen ist, aber sie denkt nicht daran. Wie hätte sie sich auch an so etwas erinnern können? Er ist ja sicherlich erst fünfundzwanzig, voll schwellender Jugendkraft. Wäre es möglich, daß aus ihm der geizige Brobyer Pfarrer werden könnte, aus diesem lächelnden Jüngling! Ab und zu klingt es in seinen Ohren wie die Botschaft von einem dunklen Schicksal. Aber der Jammer der Armen, die Verwünschungen der

Betrogenen, das Achselzucken der Verachtung, die Spottlieder, der Hohn, alles dies existiert jetzt noch nicht für ihn. In seinem Herzen glüht nur eine unschuldige, reine Liebe. Dieser stolze Jüngling wird sicher niemals das Gold so lieben lernen, daß er es aus dem gemeinsten Schmutz aufhebt, es von den Vorübergehenden erbettelt und, nur um es zu erlangen, Demütigungen, Schmach, Kälte und Hunger erduldet! Wird er sein Kind verhungern lassen, seine Frau quälen, dieses elenden Goldes wegen? Das ist unmöglich! Niemals wird er so werden. Er ist ein ebenso guter Mensch wie die andern, und kein Unmensch.

Seine Jugendgeliebte wandelt nicht an der Seite eines Verworfenen, der des Amtes, das er zu übernehmen gewagt hat, unwürdig ist. Nein, das tut sie nicht.

O Eros, allherrschender Gott, nicht an diesem Abend, nein, an diesem Abend ist er nicht der Brobyer Pfarrer, und auch nicht am nächsten Tag, und nicht am übernächsten!

Am dritten Tag reist sie ab. Das Tor ist erweitert worden. Die Karosse fährt so rasch über den Brobyer Hügel, wie ausgeruhte Pferde laufen können.

Welch ein Traum, welch ein wunderschöner Traum! In drei Tagen nicht eine Wolke!

Lächelnd fuhr sie zurück auf ihr Schloß und zu ihren Erinnerungen. Niemals wieder hörte sie seinen Namen nennen, und sie erkundigte sich auch nicht wieder nach ihm. Sie wollte diesen Traum festhalten, so lange sie lebte.

Der Brobyer Pfarrer saß in seinem leeren Hause und weinte wie ein Verzweifelter. Sie hatte ihn wieder jung gemacht. Würde er jetzt wieder alt werden? Würde der böse Geist wieder über ihn kommen und ihn wieder verabscheuenswert machen, so verabscheuenswert, wie er vorher gewesen war?

10

Patron Julius

Patron Julius trug seine rotangestrichene Truhe zum Kavalierflügel hinaus. Ein grünes Fäßchen, das ihn auf vielen Reisen begleitet hatte, füllte er mit duftendem Pomeranzenbranntwein, und in einen großen geschnitzten Proviantkasten packte er Butter, Brot und lebhaft grün und braun schimmernden alten Käse, fetten Schinken und kleine mit eingemachten Himbeeren gefüllte Pfannkuchen. Dann nahm Patron Julius mit Tränen in den Augen Abschied von der ganzen Ekebyer Herrlichkeit. Zum letztenmal streichelte er die alten Kegelkugeln und die rundwangigen Kinder der Arbeiter. Er besuchte noch einmal die Lauben im Garten und die Grotten im Park. Er war noch einmal in der Scheune und den Ställen, strich über das glänzende Fell der Pferde, schüttelte den bösen Stier an den Hörnern und ließ sich von den Kälbern die Hände lecken. Zuletzt ging er tränenden Auges nach dem Wohnhause, wo das Abschiedsmahl seiner wartete.

Wehe dem Leben! Wie kann es nur so viel Trübes bringen? Gift war in den Speisen, Galle im Wein. Den Kavalieren war der Hals wie zugeschnürt und dem Patron Julius desgleichen. Tränen verschleierten ihm den Blick. Die Abschiedsrede wurde von Schluchzen unterbrochen. Wehe dem Leben! Von nun an würde sein Dasein ein einziges langes Sehnen sein. Nie wieder würden sich seine Lippen zum Lächeln verziehen, die Lieder würden aus seinem Gedächtnis verschwinden wie die Blumen im Herbst von der Erde. Er würde verblassen, abfallen, verwelken wie eine vom Frost getroffene Rose, wie eine dürstende Lilie. Niemals würden die Kavaliere den armen Julius wiedersehen. Dunkle Ahnungen zogen durch seine Seele, wie die Schatten sturmgepeitschter Wolken über unsere frischgepflügten Felder dahinjagen. Er würde nach Hause reisen, um zu sterben.

Von Gesundheit und Wohlbehagen strotzend stand er nun vor den Kavalieren. Sie würden ihn nie wiedersehen. Nie wieder würden sie ihn scherzend fragen, wann er zuletzt seine Zehenspitzen habe sehen können, nie wieder

sich seine Wangen zu Kegelkugeln erbitten. In seiner Leber und Lunge hatte sich eine böse Krankheit festgesetzt. Sie nagte und zehrte an ihm. Er hatte es schon lange gefühlt. Seine Tage waren gezählt.

Ach, ihr Kavaliere, behaltet den Toten in teurem Andenken! Ach, vergeßt ihn nicht!

Die Pflicht rief ihn. Zu Hause erwartete ihn seine Mutter. Seit siebzehn Jahren wartete sie auf seine Rückkehr von Ekeby. Jetzt hatte sie ihm geschrieben und ihn innig gebeten, doch heimzukehren, und er mußte folgen. Er wußte, daß es sein Tod sein würde, aber ein guter Sohn gehorcht seiner Mutter.

O die göttlichen Feste! O die lieblichen Uferwiesen, der stolze Gießbach! O die lustigen Abenteuer, die weißen glatten Tanzböden, der geliebte Kavalierflügel! O Geigen und Waldhörner, o Leben des Glücks und der Freude! Sich von dem allen losreißen war soviel wie sterben.

Nun ging Patron Julius in die Küche und verabschiedete sich von den Leuten. Von Rührung überwältigt umarmte und küßte er alle miteinander, von der Haushälterin an bis zu der Bettelfrau, die gerade in der Küche stand. Die Mägde weinten und bedauerten sein Geschick. Ach, daß ein so guter fröhlicher Herr so bald sterben müsse und sie ihn nie wieder sehen sollten! jammerten sie.

Patron Julius befahl, seine Chaise aus dem Wagenschuppen und sein Pferd aus dem Stalle zu holen. Die Stimme versagte ihm beinahe, als er diesen Befehl gab. Seine Chaise sollte also nicht in Ruhe auf Ekeby vermodern dürfen, und die alte „Kajsa" mußte auch von der wohlbekannten Krippe scheiden. Patron Julius wollte nichts Böses über seine Mutter sagen; wenn sie auch nicht an ihn dachte, so hätte sie doch auf die Chaise und Kajsa Rücksicht nehmen können. Wie würden diese beiden die lange Reise aushalten?

Aber am bittersten war doch der Abschied von den Kavalieren selbst.

Der kleine, runde Patron Julius, der mehr zum Rollen als zum Gehen geschaffen war, fühlte sich bis in die Fingerspitzen tragisch gestimmt. Er mußte an den

großen Athener denken, der im Kreise seiner weinenden Jünger den Giftbecher leerte. Er mußte an den alten König Gustav Wasa denken, der dem schwedischen Volke vorausgesagt hatte, daß es einst wünschen würde, ihn aus dem Grabe herauskratzen zu können.

Zuletzt sang er ihnen noch sein schönstes Lied vor. Er mußte an den Schwan denken, der sterbend singt. So sollten sie ihn in Erinnerung behalten; als einen königlichen Geist, der sich nicht zu Klagen erniedrigt, sondern unter holdseligen Tönen von hinnen geht.

Endlich war der letzte Becher geleert, das letzte Lied gesungen, der letzte Händedruck ausgeteilt. Er zog den Mantel an und nahm die Peitsche in die Hand. Kein Auge blieb trocken, und seine eigenen waren von dem heißaufsteigenden Schmerze getrübt, daß er fast nichts sehen konnte.

Da ergriffen ihn die Kavaliere und hoben ihn auf ihre Schultern. Donnernde Hurrarufe erschallten. Sie setzten ihn nieder, er wußte nicht, wo. Eine Peitsche knallte, das Fuhrwerk setzte sich unter ihm in Bewegung. Es fuhr mit ihm fort, und als der gute Julius wieder etwas unterscheiden konnte, befand er sich schon auf der Landstraße.

Wohl hatten die Kavaliere geweint und waren vom Abschiedsweh tief ergriffen gewesen, und doch hatte der Kummer nicht alle lustigen Einfälle ihres Herzens ersticken können. Einer von ihnen — war es Gösta Berling, der Poet, oder Beerencreutz, der killespielende alte Krieger, oder der lebensmüde Vetter Christoffer — hatte es so eingerichtet, daß weder Kajsa ihren Stall noch die wacklige Chaise ihren Schuppen zu verlassen brauchten. Aber ein großer, rötlicher Ochse war vor einen Leiterwagen gespannt, die rote Truhe, das grüne Fäßchen, der geschnitzte Proviantkasten darauf gestellt worden, und schließlich war Patron Julius selbst, dessen Augen von Tränen getrübt waren, nicht auf den Kasten, nicht auf die Truhe, sondern auf den Rücken des rötlichen Ochsen gesetzt worden.

Seht, so ist der Mensch, zu schwach, um den Kummer mit aller seiner Bitterkeit auf sich zu nehmen! Wohl trauerten die Kavaliere um den Freund, der von ihnen

ging, um zu sterben, diese welkende Lilie, diesen zum Tode getroffenen Singschwan, aber doch löste sich die Beklemmung ihrer Herzen, als sie ihn auf dem Rücken des großen Ochsen wegreiten sahen, während sein dicker Leib von Schluchzen erbebte, seine zu einer letzten Umarmung ausgebreiteten Arme verzweifelt herabsanken und seine Augen Gerechtigkeit bei einem unfreundlichen Himmel suchten.

Draußen auf der Landstraße begann der Nebel sich vor Patron Julius' Augen zu zerteilen, und er sah, daß er auf dem wiegenden Rücken eines Tieres saß. Und es wird behauptet, daß er angefangen habe, sich schwere Gedanken darüber zu machen, was doch in siebzehn langen Jahren alles geschehen könne. Die alte Kajsa hatte sich sichtlich verändert. Hatten der reichlich zugemessene Hafer und die Kleefelder auf Ekeby das bewirken können? Und er rief — ich weiß nicht, ob es die Steine auf der Landstraße oder die Vögel in den Büschen gehört haben — aber wahr ist es, daß er rief: „Hol mich der Teufel, Kajsa, aber ich glaube wahrhaftig, du hast Hörner bekommen!"

Nachdem er noch eine Weile über dieses wunderbare Ereignis nachgedacht hatte, ließ er sich von dem Rücken des Ochsen herabgleiten, stieg auf den Wagen, setzte sich auf den Proviantkasten und fuhr in trüber Stimmung weiter.

Nach einer Weile, als er nahe bei Broby war, hörte er einen taktfesten Gesang:

„Eins, zwei, drei,
eins, zwei, drei,
Wermlands Jäger kommen herbei."

So tönte es ihm entgegen, aber nicht die wermländischen Jäger, sondern die lustigen Fräulein von Berga mit den hübschen Töchtern des Munkeruder Amtmanns kamen auf der Straße daher. Sie hatten ihre kleinen Butterbrotpakete an langen Stöcken befestigt, die sie wie Gewehre schulterten, und marschierten mutig und taktfest in der Sommerhitze. „Eins, zwei, drei, eins, zwei, drei..."

„Wohin, Patron Julius?" riefen sie, als sie ihn er-

blickten, ohne der Kummerwolken zu achten, die seine Stirne bedeckten.

„Ich habe das Heim der Sünde und der Eitelkeit verlassen," antwortete Patron Julius. „Ich will nicht länger unter leichtsinnigen, nichtsnutzigen Leuten leben. Ich kehre zu meiner Mutter zurück."

„Ach, das kann nicht wahr sein, Patron Julius. Ihr wollt doch Ekeby nicht verlassen?"

„Doch," sagte er und schlug mit der Faust auf die Truhe. „Wie Lot aus Sodom und Gomorra geflohen ist, so fliehe ich aus Ekeby. Nun gibt es dort keinen Gerechten mehr. Aber wenn ein Abgrund sich unter ihnen öffnet, wenn es Schwefel vom Himmel herabregnet, dann werde ich mich über Gottes gerechtes Gericht freuen. Adieu, ihr Mädchen, und hütet euch vor Ekeby!"

Damit wollte er weiterfahren, aber das war durchaus nicht nach dem Sinn der lustigen Mädchen. Sie wollten den Dunderfelsen besteigen, und da sie also noch einen sehr weiten Weg vor sich hatten, wären sie gerne in Julius' Leiterwagen bis an den Fuß des Berges gefahren. Glücklich, wer sich an dem Sonnenschein des Lebens erfreuen kann und keines Kürbisses bedarf, um seinen Scheitel davor zu bewahren! Ehe zwei Minuten verflossen waren, hatten die Mädchen ihren Willen durchgesetzt. Patron Julius wendete um und fuhr in der Richtung nach dem Dunderfelsen weiter. Lächelnd saß er auf seinem Kasten, während sich der Wagen mit jungen Mädchen füllte. Am Wegrande wuchsen Gänseblumen, Ehrenpreis, wilde Wicken und Kuckucksblumen. Der Ochse mußte ab und zu ein wenig ausruhen; da sprangen die Mädchen vom Wagen und pflückten Blumen. Bald prangte ein prächtiger Kranz auf Julius' Haupt und einer auf den Hörnern des Ochsen.

Nach einiger Zeit erreichten sie eine Gruppe hellgrüner Buchen und dunkler Erlen. Wieder stiegen die Mädchen aus und brachen Zweige ab, um den Wagen zu schmücken, der bald aussah wie ein wandelnder Hain. Der ganze Tag verging unter Spielen und Scherzen.

Je weiter der Tag vorschritt, desto milder und freundlicher wurde Patron Julius gestimmt. Er teilte seine Vorräte mit den Mädchen und sang ihnen Lieder vor.

Als sie auf dem Gipfel des Dunderfelsens standen und die Landschaft so stolz und schön vor sich liegen sahen, daß ihnen beim Anblick dieser ganzen Schönheit die Tränen in die Augen traten, da schlug Patron Julius' Herz mit heftigen Schlägen, die Worte drängten sich ihm auf die Lippen, und er hielt eine Rede auf sein geliebtes Land.

„Ach, Wermland," sagte er, „du schönes, du herrliches Land! Oftmals, wenn ich dich auf einer Landkarte vor mir sah, habe ich mich vergeblich gefragt, was du eigentlich vorstelltest, aber jetzt weiß ich, wem du gleichst. Ein alter, frommer Eremit bist du, der, mit übereinandergeschlagenen Beinen und die Hände im Schoß, in stille Träume versunken ist. Über die halbgeschlossenen Augen hat er eine spitzige Mütze hereingezogen. Du bist ein Grübler, ein heiliger Träumer, und du bist sehr schön. Weite Wälder bilden dein Gewand. Von langen Bändern aus blauem Wasser, von nebeneinander herlaufenden bläulich schimmernden Hügelreihen ist es eingefaßt. Du bist so einfach, daß die Fremden gar nicht sehen, wie schön du bist. Du bist arm, wie die Frommen es zu sein trachten. Still sitzest du da und lässest dir vom Wenern die Füße und deine übereinandergeschlagenen Beine bespülen. Links hast du deine Erzgruben, dort ist dein klopfendes Herz. Im Norden liegen die schönen, dunkeln Landstriche der Einsamkeit, des Geheimnisses. Dort ist dein träumendes Haupt.

Wenn ich dich sehe, du Riesenhafter, du Ernster, füllen sich meine Augen mit Tränen. Du bist streng in deiner Schönheit; bei dir ist Erwägung, Armut, Entsagung, und doch sehe ich mitten in deiner Strenge die freundlichen Züge der Nachsicht. Ich sehe dich, und ich bringe dir meine Huldigungen dar. Werfe ich nur einen Blick auf deine Wälder, berührt mich nur ein Zipfel deines Gewandes, so bringt dies der Seele Genesung. Stunde um Stunde, Jahr um Jahr habe ich dein heiliges Antlitz geschaut. Welche Rätsel bergen sich da unter den gesenkten Augenlidern, du Gott der Entbehrung? Hast du das Rätsel des Lebens und des Todes gelöst, oder grübelst du noch immer darüber nach, du Heiliger, du Gewaltiger? Für mich bist du der Hüter großer,

ernster Gedanken. Aber ich sehe die Menschen auf dir und um dich herumkriechen, Geschöpfe, die den majestätischen Ernst deiner Stirne gar nicht zu verstehen scheinen. Sie sehen nur die Schönheit deines Antlitzes und deiner Glieder und lassen sich davon so hinnehmen, daß sie alles andere darüber vergessen.

Weh mir, weh uns Kindern des Wermlandes! Schönheit, Schönheit und nichts weiter fordern wir vom Leben. Wir Kinder der Entbehrung, des Ernstes, der Armut erheben die Hände zu einem einzigen langen Gebet und begehren nur ein einziges Gut: Schönheit. Das Leben soll wie ein Rosenbusch sein, an dem Liebe, Wein und Genuß blühen, und jeder soll das Recht haben, von den Rosen zu pflücken. Seht, dies wünschen wir, und doch trägt unser Land die Züge der Strenge, des Ernstes, der Entbehrung. Unser Land ist das Symbol ewigen Grübelns, aber wir haben keine Gedanken.

O Wermland, du schönes, du herrliches Land!"

So sprach Patron Julius mit Tränen in den Augen und mit vor Rührung zitternder Stimme. Die Mädchen hörten ihm verwundert und nicht ohne Bewegung zu. Wenig ahnten sie, wie tief das Gemüt war, das sich unter diesem von Scherz und Lachen sprudelnden Äußeren verbarg.

Als der Abend anbrach und alle wieder auf dem Wagen saßen, waren die Mädchen sich nicht klar darüber, wohin Patron Julius eigentlich mit ihnen fuhr, bis sie endlich vor der Ekebyer Freitreppe hielten.

„Jetzt müssen wir hinein und ein Tänzchen machen," sagte Patron Julius.

Aber was sagten die Kavaliere, als sie den Patron Julius mit einem verwelkten Kranz um den Hut und einem Wagen voll junger Mädchen ankommen sahen?

„Wir konnten uns wohl denken, daß die Mädchen ihn mitgenommen hatten, sonst wäre er wohl schon einige Stunden früher zurückgekommen," sagten sie.

Denn die Kavaliere wußten ganz genau, daß Patron Julius es jedes Jahr einmal versuchte, Ekeby für immer zu verlassen, und daß dies das siebzehnte Mal gewesen war. Jetzt hatte Patron Julius auch diesen Versuch schon wieder vergessen, wie alle die vorhergehenden. Sein Gewissen schlief wieder seinen einjährigen Schlaf.

Er war ein ausgezeichneter Mann, der Patron Julius. Er war ein flotter Tänzer, ein unermüdlicher Spieler. Er führte die Feder, den Pinsel, den Bogen mit gleicher Gewandtheit. Er hatte ein leichtgerührtes Herz, schöne Worte auf der Zunge und die Kehle voll herrlicher Lieder. Welch ein Mann hätte aus ihm werden können, wenn er nicht ein Gewissen gehabt hätte, das sich nur einmal im Jahr vernehmen ließ, ein Gewissen, das jenen Eintagsfliegen glich, die aus der dunkeln Tiefe heraufsteigen und Flügel erhalten, um nur wenige Stunden im Tageslicht und im Sonnenglanz zu leben!

11

Die tönernen Heiligen

Die Svartsjöer Kirche ist innen und außen ganz weiß, die Wände sind weiß, die Kanzel, die Bänke, der Chor, die Decke, die Fensterrahmen, das Altartuch, alles ist weiß. In der Svartsjöer Kirche findet sich kein Schmuck, keine Bilder, keine Wappenschilde. Nur auf dem Altar liegt ein weißes, leinenes Tuch, und darauf steht ein hölzernes Kreuz. Früher war es nicht so gewesen. Die Decke war bemalt, und viele bunte Figuren aus Stein und Ton fanden sich in diesem Gotteshaus.

Einstmals, vor vielen Jahren, hatte ein Künstler den Sommerhimmel in Svartsjö betrachtet und den Zug der Wolken beobachtet, die da oben der Sonne zuwallten. Er hatte die weißen, leuchtenden Wolken, die am Morgen unten am Horizonte stehen, höher und immer höher aufsteigen, größer und immer größer werden sehen, bis sie, jagenden Kolossen gleich, sich aufrichteten, um der Höhe zuzustürmen. Sie spannten Segel aus wie Schiffe; sie erhoben Standarten wie Krieger; sie zogen aus, um den ganzen Himmel einzunehmen. Vor der Sonne, der Beherrscherin des Weltraums, verstellten sich die wachsenden Ungetüme und nahmen eine ganz harmlose Gestalt an. Da war ein Löwe mit aufgesperrtem Rachen, und er verwandelte sich in eine gepuderte Dame. Da war ein Riese, dessen Arme jeden, den sie umschlängen, ersticken

zu wollen schienen, der legte sich hin wie eine träumende Sphinx. Einige verhüllten ihre weiße Nacktheit mit goldverbrämten Mänteln, andere schminkten sich die schneeweißen Wangen rot. Da waren Ebenen und Wälder, da waren auch Burgen mit hohen Türmen. Die weißen Wolken wurden die Beherrscher des Sonnenhimmels. Sie nahmen das ganze blaue Gewölbe ein. Sie erreichten die Sonne und verdeckten sie.

„Ach, wie schön," dachte da der fromme Künstler, „wenn die sehnsüchtigen Geister auf diese turmhohen Berge hinaufsteigen könnten und von ihnen wie auf einem schaukelnden Schiffe höher und immer höher hinaufgetragen würden!"

Und es wurde ihm auf einmal klar, daß die weißen Sommerwolken die Fahrzeuge sind, auf denen die Seelen der Seligen dahinziehen.

Er sah sie dort oben. Da standen sie auf den schwebenden Massen, Lilien in der Hand und goldene Kronen auf dem Kopfe. Der Weltraum hallte von ihrem Gesange wider, Engel schwebten auf starken, breiten Flügeln ihnen entgegen. O, welch eine Menge von Seligen! Je mehr sich die Wolken ausbreiteten, desto mehr wurden sichtbar. Sie ruhten auf den Wolkenschichten wie weiße Wasserrosen auf einem stillen Teiche. Sie schmückten sie, wie die Lilien die Wiese schmücken. Welch ein jubelndes Emporsteigen! Eine Wolke nach der andern wogte daher. Und alle waren dich besetzt mit himmlischen Heerscharen in silbernen Rüstungen, mit unsterblichen Sängern in purpurverbrämten Mänteln.

Dieser Künstler hatte später die Decke in der Svartsjöer Kirche gemalt. Er hatte die aufsteigenden Sommerwolken wiedergeben wollen, die die seligen Geister in die Herrlichkeit des Himmels tragen. Die Hand, die den Pinsel führte, war zwar kräftig, aber etwas steif gewesen, so daß die Wolken mehr Ähnlichkeit hatten mit den krausen Locken einer Allongeperücke als mit einem wachsenden Berg aus weicher Nebelmasse. Und auch die Heiligen hatte er nicht so wiederzugeben vermocht, wie sie sich in seiner Phantasie gebildet hatten, sondern er hatte sie nach Menschenweise in lange, rote Mäntel und hohe Bischofsmützen oder in schwarze Kaftane mit steifen Halskrausen

gekleidet. Er hatte sie mit großen Köpfen und kleinen Gliedern ausgestattet und ihnen Taschentücher und Gesangbücher in die Hand gegeben. Lateinische Sprüche flogen ihnen aus dem Munde, und für die, die er für die vornehmsten hielt, hatte er hölzerne Stühle auf den Wolkenkämmen angebracht, damit sie in einer bequemen, sitzenden Stellung in die Ewigkeit reisen könnten.

Da aber jedermann wußte, daß dem armen Künstler weder Geister noch Engel erschienen waren, verwunderte man sich nicht besonders darüber, daß er sie nicht hatte überirdisch schön machen können. Das fromme Werk des guten Meisters hatte auch manchen außerordentlich hold gedeucht und manche heilige Stimmung erweckt. Es wäre wohl würdig gewesen, auch von unsern Augen geschaut zu werden.

Aber im Kavalierjahre ließ Graf Dohna die ganze Kirche weiß übertünchen. Da wurde das Deckengemälde überstrichen, und alle die tönernen Heiligen wurden vernichtet.

Ach, diese tönernen Heiligen!

Es wäre besser für mich, wenn mir irgendein menschliches Elend einen solchen Kummer bereitet hätte, wie ich ihn über den Untergang der Heiligen empfand, ja, es wäre besser für mich, wenn die Grausamkeit der Menschen gegen ihre Nebenmenschen mich mit der Bitterkeit erfüllen könnte, die ich um dieser tönernen Heiligen willen geschmeckt habe.

Aber bedenkt einmal, was es da alles gegeben hatte! Einen St. Olof mit einer Krone auf dem Helm, einer Axt in der Hand und einem überwundenen Riesen unter den Füßen; auf der Kanzel stand eine Judith in rotem Mieder und blauem Rock, mit einem Schwert in der einen Hand und einem Stundenglas in der andern — anstatt des Haupts des assyrischen Feldherrn —; dann eine geheimnisvolle Königin von Saba in blauem Mieder und rotem Rock, mit einem Gänsefuß an dem einen Bein und in den Händen sibyllinische Bücher; ferner einen grauen St. Georg, der ganz allein auf einer Bank im Chor lag, denn Pferd und Drachen waren ihm zerschlagen; und auch einen St. Christoffer mit dem grünenden Stab, und St. Erik mit Zepter und Keule, in einem bis

auf die Füße herabwallenden, mit goldenen Blumen durchwobenen Mantel.

Gar manchen Sonntag habe ich dort in der Svartsjöer Kirche gesessen und mich darüber gegrämt, daß die Tonfiguren nicht mehr da waren, ja, ich habe sie innig wieder herbeigesehnt. Ich hätte es nicht so genau genommen, wenn ihnen die Nase oder die Füße gefehlt hätten, wenn die Vergoldung abgegangen oder die Farben verblichen gewesen wären. Für mich wären sie immer vom Glanz der Legende umstrahlt gewesen.

Nun hieß es, daß bei diesen tönernen Heiligen gar manchmal Zepter oder Ohren oder Hände verloren gingen, so daß die fehlenden Stücke neu aufgesetzt und die ganzen Figuren frisch angestrichen werden mußten. Das wurde der Gemeinde schließlich zuviel, und sie wären die Heiligen gerne los gewesen. Aber die Bauern würden ihnen trotzdem nichts getan haben, wenn Graf Dohna nicht gewesen wäre. Er war es, der sie fortschaffen ließ.

Ich habe ihn dafür gehaßt, wie nur ein Kind hassen kann. Ja, ich habe ihn gehaßt, wie der hungrige Bettler eine geizige Hausmutter haßt, die ihm ein Stück Brot verweigert. Ich habe ihn gehaßt, wie der arme Fischer einen unerfahrenen Jungen haßt, der ihm sein Netz zerrissen und ein Loch ins Boot gestoßen hat. Wie habe ich während der langen Gottesdienste gehungert und gedürstet. Er hatte mir das Brot weggenommen, an dem mein Geist sich hätte nähren sollen. Wie sehnte ich mich nach der Ewigkeit, hinauf in den Himmel! Und er hatte mir mein Fahrzeug zerstört und das Netz zerrissen, mit dem ich heilige Gesichte hatte fangen wollen.

In der Welt der Erwachsenen findet sich kein Raum für einen richtigen Haß. Wie könnte ich jetzt wohl ein so erbärmliches Wesen wie diesen Grafen Dohna, oder einen so wahnsinnigen Menschen wie Sintram, oder eine abgelebte Weltdame wie die Gräfin Märta hassen können? Aber als Kind — da war es ein Glück für diese Menschen, daß sie schon lange tot waren.

Der Pfarrer stand vielleicht gerade auf der Kanzel und predigte von Frieden und Versöhnlichkeit, aber unser Platz war so weit entfernt, daß wir nie ein Wort von der Predigt verstehen konnten. Ach, hätte ich doch da die

alten tönernen Heiligen gehabt! Sie würden mir schon eine Predigt gehalten haben, die ich nicht allein gehört, sondern auch verstanden hätte.

Nun aber dachte ich während der Predigt meistens darüber nach, wie es wohl bei dem Fortschaffen und Zerstören der Heiligen zugegangen sei.

Als Graf Dohna seine Ehe für ungültig erklären ließ, anstatt sie rechtskräftig zu machen und seine Frau zu suchen, hatte dies allgemeine Entrüstung hervorgerufen, denn jedermann wußte, daß Gräfin Elisabet sein Haus nur verlassen hatte, um nicht zu Tode gequält zu werden. Es schien nun, als wolle er die Gnade Gottes und die Achtung der Menschen durch ein gutes Werk wiedergewinnen, und deshalb ließ er die Svartsjöer Kirche restaurieren. Er ließ die ganze Kirche weiß anstreichen und das Deckengemälde herunterschlagen. Er selbst und seine Knechte trugen die Bildwerke in ein Boot und versenkten sie in die Tiefe des Löfven.

Wie hat er es nur wagen können, seine Hand an diese Gewaltigen des Herrn zu legen? O, daß die Missetat geschehen durfte! Führte denn die Hand, die dem Holofernes das Haupt abgeschlagen hatte, kein Schwert mehr? Hatte denn die Königin von Saba all ihr geheimes Wissen, das gefährlicher verwundet als ein vergifteter Pfeil, vergessen? St. Olof, St. Olof, alter Vikinger, St. Georg, St. Georg, alter Drachentöter, der Ruf eurer Heldentaten ist also verklungen, der Heiligenschein eurer Wunderwerke ist erloschen! Aber die Heiligen wollten eben wahrscheinlich keine Gewalt gegen die Kirchenschänder gebrauchen. Da die Svartsjöer Bauern keine Farbe mehr zu ihren Gewändern und keine Vergoldung mehr zu ihren Kronen bestreiten wollten, ließen sie es zu, daß Graf Dohna sie hinaustrug und in die grundlose Tiefe des Löfven versenkte. Sie wollten nicht länger so entstellt dastehen und Gottes Haus verunzieren. O die Hilflosen! Ob sie wohl jener Zeit gedachten, wo ihnen Gebete und Kniebeugungen dargebracht worden waren? Ich mußte an jenes Boot denken, wie es mit Heiligen voll beladen an einem stillen Augustabend über den Löfven hinglitt. Der Fährmann ruderte mit langsamen Schlägen und warf scheue Blicke auf die seltsamen Passagiere, die

da im Boot waren; aber Graf Dohna, der auch dabei war, hatte keine Angst. Mit höchsteigenen Händen ergriff er einen nach dem andern und warf ihn ins Wasser. Seine Stirn war klar, und er atmete tief auf. Er fühlte sich als Kämpfer für die reine evangelische Lehre. Und es geschah den alten katholischen Heiligen zu Ehren kein Wunder. Still und widerstandslos sanken sie hinab in die Vernichtung.

Aber am nächsten Sonntagmorgen stand die Svartsjöer Kirche glänzend weiß da. Keine Bilderwerke störten mehr die stille, ruhige Andacht. Nur mit den Augen der Seele sollten die Frommen die Herrlichkeit des Himmels und das Antlitz der Heiligen schauen. Die Gebete der Menschen sollten sich auf eigenen starken Flügeln zu dem Höchsten emporschwingen. Sie sollten sich nicht mehr an den Kleidersaum der Heiligen klammern.

Ach, grün ist die Erde, die geliebte Wohnung der Menschen, blau ist der Himmel, das Ziel ihrer Sehnsucht! Die Welt strahlt von Farben. Warum ist die Kirche weiß? Weiß wie der Winter, nackt wie die Armut, bleich wie die Angst! Sie glitzert nicht im Schmuck des Reifs wie der winterliche Wald. Sie strahlt nicht in Perlen und Spitzen wie eine weißgeschmückte Braut. Überall nur kalte weiße Leimfarbe, kein Standbild, kein Gemälde!

An jenem Sonntag saß Graf Dohna im Chor auf einem mit Blumen geschmückten Lehnstuhl, um von allen gesehen und gepriesen zu werden. Nun wollte er geehrt werden, weil er die alten Bänke hatte ausbessern lassen, weil er die verunzierenden Bildsäulen hatte wegschaffen und zerstören, für die zersprungenen Fensterscheiben neue einsetzen und die ganze Kirche mit Leimfarbe hatte anstreichen lassen. Und es stand ihm ja gewiß frei, dies alles zu tun. Wenn er den Zorn des Allmächtigen besänftigen wollte, so war es ja recht, daß er seinen Tempel schmückte, so gut er es verstand. Aber weshalb wollte er noch dafür gelobt sein?

Er, der mit unversöhnter Härte auf dem Gewissen in die Kirche kam, hätte ja an der Armsünderbank niederknieen und seine Brüder und Schwestern in der Kirche bitten sollen, Gott mit ihm anzuflehen, daß er ihn in seinem Heiligtum dulde. Es wäre besser für ihn gewesen,

wenn er wie ein armer Missetäter hinten geblieben wäre, um sich mit Gott zu versöhnen, als daß er geehrt und gepriesen vorne im Chor gesessen hätte.

O Graf Henrik! Gott hätte sicher erwartet, dich auf der Armensünderbank zu sehen. Er ließ sich nicht dadurch betören, daß die Menschen dich nicht zu tadeln wagten. Er ist noch immer der eifrige Gott, der die Steine reden läßt, wenn die Menschen schweigen.

Als der Gottesdienst zu Ende und das letzte Lied gesungen war, verließ niemand die Kirche; denn der Pfarrer bestieg noch einmal die Kanzel, um dem Grafen seine Dankesrede zu halten; aber so weit sollte es doch nicht kommen.

Denn plötzlich flogen die Türen auf, und herein traten die alten Heiligen. Sie trieften vom Wasser des Löfven, und ihre Kleider waren mit grünem Schlamm und braunem Schmutz bedeckt. Sie hatten wohl gehört, daß dem, der sie der Vernichtung übergeben hatte, dem, der sie aus Gottes heiligem Haus vertrieben und in die kalten zerstörenden Wogen versenkt hatte, hier eine Lobrede gehalten werden sollte. Das konnten sie nicht ertragen. Und da wollten die alten Heiligen auch ein Wort mitreden.

Sie lieben das eintönige Rauschen der Wogen nicht. Sie sind an frommen Gesang und Gebete gewöhnt. Sie schwiegen und ließen alles über sich ergehen, solange sie glaubten, daß es zur Ehre des Höchsten beitragen solle. Doch dem war nicht so. Da sitzt Graf Dohna in Ruhm und Ehren im Chor und will sich in Gottes Haus ehren und verehren lassen. Das können sie nicht zulassen. Deshalb sind sie aus ihrem nassen Grabe heraufgestiegen und ziehen der ganzen Gemeinde sichtbarlich in die Kirche. Da kommt St. Olof mit der Krone auf dem Helm und St. Erik mit der goldgeblümten Kutte und der graue St. Georg und St. Christoffer, sonst aber keiner. Die Königin von Saba und Judith sind nicht mitgekommen.

Und als die Leute sich ein wenig von ihrem Erstaunen erholt haben, geht ein vernehmliches Flüstern durch die Kirche:

„Die Kavaliere!"

Ja, gewiß, die Kavaliere sind es. Und ohne ein Wort

zu sagen, gehen sie gerade auf den Grafen zu, heben seinen Stuhl auf ihre Schultern, tragen ihn zur Kirche hinaus und setzen ihn auf dem Hügel nieder.

Sie sagen nichts, sie sehen nicht nach rechts und nicht nach links. Sie tragen einfach den Grafen Dohna aus dem Gotteshause hinaus, und als dies getan ist, entfernen sie sich wieder auf dem nächsten Wege nach dem See.

Niemand hatte sie in ihrem Vorhaben gehindert, und sie selbst hielten sich auch nicht damit auf, irgendeine Erklärung für ihr Tun zu geben. Dies war deutlich genug. Wir Ekebyer Kavaliere haben unsre eigene Meinung. Graf Henrik Dohna verdient nicht, im Gotteshause gepriesen zu werden, deshalb tragen wir ihn hinaus. Wer Lust dazu hat, der trage ihn wieder hinein!

Aber er ward nicht wieder hineingetragen, und die Lobrede des Pfarrers wurde auch nicht gehalten. Die Leute strömten aus der Kirche. Alle gaben den Kavalieren recht.

Sie gedachten der jungen blonden Gräfin, die auf Borg so schrecklich mißhandelt worden war. Sie erinnerten sich daran, wie gut sie immer gegen die Armen gewesen war, und wie schon der Anblick ihres holden Gesichtes ihnen Trost gebracht hatte.

Es war allerdings sündhaft, einen solchen Mummenschanz in der Kirche zu treiben: aber der Pfarrer und auch die Gemeinde fühlten, daß sie selbst im Begriff gewesen waren, noch größeren Spott mit dem Allwissenden zu treiben, und sie schämten sich vor den verwilderten alten Tollköpfen.

„Wenn die Menschen schweigen, werden die Steine reden," sagten sie.

Aber von dem Tage an konnte es Graf Henrik nicht mehr auf Borg aushalten. In einer dunkeln Nacht Anfang August hielt eine geschlossene Kutsche dicht vor der großen Freitreppe. Die ganze Dienerschaft stellte sich im Kreise um sie auf, und Gräfin Märta trat aus dem Schlosse, dicht verschleiert und in große Tücher gehüllt. Zitternd und bebend hing sie am Arm des Grafen. Nur mit der größten Schwierigkeit konnte man sie bewegen, die Treppe hinunterzusteigen.

Endlich saß sie im Wagen; der Graf stieg rasch hinter ihr ein, die Tür wurde zugeschlagen, und der Kutscher ließ die Pferde in gestrecktem Laufe davonstürmen. Als die Elstern am nächsten Morgen erwachten, war die Gräfin Märta schon über alle Berge.

Der Graf lebte dann mit seiner Mutter im Süden. Borg wurde verkauft und hat nachher noch häufig den Besitzer gewechselt. Allen hatte es das schöne Stück Erde angetan, aber nur wenige sind dort glücklich gewesen.

12

Der Bote Gottes

Der Bote Gottes, Hauptmann Lennart, kam an einem Augustnachmittag in das Brobyer Wirtshaus und ging dort geradewegs in die Küche. Er war auf dem Wege nach seiner Heimat Helgesäter, die eine Viertelmeile nordwestlich von Broby dicht am Waldsaum liegt.

Hauptmann Lennart wußte damals noch nicht, daß er ein Bote Gottes hier auf Erden werden sollte. Sein Herz jubelte vor Freude, daß er nun bald seine Heimat wiedersehen würde. Er hatte viel Not und Elend durchgemacht, aber jetzt war er daheim, jetzt war alles wieder gut. Er ahnte nicht, daß er einer von denen werden sollte, die nicht unter dem eigenen Dach weilen und sich nicht am eigenen Herd wärmen dürfen.

Der Bote Gottes, Hauptmann Lennart, hatte ein fröhliches Gemüt. Als er in der Küche niemand antraf, wirtschaftete er darin herum wie ein ausgelassener Junge. Im Handumdrehen verstellte er den Webstuhl und brachte den Spinnrocken in Unordnung. Er schleuderte die Katze dem Hunde an den Kopf, und als die beiden Kameraden in der Hitze des Augenblicks ihrer alten Freundschaft vergaßen und mit ausgestreckten Krallen, funkelnden Augen und gesträubtem Haar aufeinander losfuhren, lachte er, daß es im ganzen Haus widerhallte.

Der Lärm lockte die Wirtin herbei. Sie blieb auf der Schwelle stehen und betrachtete den Mann, der über die sich balgenden Tiere lachte. Sie kannte ihn sehr gut;

aber als sie ihn das letztemal sah, hatte er mit Handschellen gefesselt auf einem Gefängniskarren gesessen. Sie entsann sich dessen noch recht gut. Vor fünfeinhalb Jahren waren der Frau des Landeshauptmanns in Karlstadt während des Wintermarkts alle ihre Schmucksachen gestohlen worden. Viele Ringe, Armbänder und Spangen, die die vornehme Frau besonders wert hielt — denn die meisten davon waren alte Familienstücke und Andenken gewesen —, waren da verloren gegangen. Sie erlangte sie auch nie wieder; aber bald nachher verbreitete sich im ganzen Lande das Gerücht, Hauptmann Lennart auf Helgesäter sei der Dieb.

Die Bäuerin hatte nie begriffen, daß ein solches Gerücht überhaupt hatte entstehen können. Der Hauptmann war doch immer ein guter, ehrenhafter Mann gewesen. Er hatte sich erst vor ein paar Jahren verheiratet, weil früher seine Einnahmen nicht hingereicht hätten, sich einen eigenen Herd zu gründen, und lebte nun äußerst glücklich mit seiner jungen Frau. Er hatte ja jetzt sein gutes Auskommen durch seinen Gehalt und den Ertrag der Güter, die zu der Amtswohnung gehörten. Wie hätte ein solcher Mann dazu kommen sollen, Ringe und Armbänder zu stehlen? Und noch verwunderlicher kam es ihr vor, daß man einem solchen Gerücht hatte Glauben schenken können, und daß die Beweise so überzeugend gewesen waren, daß Hauptmann Lennart seinen Abschied bekam, den Schwertorden verlor und zu fünf Jahren Zwangsarbeit verurteilt wurde.

Er selbst hatte ausgesagt, er sei allerdings auf dem Jahrmarkt gewesen, aber wieder fortgegangen, ohne ein Wort von dem Diebstahl gehört zu haben. Auf der Landstraße habe er dann eine häßliche alte Spange gefunden, die er für seine Kinder mitgenommen habe. Diese Spange aber war von Gold gewesen, sie hatte zu den gestohlenen Sachen gehört, und sie stürzte ihn nun ins Unglück. Im Grunde jedoch war Sintram der eigentliche Urheber gewesen. Der böse Gutsherr hatte den Angeber gemacht und war überdies als belastender Zeuge aufgetreten. Es sah aus, als habe er den Hauptmann Lennart aus dem Wege schaffen müssen, denn kurz nachher wurde gegen Sintram selbst eine gerichtliche Untersuchung

eingeleitet, weil die Regierung dahinter gekommen war, daß er im Kriegsjahr 1814 den Norwegern Pulver verkauft hatte. Man behauptete allgemein, daß er das Zeugnis des Hauptmanns Lennart zu fürchten gehabt hätte; nun mußte er aus Mangel an Beweisen freigesprochen werden.

Die Wirtin konnte sich nicht satt sehen an dem Manne. Sein Haar war ergraut, sein Rücken gebeugt; er hatte sicher schwere Zeiten hinter sich, aber sein freundliches Gesicht und seine gute Laune hatten sich nicht verändert. Das war noch immer derselbe Hauptmann Lennart, der als Brautführer auf ihrer Hochzeit getanzt hatte. Er mußte gewiß unterwegs immer noch bei jedem Menschen, dem er begegnete, stehen bleiben, um mit ihm zu plaudern, und jedem Kind einen Heller zuwerfen; er sagte gewiß noch jedem alten, runzeligen Weibe, daß sie mit jedem Tag jünger und hübscher werde, und er würde sich auch jetzt wieder sicherlich auf die Tonne stellen und den Leuten zum Tanze um den Maibaum aufspielen. Ach, du lieber Gott, ja!

„Nun, Mutter Karin," begann er. „Ihr wagt es wohl gar nicht, mich anzusehen?"

Er war eigentlich nur eingekehrt, um zu hören, wie es bei ihm zu Hause stehe, und ob ihn die Seinigen erwarteten. Sie mußten ja wissen, daß er um diese Zeit seine Strafe abgesessen hatte.

Die Wirtin konnte ihm nur Gutes berichten. Seine Frau sei so tüchtig gewesen wie ein Mann. Sie habe die Amtswohnung von dem neuen Inhaber gepachtet, und alles sei ihr wohlgelungen. Die Kinder seien gesund und frisch, und es sei eine Freude, sie nur anzusehen. Natürlich werde er erwartet. Die Frau Hauptmann sei eine gestrenge, verschlossene Frau, die nicht ausspreche, was sie denke; aber das wisse die Wirtin, daß in der ganzen Zeit niemand mit des Hauptmanns Löffel essen oder auf seinem Stuhl habe sitzen dürfen. Und jetzt im Frühling sei kein Tag vergangen, an dem sie nicht den Brobyer Hügel bestiegen habe, um auszuspähen, ob er noch nicht komme. Ein ganz neuer Anzug aus selbstgewebtem Stoff, den sie fast ganz allein angefertigt habe, sei auch für ihn bereit. An dem allen könne man sehen,

daß er erwartet werde, wenn sie es auch nicht aussspreche.

„Sie glaubt es doch wohl nicht?" sagte Hauptmann Lennart.

„Nein, Herr Hauptmann," antwortete die Bauernfrau, „niemand glaubt es."

Da litt es den Hauptmann nicht länger im Zimmer, er wollte heim.

Doch vor der Tür traf er mit lieben alten Freunden zusammen. Die Kavaliere aus Ekeby waren eben im Begriff, ins Wirtshaus hineinzugehen, Sintram hatte sie zur Feier seines Geburtstags eingeladen. Die Kavaliere drückten dem Sträfling ohne jegliches Zögern die Hand und begrüßten ihn aufs herzlichste. Dasselbe tat auch Sintram.

„Lieber Lennart," sagte er, „sei überzeugt, daß Gott seine weise Absicht dabei gehabt hat."

„Halt dein Maul, du Lümmel!" rief Hauptmann Lennart. „Meinst du, ich wüßte nicht, daß ein anderer als unser Herrgott dich vom Schafott errettet hat."

Die andern lachten. Aber Sintram wurde nicht im geringsten böse. Er hatte durchaus nichts dagegen, daß man auf sein Bündnis mit dem Bösen anspielte.

Nun, und dann überredeten sie den Hauptmann, wieder mit ihnen hineinzugehen, um einen Willkommbecher mit ihnen zu leeren. Er könne gleich nachher weitergehen, sagten sie. Aber bei diesem Willkommtrunk ging es dem Hauptmann schlecht. Er hatte seit fünf Jahren keinen Tropfen von solch heimtückischem Getränk über die Lippen gebracht. Wahrscheinlich hatte er auch den ganzen Tag über so gut wie nichts gegessen, und er war von dem langen Wege, den er zurückgelegt hatte, erschöpft. Da ward er denn schon nach ein paar Gläsern ganz wirr im Kopfe.

Als die Kavaliere ihn soweit hatten, daß er nicht mehr recht wußte, was er tat, zwangen sie ihm ein Glas nach dem andern auf; und sie dachten sich nichts Böses dabei, es war lauter Wohlwollen gegen den Ärmsten, der seit fünf Jahren keinen guten Tropfen geschmeckt hatte.

Sonst war er der nüchternste Mann, den man sich

nur denken konnte, und sicherlich hatte ihm nichts ferner gelegen, als sich zu berauschen, denn er wollte ja zu Frau und Kindern nach Hause. Statt dessen legte er sich nun auf die Bank im Schenkzimmer und schlief ein.

Wie er nun so geradezu verführerisch bewußtlos dalag, nahm Gösta Berling eine Kohle und ein wenig Preißelbeersaft und malte ihn damit an. Er machte ihm eine richtige Verbrecherphysiognomie, wie es ihn für einen, der eben aus dem Gefängnis zurückkehrte, passend deuchte. Er machte ihm ein „blaues" Auge, zeichnete eine rote Narbe auf die Nase, strich ihm das Haar wirr über die Stirn herein und verschmierte ihm das ganze Gesicht.

Die Kavaliere lachten eine Weile darüber, dann wollte Gösta es wieder abwaschen.

„Laß es, wie es ist," sagte Sintram, „dann kann er es sehen, wenn er erwacht. Das wird ihm Spaß machen."

Da ließ es Gösta, wie es war, und die Kavaliere dachten nicht mehr an den Hauptmann. Das Gelage dauerte die ganze Nacht hindurch. Beim Morgengrauen brachen sie auf, und da war zweifelsohne mehr Wein als Verstand in ihren Köpfen.

Die Frage war nun, was sie mit Hauptmann Lennart anfangen sollten.

„Wir fahren ihn nach Hause," sagte Sintram. „Denkt, welche Freude für seine Frau! Das wird ein Hochgenuß sein, ihre Freude mit anzusehen. Ich bin schon ganz gerührt, wenn ich nur daran denke. Kommt, wir wollen ihn nach Hause fahren."

Sie wurden alle weich gestimmt bei diesem Gedanken. Lieber Gott, wie würde sich die gestrenge Frau auf Helgesäter freuen!

Sie rüttelten den Hauptmann, bis er erwachte, und setzten ihn dann in einen der Wagen, die die schläfrigen Stallknechte schon lange angespannt hatten. Und dann fuhr die ganze Schar nach Helgesäter, einige schliefen noch halb und waren nahe daran, aus dem Wagen zu fallen; andere sangen, um sich wach zu erhalten. Sie sahen mit ihren übernächtigen, aufgedunsenen Gesichtern alle miteinander nicht viel besser aus als Landstreicher.

Sie erreichten indes ihr Ziel, ließen die Pferde und

Wagen im Wirtschaftshof halten und wendeten sich mit einer gewissen Feierlichkeit der Freitreppe zu. Beerencreutz und Patron Julius führten Hauptmann Lennart zwischen sich.

„Wach doch auf, Lennart," sagten sie zu ihm. „Siehst du denn nicht, daß du zu Hause bist?"

Er öffnete die Augen und wurde beinahe nüchtern; er war ganz gerührt, daß sie ihm das Geleite gegeben hatten.

„Freunde," sagte er, indem er stehen blieb und sich an alle zusammen wendete. „Freunde, ich habe Gott gefragt, warum er mir soviel Böses habe widerfahren lassen."

„Schweig, Lennart, laß das Predigen!" brüllte Beerencreutz.

„Laß ihn," sagte Sintram. „Er spricht gut."

„Ich habe ihn gefragt und habe es nicht verstanden; jetzt aber verstehe ich es sehr gut. Gott wollte mir zeigen, was für Freunde ich habe. Freunde, die mich nach Hause begleiten, um meine und meiner Gattin Freude zu sehen. Denn meine Frau erwartet mich. Was sind dagegen fünf Jahre des Elends?"

Jetzt donnerten harte Fäuste gegen die Tür, die Kavaliere hatten keine Zeit mehr, ihm noch länger zuzuhören.

Drinnen begann man sich zu rühren. Die Mädchen erwachten und guckten aus dem Fenster. Sie zogen sich rasch an, wagten es aber nicht, dieser Schar Männer zu öffnen. Endlich wurde der Riegel zurückgeschoben. Frau Lennart trat selbst heraus.

„Was wollt ihr?" fragte sie.

Beerencreutz ergriff das Wort.

„Wir bringen dir deinen Mann," sagte er.

Sie schoben den Hauptmann vor, und sie sah ihn, betrunken und mit einer wahren Verbrecherphysiognomie, auf sich zuschwanken. Und hinter ihm sah sie die ganze betrunkene, taumelnde Männerschar.

Sie wich einen Schritt zurück, er folgte ihr mit ausgebreiteten Armen.

„Du gingst als ein Dieb," rief sie, „und du kehrst als ein Landstreicher zurück!"

Damit wollte sie ins Haus gehen.

Lennart begriff sie nicht. Er wollte ihr folgen, sie aber stieß ihn zurück.

„Meinst du, ich würde einen Menschen wie dich wieder als Herrn über mein Haus und meine Kinder anerkennen?"

Die Tür fiel ins Schloß, und der Riegel wurde wieder vorgeschoben.

Hauptmann Lennart stürzte auf die Tür zu und begann daran zu rütteln.

Da konnten die Kavaliere sich des Lachens nicht erwehren. Er war seiner Gattin so sicher gewesen, und nun wollte sie nichts von ihm wissen. Das kam ihnen zu lächerlich vor.

Als Hauptmann Lennart die Kavaliere lachen hörte, fuhr er auf sie los und wollte sie schlagen. Sie wichen ihm aus und sprangen in die Wagen. Er lief ihnen nach, aber in seinem Eifer stolperte er über einen Stein und fiel zu Boden. Er stand zwar gleich wieder auf, verfolgte sie aber nicht mehr. Ein Gedanke war plötzlich in seinem umnebelten Gehirn aufgestiegen. Ohne den Willen Gottes geschieht nichts auf dieser Welt, nein, nicht das geringste, dachte er.

„Wohin willst du mich führen, o Gott?" sagte er. „Ich bin eine Feder, die ein Hauch deines Atems davonträgt. Ich bin ein Spielball in deiner Hand. Wohin willst du mich führen? Warum verschließest du mir die Pforte meiner Heimat?"

Er wandert von seinem Hause fort, fest überzeugt, daß dies Gottes Wille sei.

Als die Sonne aufging, stand er auf dem höchsten Gipfel der Brobyer Hügel und schaute hinab ins Tal. Ach, die armen Bewohner des Tals wußten da noch nicht, daß ihr Retter sich nahete! Kein Armer, kein Betrübter hatte Kränze aus Preißelbeerkraut gewunden und an der Tür seiner Hütte aufgehängt. Die Schwellen, die er überschreiten sollte, waren nicht mit duftenden Lavendelblättern und Blumen des Feldes bestreut. Die Mütter nahmen nicht ihre Kinder auf die Arme, damit sie den sich Nahenden sehen könnten. Die Hütten waren weder gescheuert noch geschmückt, der schwarze Feuer-

herd war nicht hinter wohlriechenden Wacholderzweigen verborgen, und die Männer arbeiteten nicht mit eifrigem Fleiß auf den Feldern, damit seine Blicke sich an wohlbestellten Äckern und sorgfältig gegrabenen Wassergräben erfreuen könnten.

Ach! er sah von seinem Platze aus mit bekümmertem Blick, wie die Dürre die Gegend verwüstet hatte, wie die Saaten verbrannt waren, und wie die Leute es kaum für der Mühe wert zu halten schienen, die Äcker für die Saat des nächsten Jahres zu bestellen. Er schaute über die blauen Berge hin, und der klare Morgensonnenschein zeigte ihm die braunen, vom Waldbrand versengten Strecken. Er sah die in der Hitze fast verdorrten Birken am Wege. Er merkte an verschiedenen kleinen Anzeichen — an dem Maischgeruch, den er kannte, wenn er an einem Hofe vorbeikam, an den verfallenen Zäunen, an den kleinen Vorräten Brennholz, die in großen Scheiten oder zerkleinert auf den Höfen lagen —, daß die Leute nicht mehr ordentlich arbeiteten, daß die Not eingekehrt war, und daß die Menschen ihren Trost in Branntwein und stumpfer Gleichgültigkeit suchten.

Aber vielleicht war es gut für ihn, daß seine Augen sahen, was sich ihnen darbot. Denn ihm war es nicht vergönnt, auf eigenen Feldern grüne Saaten aufsprießen zu sehen oder ruhig am eigenen Herdfeuer sitzen zu dürfen und die weichen Hände seiner Kinder in seinen eigenen zu fühlen oder eine fromme Gattin als Stütze zu haben. Vielleicht war es gut für ihn, dem das Gemüt von schweren Sorgen bedrückt war, daß er sah, wie viele andere Menschen es gab, denen er zum Trost in ihrer Armut werden konnte. Vielleicht war es gut für ihn, daß diese schwere Zeit im Lande herrschte, wo die karge Natur die kleinen Leute mit Not heimgesucht hatte, und wo mancher, der besser gestellt war, noch dazu beitrug, sie vollends zu verderben.

Hauptmann Lennart stand dort oben auf dem Brobyer Hügel, und der Gedanke stieg in ihm auf, daß doch Gott seiner vielleicht bedürfe, wenn ihn auch seine Frau nicht nach Hause rief.

Es muß noch erwähnt werden, daß die Kavaliere keine Ahnung davon hatten, daß sie schuld waren an Frau

Lennarts hartem Benehmen. Sintram schwieg. In der ganzen Gegend wurden viele mißbilligende Worte über Frau Lennart laut, die darin gipfelten, daß sie eben zu stolz sei, um ihren guten Mann wieder aufzunehmen. Es hieß, sie breche jedes Gespräch kurz ab, sobald es jemand versuche, mit ihr von ihrem Manne zu reden. Sie wolle nicht einmal seinen Namen aussprechen hören. Hauptmann Lennart aber tat nichts, um ihr andere Gedanken über sich beizubringen.

Es war einen Tag später.

In Högberg liegt ein alter Bauer auf dem Sterbebett. Er hat das Abendmahl empfangen, seine Lebenskräfte sind verzehrt; er muß sterben.

Ruhelos, wie jemand, der eine lange Reise zu machen hat, läßt er sein Bett aus der Stube in die Küche, und aus der Küche wieder in die Stube bringen. Hieraus kann man deutlicher als aus dem schweren Röcheln und dem brechenden Blick erkennen, daß seine letzte Stunde gekommen ist.

Um ihn herum stehen seine Frau, seine Kinder und sein Gesinde. Er ist glücklich, reich und angesehen gewesen. Er ist nicht verlassen im Sterben. Keine ungeduldigen Fremden umgeben ihn in seiner letzten Stunde. Der alte Mann spricht von sich selbst, als stünde er vor dem Angesichte Gottes, und mit schweren Seufzern und zustimmenden Worten bezeugen die Umstehenden, daß er die Wahrheit spreche.

„Ich bin ein fleißiger Arbeiter und ein guter Hausvater gewesen," sagt er. „Ich habe meine Frau wert gehalten wie meine rechte Hand. Ich habe meine Kinder nicht ohne Zucht und Pflege aufwachsen lassen. Ich habe nicht getrunken. Ich habe keine Markſteine verrückt. Ich habe die Pferde nicht angetrieben, wenn es bergauf ging. Ich habe die Kühe im Winter nicht darben lassen. Ich habe die Schafe im Sommer nicht in ihrer Winterwolle schwitzen lassen."

Und um ihn herum wiederholt das weinende Gesinde wie ein Echo:

„Er ist ein guter Hausvater gewesen. Ach, lieber Gott, er hat die Pferde nicht angetrieben, wenn es bergauf ging, er hat die Schafe im Sommer nicht in ihrer Winterwolle schwitzen lassen!"

Aber ganz unbemerkt ist ein armer Mann eingetreten, der um etwas zu essen bitten wollte. Auch er hört die Worte des Sterbenden, während er schweigend an der Tür stehen bleibt.

Der Kranke fährt fort:

„Ich habe das Waldland urbar gemacht, ich habe die feuchten Wiesen ausgetrocknet. Ich habe den Pflug in geraden Furchen gezogen. Ich habe die Scheune dreimal so groß gebaut, um eine dreimal so große Ernte darin zu bergen, als zur Zeit meiner Väter. Ich habe aus blanken Speziestalern drei silberne Humpen machen lassen; mein Vater brachte es nur zu einem."

Die Worte des Sterbenden dringen zu dem Lauscher an der Tür. Er hört ihn für sich selbst Zeugnis ablegen, als stände er vor dem Throne Gottes, er hört auch das Gesinde und die Kinder zustimmend wiederholen:

„Er hat den Pflug in geraden Furchen gezogen, ja, das hat er."

„Gott wird mir einen guten Platz im Himmel geben," sagt der Alte.

„Unser Herrgott wird unsern Herrn gut aufnehmen," sagt das Gesinde.

Der Mann an der Tür hört die Worte, und Entsetzen ergreift den, der fünf Jahre lang ein Spielball in Gottes Hand gewesen ist, eine Feder, die der Hauch seines Atems davongetrieben hat.

Er tritt an das Bett und ergreift die Hand des Kranken.

„Freund, Freund!" sagt er, und seine Stimme zittert vor Erregung. „Hast du bedacht, wer der Herr ist, vor dessen Angesicht du bald treten wirst? Er ist ein großer, ein schrecklicher Gott. Die Welten sind sein Ackerland. Der Sturm ist sein Pferd. Weite Himmel erbeben unter der Schwere seiner Fußtritte. Und du willst dich vor ihn hinstellen und zu ihm sagen: ‚Ich habe gerade Furchen gezogen, ich habe Roggen gesäet, ich habe einen Wald abgeholzt.' Willst du dich vor ihm rühmen und dich mit ihm messen? Du weißt nicht, wie mächtig der Herr ist, in dessen Reich du nun kommen wirst."

Die Augen des Alten erweiterten sich, um seinen Mund zuckt es angstvoll, sein Atem geht schwerer.

„Tritt nicht mit großen Worten vor diesen Gott,"

fährt der Wanderer fort. „Die Mächtigen der Erde sind wie ausgedroschenes Stroh in seiner Scheune. Sein Tagewerk ist, Welten zu schaffen. Er hat die Meere gegraben und die Berge aufgetürmt. Er hat die Erde mit Kräutern bekleidet. Er ist ein Arbeiter ohnegleichen, du darfst dich nicht mit ihm messen. Beuge dich vor ihm, du entfliehende Menschenseele! Tief im Staube liege vor deinem Herrn, deinem Gott! Gottes Sturm fährt über dich hin. Gottes Zorn trifft dich wie ein verheerender Blitz. Beuge dich! Erfasse den Saum seines Mantels wie ein hilfloses Kind und flehe ihn um seinen Schutz an! Liege tief im Staub und flehe um Gnade. Demütige dich vor deinem Schöpfer, o Menschenseele!"

Die Augen des Kranken stehen weit offen, seine Hände falten sich, sein Gesicht hellt sich auf, und er röchelt nicht mehr.

„Menschenseele, entfliehende Menschenseele," ruft der Mann nun. „So gewiß du dich jetzt in deiner letzten Stunde in Demut vor Gott gebeugt hast, so gewiß wird er dich als Kind auf seine Arme nehmen und dich in die Herrlichkeit seines Himmels aufnehmen."

Der Alte seufzt noch einmal tief auf, dann ist alles zu Ende. Hauptmann Lennart neigt das Haupt und betet. Alle im Zimmer Versammelten beten unter schwerem Seufzen.

Als sie aufschauen, liegt der alte Bauer in stillem Frieden da. Seine Augen scheinen noch von dem Widerschein herrlicher Gesichte zu strahlen, sein Mund lächelt, das ganze Gesicht scheint verklärt; er hat Gott geschaut.

O du große schöne Menschenseele, nun hast du die irdischen Fesseln abgeworfen! denken alle, die den Blick auf ihn gerichtet haben. In deiner letzten Stunde hast du dich zu deinem Schöpfer aufgeschwungen. Du demütigtest dich vor ihm, und er nahm dich wie ein Kind auf seinen Arm.

„Er hat Gott geschaut," sagt der Sohn und drückt dem Toten die Augen zu.

„Er sah den Himmel offen," schluchzen die Kinder und das Gesinde.

Die alte Bäuerin legt ihre zitternde Hand in die des Hauptmanns.

„Hauptmann Lennart, Ihr habt ihm über das Schlimmste hinweggeholfen," sagt sie.

Er steht stumm da. Ihm ist die Gabe der kraftvollen Worte und der großen Taten gegeben, ohne daß er es selbst gewußt hat. Er zittert wie ein Schmetterling auf der eben verlassenen Puppenhülle, dessen Flügel sich im Sonnenlicht entfalten und selbst strahlen wie Sonnenlicht.

* *
*

Dies war der Augenblick, der Hauptmann Lennart unter das Volk führte. Sonst wäre er wohl nach Hause gegangen und hätte seiner Frau sein rechtes Gesicht gezeigt, aber von diesem Augenblick an glaubte er, daß Gott seiner bedürfe. So wurde er denn der Bote Gottes, der den Armen Hilfe brachte. Die Not war groß zu jener Zeit, und es gab allenthalben viel Elend, dem Klugheit und ein guter Wille besser steuern konnten, als Gold und Macht es vermocht hätten.

Hauptmann Lennart kam eines Tages zu den armen Bauern, die am Fuße des Gurlittafel'ens wohnten. Bei ihnen war die Not groß, die Kartoffeln waren zu Ende, und die versengten Roggenfelder konnten nicht bestellt werden; denn es fehlte dazu an dem nötigen Saatkorn.

Da nahm Hauptmann Lennart einen kleinen Kahn und ruderte quer über den See nach Fors; er wollte Sintram um Kartoffeln und Saatkorn bitten. Sintram nahm ihn freundlich auf, führte ihn dann in einen großen vollen Kornspeicher sowie hinunter in die Keller, wo sich noch Kartoffelvorräte von der vorjährigen Ernte fanden, und gab Befehl, alle Säcke und Beutel zu füllen, die der Hauptmann mitgebracht hatte.

Aber als Sintram den kleinen Kahn sah, erklärte er ihn als viel zu leicht gebaut für solch eine schwere Last. Der böse Mann ließ die Säcke in eines seiner eigenen großen Boote schaffen und dieses von seinem Knechte, dem starken Måns, über den See rudern. Hauptmann Lennart hatte nur seinen eigenen kleinen Kahn zu besorgen.

Er blieb jedoch hinter dem starken Måns zurück, denn dieser war ein Meister im Rudern und hatte Riesenkräfte. Und Hauptmann Lennart träumt auch in seinem Kahne, während er über den schönen See fährt; er denkt an das merkwürdige Schicksal der kleinen Saatkörner. Nun werden sie in die schwarze Aschenerde des abgebrannten Waldes und zwischen Steine und Baumstümpfe gelegt, aber sie werden schon wachsen und Wurzel schlagen in dem Ödland. Er denkt an die weichen, hellgrünen Halme, die die Erde bedecken werden, und in Gedanken bückt er sich und streicht mit der Hand liebkosend über die zarten Keime. Und dann muß er daran denken, wie Herbst und Winter über diese zarten Keime hinstreichen, und wie sie trotzdem frisch und mutig dastehen und alsdann ernstlich wachsen und gedeihen werden. Dann freut sich sein altes Soldatenherz im Gedanken an die steifen Halme, die mehrere Ellen hoch mit spitzigen Ähren schlank und gerade dastehen werden. Die kleinen Federbüsche der Pistillen zittern, der Samenstaub der Staubfäden fliegt bis zu den Baumwipfeln hinauf, und ohne sichtlichen Kampf und ohne Mühe füllen sich die Ähren mit süßen, weichen Körnern. Und später, wenn dann die Sense kommt und die Halme fallen und der Dreschflegel auf sie niedersaust, wenn die Mühle das Korn in Mehl verwandelt und das Mehl zu Brot verbacken ist — ach, wieviel Hunger wird dann durch die Saatkörner, die jetzt dort in dem Boote liegen, gestillt!

Sintrams Knecht legte an dem Landungsplatz der Gurlittabauern an, und viele hungrige Leute drängten sich um das Boot. Da sagte der Knecht, wie sein Herr es ihm befohlen hatte:

„Der Gutsherr schickt euch hier Malz und Korn. Er hat gehört, daß es euch an Branntwein fehlt."

Da wurden die Menschen wie verrückt. Sie eilten nach dem Boot und sprangen ins Wasser, um sich der Säcke und Beutel zu bemächtigen. Aber das war doch ganz und gar nicht die Absicht des Hauptmanns gewesen.

Er war nun ebenfalls am Landungsplatz angekommen, und er ward zornig, als er das Gebaren der Bauern sah. Er hatte die Kartoffeln zur Speise und den Roggen

zur Aussaat austeilen wollen; an Malz hatte er gar nicht gedacht, als er zu Sintram fuhr.

Er rief den Leuten zu, sie sollten die Säcke liegen lassen, aber sie hörten gar nicht auf ihn.

„So soll das Korn in eurem Munde zu Sand und die Kartoffeln zu Stein in eurem Halse werden!" rief er, denn er war sehr erbittert, daß sie das Saatkorn an sich rissen.

Es sah aus, als hätten seine Worte in demselben Augenblick schon Wunder gewirkt. Zwei Weiber, die sich um einen Beutel zankten, rissen ein Loch hinein, und da zeigte es sich, daß nur Sand darin war. Und die Männer, die sich Kartoffelsäcke aufgeladen hatten, fühlten, daß diese so schwer waren, als seien sie mit Steinen gefüllt.

Es war auch wirklich nichts weiter in den Säcken als Sand und Steine, nur Sand und Steine. Die Leute erschraken und betrachteten mit stummem Entsetzen den Wundertäter, der zu ihnen gekommen war. Hauptmann Lennart selbst war einen Augenblick ganz starr vor Erstaunen. Nur der starke Mäns lachte.

„Mach, daß du fortkommst, ehe es den Bauern klar wird, daß nie etwas anderes als Sand in diesen Säcken gewesen ist, sonst bohren sie dir am Ende dein Boot in den Grund."

„O, ich hab keine Angst," sagte der Knecht.

„Stoß ab!" sagte Hauptmann Lennart in so bestimmtem Ton, daß der Knecht gehorchte.

Dann teilte Hauptmann Lennart den Leuten mit, daß Sintram sie zum besten gehabt habe; aber wie es sich nun auch verhalten mochte, sie ließen sich nicht ausreden, daß ein Wunder geschehen sei. Das Gerücht verbreitete sich wie ein Lauffeuer, und da das Volk stets eine Vorliebe für das Wunderbare hat, so entstand allgemein der Glaube, daß Hauptmann Lennart Wunder tun könne. Dadurch erhielt er eine große Macht unter den Bauern, und sie nannten ihn den „Boten Gottes".

Der Kirchhof

Es war an einem schönen Augustabend. Der Löfven war spiegelklar, Sonnenrauch verhüllte die Berge, erfrischende Kühle hatte sich eingestellt.

Da wanderte Beerencreutz, der breitschultrige, riesenstarke Oberst mit dem weißen Schnurrbart, ein Kartenspiel in der Tasche, nach dem Seeufer hinunter und nahm in einem flachen Kahne Platz. Ihm auf dem Fuße folgten Major Anders Fuchs, sein alter Waffenbruder, und der kleine Ruster, der Flötenspieler, der bei den wermländischen Jägern Trommler gewesen war und jetzt schon seit vielen Jahren bei dem Obersten als Freund und Diener lebte.

Auf dem andern Ufer des Sees liegt der Kirchhof, der ungepflegte Kirchhof der Svartsjöer Gemeinde, auf dem nur wenige schiefe, klirrende eiserne Kreuze stehen; er ist uneben wie eine ungepflügte Wiese und mit hartem, gestreiftem Gras, sogenanntem Menschengras, bepflanzt, das daran erinnern soll, daß die Schicksale den Menschen so verschieden sind wie diese gestreiften Grashalme. Es gibt dort keine kiesbestreuten Wege, keine schattenspendenden Bäume, außer einer einzigen großen Linde, auf dem vergessenen Grabe eines alten Pfarrers. Eine dicke, hohe Mauer umschließt den armen Gottesacker. Ja, arm und trostlos ist dieser Kirchhof, häßlich wie das Gesicht eines Geizhalses und hinsterbend wie das Wehklagen derer, die er um ihr Geld gebracht hat. Und doch sind sie selig, die hier ruhen, sie, die unter Gebet und frommem Gesang in geweihte Erde versenkt worden sind. Aequilon, der Spieler, der im vorigen Jahr auf Ekeby gestorben war, mußte hinter der Mauer begraben werden. Dieser Mann, der einst so stolz und ritterlich gewesen war, der kühne Jäger, der so oft vom Glück begünstigte Spieler, hatte schließlich das Erbteil seiner Kinder, alles, was er selbst erworben, und alles, was seine Frau erspart hatte, durchgebracht. Schon vor vielen Jahren hatte er Frau und Kinder verlassen, um als Kavalier auf Ekeby zu leben. An einem Abend im vori-

gen Sommer hatte er den Hof verspielt, der den Seinen noch eine Zufluchtsstätte bot, und um die Schuld nicht einlösen zu müssen, hatte er sich erschossen. Aber die Leiche des Selbstmörders mußte hinter der bemooften Mauer des ärmlichen Kirchhofs begraben werden. Seit seinem Tode waren die Kavaliere nur noch zwölf; es war seither niemand gekommen, um den Platz des dreizehnten einzunehmen, niemand als der Schwarze, der in der Christnacht aus dem Schmelzofen gekrochen war.

Die Kavaliere hielten das Los des armen Selbstmörders für weit bittrer als das seiner Vorgänger. Sie wußten ja wohl, daß jedes Jahr einer von ihnen sterben mußte. Doch was tat das? Die Kavaliere dürfen nicht alt werden. Wenn ihre trübgewordenen Augen die Karten nicht mehr unterscheiden und ihre zitternden Hände das Glas nicht mehr erheben können, was ist dann das Leben noch für sie, und was sind sie für das Leben? Aber wie ein Hund hinter der Mauer liegen zu müssen, wo man dem Rasen, der das Grab deckt, keine Ruhe gönnt, sondern wo er von den Schafen abgeweidet, von Spaten und Pflug aufgerissen wird, wo der Wanderer vorübergeht, ohne in Andacht die Eile seiner Schritte zu mäßigen, wo die Kinder spielen, ohne ihr Lachen und die lauten Neckereien zu dämpfen, da liegen zu müssen, wo die Steinmauer den Schall nicht hindrängen läßt, wenn der Engel des Jüngsten Gerichts in die Posaune stößt, um die Toten zu wecken — ach, da ruhen zu müssen!

Jetzt rudert Beerencreutz seinen Kahn über den Löfven. Er fährt am Abend über den See meiner Träume, an dessen Ufer ich Götter habe wandeln sehen, und aus dessen Tiefe mein Zauberschloß aufsteigt. Er gleitet vorüber an den Lagunen der Insel Lagö, wo die Bäume auf niedrigen, kreisförmigen Sandbänken gerade aus dem Wasser herauszuwachsen scheinen, und wo auf dem steilen Gipfel dieser Insel noch immer die Trümmer einer alten Seeräuberburg liegen; er fährt an dem Tannengehölz der Borger Landzunge hin, wo die alte Föhre mit den dicken Wurzeln noch immer über die Kluft hinaushängt, wo einmal ein gewaltiger Bär gefangen worden ist, und wo alte Bautasteine und Hünengräber von dem Alter des Ortes Zeugnis ablegen.

Er rudert um die Landzunge herum, steigt unterhalb des Kirchhofs aus und geht dann über die Borger Stoppelfelder nach Acquilons Grab.

Dort angekommen, bückt er sich nieder und streicht zärtlich über den Rasen, wie man über die Decke hinstreicht, unter der ein kranker Freund ruht. Dann zieht er ein Kartenspiel aus der Tasche und setzt sich am Grabe nieder.

„Er ist hier so allein, der arme Johann Friedrich. Er sehnt sich gewiß nach einer Partie."

„Es ist eine Sünde und eine Schande, daß ein solcher Mann hier draußen liegen muß," sagt der große Bärenjäger Anders Fuchs und läßt sich neben Beerencreutz nieder.

Aber der kleine Ruster, der Flötenspieler, spricht mit gerührter Stimme, während ihm die Tränen unaufhaltsam aus seinen kleinen, roten Augen fließen:

„Nächst Euch, Herr Oberst, nächst Euch war er der beste Mann, den ich gekannt habe."

Diese drei würdigen Männer sitzen nun um das Grab herum und verteilen ernsthaft und eifrig die Karten.

Ich schaue über die Welt hin, ich sehe viele Gräber. Dort ruht der Gewaltige unter schwerem Marmor. Der Trauermarsch tönt über das Grab hin, Fahnen werden darauf gesenkt. Ich sehe die Gräber derer, die viel geliebt worden sind. Von Tränen feuchte, oftmals geküßte Blumen ruhen leicht auf der grünen Rasendecke. Ich sehe vergessene Gräber, anmaßende Gräber, lügnerische Ruhestätten, sowie andere, die mir nichts sagen; aber noch nie habe ich die schwarz und weiß karierte Killekarte oder den Buben mit der Schellenkappe dem Bewohner eines Grabes zur Kurzweil anbieten sehen.

„Johann Friedrich hat gewonnen," sagt der Oberst stolz. „Hab' ich es nicht gewußt! Ich hab' ihn das Spiel gelehrt. Ja, nun sind wir andern drei tot, und er allein ist lebendig."

Damit sammelt er die Karten ein, steht auf und kehrt mit den andern nach Ekeby zurück.

Nun muß der Tote doch wohl gewußt und gefühlt haben, daß er und sein einsames Grab nicht von allen vergessen sind. Seltsame Huldigungen bringen verwil-

derte Herzen denen dar, die sie lieben; wer aber hinter der Mauer liegt, er, dessen toter Leib nicht in geweihter Erde ruhen darf, der wird sich gewiß freuen, daß ihn nicht alle verwerfen.

Freunde, Menschenkinder! Wenn ich sterbe, darf ich sicherlich mitten auf dem Kirchhof in dem Grabe meiner Väter ruhen. Sicherlich werde ich die Meinen weder um ihr Vermögen gebracht, noch Hand an mein eigenes Leben gelegt haben, aber ganz gewiß werde ich keine solche Liebe gewonnen haben, ganz gewiß wird niemand so viel für mich tun, wie die Kavaliere für diesen Missetäter getan haben. So viel weiß ich, daß an einem Abend, wenn die Sonne versinkt und es einsam und traurig in dem Garten der Toten ist, niemand zu meinem Grabe kommen wird, um in meine Knochenhand bunte Spielkarten zu legen.

Man wird nicht einmal — was mir lieber wäre, denn Karten locken mich äußerst wenig — mit Geige und Fidelbogen an mein Grab treten, so daß mein Geist, der um die vermodernden Überreste kreist, sich auf der Flut der Töne wie auf glitzernden Wogen wiegen könnte.

14

Alte Lieder

Marianne Sinclaire saß an einem stillen Augustnachmittag in ihrem Zimmer und ordnete Briefe und andere Papiere. Um sie herum war alles in Unordnung. Große Lederkoffer und eisenbeschlagene Wagenkisten standen im Zimmer. Auf Sofa und Stühlen lagen Kleider. Vom Boden herab, aus den Schränken und den gebeizten Truhen war alles hervorgeholt, Seide und Leinwand glänzte, Schmucksachen waren herausgelegt, um geputzt zu werden, Tücher und Pelzwerk sollten ausgesucht und nachgesehen werden.

Marianne traf ihre Vorbereitungen zu einer langen Reise. Es war ungewiß, ob sie je wieder zurückkehren würde. Sie stand an einem Wendepunkt ihres Lebens und verbrannte deshalb eine Menge alter Briefe und

Tagebücher. Sie wollte sich von den Erinnerungen an die Vergangenheit frei machen.

Wie sie nun so ihre Papiere sichtet, fällt ihr ein Päckchen alter Gedichte in die Hand. Es waren Abschriften alter Volkslieder, die ihre Mutter ihr, als sie noch klein war, oft vorgesungen hatte. Sie löste die Schnur, womit sie zusammengebunden waren, und begann zu lesen.

Als sie eine Weile gelesen hatte, lächelte sie wehmütig; die alten Lieder verkündigten ihr eine wunderbare Weisheit:

„Trau nicht dem Glück! Trau nicht dem Zeichen des Glücks, trau nicht den Rosen und ihren holden Blättern!

Trau nicht dem Lachen! Sieh, die schöne Jungfrau Valborg fährt in einer goldenen Kutsche, und ihre Lippen lachen, während sie doch so traurig ist, als gingen die Hufe und Räder über ihr Lebensglück.

Trau nicht dem Tanz! Zuweilen gleitet der Fuß leicht über die gebohnten Dielen, während das Herz so schwer wie Blei ist. Gar lustig und ausgelassen drehte sich jung Kerstin im Tanze und tanzte ihr junges Leben zu Tode.

Trau nicht dem Scherz! Mancher nimmt mit einem Scherz auf den Lippen am Mahle teil und möchte dabei vor Kummer sterben. Da sitzt die junge Adeline und läßt sich zum Scherz das Herz des Herzogs Fröidenborg vorsetzen, weil sie sicher ist, daß ihr dieser Anblick Kraft zum Sterben verleihen wird."

O ihr alten Lieder, wem soll man denn trauen? Den Tränen und dem Kummer?

Leicht kann man einen Traurigen zum Lachen bringen, aber der Fröhliche kann nicht weinen. An Tränen und Seufzer glauben die alten Lieder, nur an den Kummer und an die Kennzeichen des Kummers. Der Kummer ist das Wirkliche, das Bestehende, das Leid ist das feste Felsgestein unter dem losen Sande. Dem Kummer kann man trauen, ihm und seinen Kennzeichen.

Aber die Freude ist nichts als Kummer, der sich verstellt. Auf der weiten Welt gibt es eigentlich nichts weiter als Kummer.

„O ihr Trostlosen!“ sagte Marianne. „Wie weit bleibt eure alte Weisheit hinter der Fülle des Lebens zurück.“

Sie trat ans Fenster und sah ihre Eltern im Garten lustwandeln. Sie gingen miteinander auf den breiten Wegen auf und ab und sprachen über alles, was ihren Blicken begegnete, über das Gras auf dem Felde und über die Vogel des Himmels.

„Siehe,“ sagte Marianne, „da geht nun ein Herz, das vor Kummer seufzt, während es doch noch niemals so glücklich gewesen ist wie jetzt.“

Und der Gedanke stieg plötzlich in ihr auf, daß vielleicht doch alles schließlich an dem Menschen selbst liege, daß Freud und Leid nur von der verschiedenen Art abhänge, womit die Menschen diese Dinge betrachteten. Sie fragte sich, ob es wohl Glück oder Unglück gewesen sei, was sie in diesem Jahre betroffen habe; aber sie wußte es selbst kaum.

Sie hatte schwere Zeiten durchgemacht. Ihre Seele war krank gewesen; die tiefe Erniedrigung, die ihr widerfahren war, hatte sie zu Boden gedrückt. Als sie damals nach Hause zurückgekehrt war, hatte sie zu sich selbst gesagt: „Ich will meinem Vater nichts Böses nachtragen.“ Aber ihr Herz sprach anders: „Er hat mich zu Tode betrübt,“ sagte es, „er hat mich von dem Geliebten getrennt, er hat mich zur Verzweiflung getrieben, als er meine Mutter schlug. Ich wünsche ihm freilich nichts Böses, aber ich fürchte mich vor ihm.“ Und dann merkte sie, daß sie sich zwingen mußte, ruhig sitzen zu bleiben, wenn ihr Vater sich neben sie setzte; sie wäre am liebsten jedesmal davongelaufen. Sie versuchte sich zu beherrschen, sie sprach mit ihm wie gewöhnlich, und sie war fast beständig in seiner Gesellschaft. Beherrschen konnte sie sich, aber sie litt unsäglich. Schließlich verabscheute sie alles an ihm: seine grobe, laute Stimme, seinen schwerfälligen Gang, seine großen Hände, die ganze mächtige Hünengestalt. Sie wünschte ihm nichts Böses, sie wollte ihm nicht schaden, aber sie konnte ihm nicht mehr nahe sein, ohne ein Gefühl des Schreckens und des Widerwillens zu empfinden. Ihr unterjochtes Herz rächte sich. „Du hast mich nicht lieben lassen,“ sagte es, „aber

ich bin dennoch dein Herr, und du wirst zuletzt noch hassen lernen."

Da sie gewohnt war, auf jede Regung in ihrem Innern zu achten, merkte sie recht wohl, daß dieser Widerwille immer fester Wurzel faßte, daß er sich mit jedem Tag steigerte. Gleichzeitig aber war es ihr, als sei sie nun auf ewig an ihre Heimat gebunden. Sie sah ein, daß es am besten für sie wäre, wenn sie fortginge und unter andre Menschen käme; aber seit ihrer Krankheit konnte sie sich zu keiner Reise mehr entschließen. So würde es also nie wieder besser werden, sie würde sich nur immer unglücklicher fühlen, eines Tages würde es mit ihrer Selbstbeherrschung zu Ende sein, sie würde sich gegen ihren Vater auflehnen und ihm die ganze Bitterkeit ihres Herzens zu erkennen geben. Ach, und dann würde nur Streit und Unglück daraus entstehen!

So war der Frühling vergangen und auch die erste Hälfte des Sommers. Und im Juli hatte sie sich mit Baron Adrian verlobt, nur um ein eigenes Heim zu bekommen.

Eines schönen Vormittags war Baron Adrian auf einem prächtigen Rosse auf den Hof gesprengt gekommen. Seine Husarenjacke hatte in der Sonne geleuchtet, Sporen, Säbel und Wehrgehenk hatten geglänzt und gegleißt, gar nicht zu reden von seinem frischen Gesicht und seinen lachenden Augen. Melchior Sinclaire hatte ihn selbst an der Freitreppe in Empfang genommen, während Marianne mit ihrer Handarbeit am Fenster gesessen hatte. Sie sah ihn kommen und hörte jedes Wort, das er mit ihrem Vater sprach.

„Guten Tag, Ritter Sonnenschein!" rief ihm der Gutsherr entgegen. „Ei der tausend, wie fein du bist! Du bist doch wohl nicht auf der Brautschau?"

„Du hast den Nagel auf den Kopf getroffen, Oheim," erwiderte er lachend.

„Hast du denn gar keine Scham im Leibe, Junge? Womit willst du denn eine Frau ernähren?"

„Mit nichts, Oheim, mit nichts! Hätt' ich etwas, würd' ich das Freien bleiben lassen!"

„Was du nicht sagst, Ritter Sonnenschein! Aber die prächtige Jacke da, die hast du dir doch anschaffen können!"

„Auf Kredit, Oheim, auf Kredit!"

„Und das Pferd, auf dem der gnädige Herr Junker reitet, das ist auch einen ganzen Sack voll Gold wert. Woher hast du denn das?"

„Geborgt, Onkel, geborgt!"

Dieser guten Laune konnte der reiche Gutsherr nicht widerstehen.

„Gott soll mich bewahren, Junge!" sagte er. „Du brauchst allerdings eine reiche Frau. Aber wenn du Marianne gewinnen kannst, dann nimm sie."

Auf diese Weise waren die beiden miteinander einig geworden, ehe Baron Adrian vom Pferd gestiegen war. Aber Melchior Sinclaire wußte wohl, was er tat, denn Baron Adrian war ein tüchtiger und guter Mensch.

Dann war der Freier geradewegs in Mariannes Zimmer gegangen und dort gleich mit seinem Anliegen herausgeplatzt.

„Ach, Marianne, liebste Marianne! Ich habe schon mit deinem Vater gesprochen, ich möchte dich so gerne zur Frau haben. Sag ja, Marianne!"

Sie hatte dann die ganze Wahrheit aus ihm herausgebracht. Sein Vater, der alte Baron, hatte sich abermals verleiten lassen, einige leere Gruben zu kaufen.

Der alte Baron hatte sein ganzes Leben lang Gruben gekauft, in denen nie etwas zu finden gewesen war. Adrians Mutter war äußerst bekümmert darüber, er selbst war in Schulden geraten, und nun freite er um Marianne, um mit ihrem Gelde das väterliche Gut und seine Husarenjacke zu retten.

Sein Heim war der Meierhof Hedeby und lag auf der andern Seite des Sees, Björne fast gerade gegenüber. Marianne kannte Adrian sehr gut, sie waren Altersgenossen und hatten als Kinder oft miteinander gespielt.

„Du solltest mich wirklich nehmen, Marianne," sagte er, „ich führe ein erbärmliches Leben. Auf geborgten Pferden muß ich reiten und kann nicht einmal meine Schneiderrechnung bezahlen. Das geht unmöglich auf die Dauer. Ich werde meinen Abschied nehmen müssen, und dann schieße ich mich tot."

„Aber Adrian, was für eine Ehe würde denn das geben? Wir sind ja nicht die Spur ineinander verliebt."

„Ach, was die Liebe anbelangt, so mache ich mir gar nichts aus diesem Trödel," hatte er ihr erklärt. „Ich reite gern ein gutes Pferd und gehe auch zuweilen auf die Jagd; aber ich bin kein Kavalier, sondern ein Landmann. Wenn ich nur soviel hätte, um unser Gut übernehmen und meiner Mutter ein sorgenfreies Alter bereiten zu können, dann wäre ich zufrieden. Ich würde pflügen und säen, denn die Arbeit ist mir eine Lust."

Dabei hatte er sie mit seinen ehrlichen Augen angesehen, und sie wußte, daß er die Wahrheit sprach, und daß er ein Mann war, auf den man sich verlassen konnte. So gab sie ihm denn ihr Jawort, in erster Linie, um von Hause fortzukommen, dann aber doch auch, weil sie Adrian von jeher gern gehabt hatte.

Aber den Monat, der jenem Augustabend folgte, an dem ihre Verlobung gefeiert wurde, den Monat wird sie nie vergessen, diese ganze Zeit der Verblendung.

Baron Adrian wurde mit jedem Tag trauriger und schweigsamer. Er kam allerdings sehr oft nach Björne, oft mehreremal am Tage, aber sie konnte sich nicht verhehlen, daß er sehr verstimmt war. Mit andern konnte er noch immer scherzen und lachen, in ihrer Gesellschaft aber wurde er unausstehlich langweilig und verstummte vollständig. Sie verstand wohl, was ihn drückte: eine häßliche Frau zu heiraten, war doch nicht so leicht, als er sich gedacht hatte. Er hatte einen Widerwillen gegen sie gefaßt, und sie selbst wußte nur zu gut, wie häßlich sie war. Sie hatte ihm freilich zu verstehen gegeben, daß sie Liebkosungen und andere Zärtlichkeitsbeweise nicht wünsche, aber es war ihm natürlich schon eine Qual, sie sich als seine Frau vorzustellen, und das wurde mit jedem Tage schlimmer. Aber warum quälte er sich dann so schrecklich? Warum löste er die Verlobung nicht? An deutlichen Winken hatte sie es nicht fehlen lassen. Ihr selbst waren die Hände gebunden, denn ihr Vater hatte ihr rund heraus erklärt, daß ihr Ruf keine weiteren Verlobungsgeschichten vertrüge. Da hatte sie alle beide, den Vater und den Bräutigam, gleich gründlich verachtet, und jeder Ausweg erschien ihr gut genug, um diesen beiden zu entgehen.

Aber dann, nur ein paar Wochen nach dem großen

Verlobungsfeste, war ein ebenso plötzlicher wie seltsamer Umschlag eingetreten.

* *
*

Auf dem Kieswege gerade vor der Freitreppe zu Björne lag ein großer Stein, ein richtiger Stein des Anstoßes und des Ärgernisses. Wagen wurden hier umgeworfen, Pferde und Menschen fielen darüber, die Mägde, die mit ihren schweren Milcheimern über den Hof gingen, stießen daran und verschütteten die Milch, aber trotzdem blieb der Stein, wo er war, und zwar aus keinem andern Grunde, als weil er eben von jeher dagelegen hatte. Er war ja schon bei Lebzeiten der Eltern des Gutsherrn dagewesen, lange ehe man daran gedacht hatte, hier das Björner Herrenhaus zu bauen, und Melchior Sinclaire konnte nicht einsehen, weshalb der Stein nicht auch ferner da liegen bleiben sollte.

Aber an einem der letzten Augusttage geschah es, daß zwei Mägde, die einen großen Bottich trugen, über den Stein fielen und sich schwer verletzten. Da erhob sich im ganzen Hause ein gerechter Zorn über den Stein.

Es war noch früh am Tage, und der Hausherr machte eben seinen täglichen Morgenspaziergang; da aber das Gesinde zwischen acht und neun Uhr gerade zum Frühstück auf dem Hofe war, befahl Frau Gustava zwei Knechten, den großen Stein herauszugraben.

Sie kamen mit Spaten und Brechstangen, gruben und hoben, und schließlich gelang es ihnen, den alten Störenfried aus seiner Höhle zu entfernen; dann trugen sie ihn auf den Wirtschaftshof, wozu sechs Männer nötig waren.

Kaum war der Stein fortgetragen, als der Gutsherr von seiner Runde zurückkehrte und sogleich sah, was geschehen war. Aber da kam er ganz außer sich. Er behauptete, der ganze Hof sei verändert und nicht wiederzuerkennen. Wer hatte befohlen, den Stein fortzuschaffen? Also seine Frau hatte den Befehl erteilt! Diese Frauenzimmer hatten doch gar kein Herz im Leibe. Hatte sie denn nicht gewußt, wie lieb ihm der Stein war?

Und dann lief er spornstreichs nach dem Wirtschafts-

hofe, wo der Stein lag, hob ihn mit seiner Riesenkraft auf und trug ihn die ganze Strecke zurück bis zu dem Platz, wo er vorher gelegen hatte, und warf ihn wieder in das Loch hinein. Denkt euch, den Stein, den sechs Männer kaum zu tragen vermocht hatten! Diese Tat rief in ganz Wermland die größte Bewunderung hervor.

Während er den Stein über den Hof trug, stand Marianne am Fenster des Eßzimmers und sah ihm zu. Noch niemals war er ihr so fürchterlich vorgekommen wie in diesem Augenblick. Er war ihr Herr, dieser Schreckliche mit der unermeßlichen Kraft, ein unvernünftiger, launenhafter Herr, der sich nie um die Wünsche anderer bekümmerte, sondern nur nach seinem eigenen Gefallen handelte.

Man war eben beim Frühstück gewesen, und Marianne hielt noch ein Messer in der Hand, unwillkürlich erhob sie es.

Frau Gustava ergriff sie beim Handgelenk.

„Marianne!"

„Was willst du, Mutter?"

„Ach, Marianne, du sahst so sonderbar aus. Mir wurde ganz Angst."

Marianne betrachtete sie mit einem langen Blick. Ihre Mutter war eine kleine, hagere Frau mit grauem Haar und vielen Runzeln, obgleich sie kaum fünfzig Jahre zählte. Sie liebte wie ein Hund, ohne sich an Schläge und Fußtritte zu kehren. Sie war meistens guter Laune, machte aber trotzdem einen traurigen Eindruck. Sie war wie ein sturmgepeitschter Baum am Meeresstrand, nie hatte sie sich frei entwickeln dürfen. Sie hatte gelernt, Schleichwege zu gehen, wenn es nötig war, ja, auch zu lügen, und sie stellte sich oft absichtlich dumm, um Vorwürfen zu entgehen. Sie war ganz und gar das Werk ihres Mannes.

„Würdest du dich sehr grämen, wenn Vater stürbe?" fragte Marianne.

„Marianne, du zürnst deinem Vater, du zürnst ihm noch immer. Warum kann jetzt nicht alles gut werden, du hast ja jetzt wieder einen Bräutigam?"

„Ach, Mutter, es ist nicht meine Schuld. Kann ich dafür, daß mir vor ihm graut? Siehst du denn nicht

auch, wie er ist? Warum sollte ich ihn lieb haben? Er ist heftig, er ist roh, er hat dich geplagt, so daß du vor der Zeit alt geworden bist. Warum soll er unser Herr sein? Er beträgt sich wie ein Verrückter. Warum soll ich ihn achten und ehren? Er ist nicht gut, er ist nicht barmherzig. Ich weiß, daß er stark ist, er kann uns jeden Augenblick totschlagen. Er kann uns aus dem Haus werfen, sobald es ihm beliebt. Sollte ich ihn deshalb etwa lieben?"

Aber da war Frau Gustava plötzlich wie verwandelt. Mutig und bestimmt und achtunggebietend trat sie der Tochter entgegen.

„Nimm dich in acht, Marianne! Ich glaube fast, Vater tat recht daran, als er dir im Winter seine Tür verschloß. Du sollst sehen, wie du hierfür gestraft werden wirst. O Marianne, du mußt lernen, zu dulden, ohne zu hassen, zu leiden, ohne dich zu rächen."

„Ach Mutter, ich bin so unglücklich."

Gleich darauf kam die Entscheidung. Im Flur hörten sie das Dröhnen eines schweren Falls.

Sie haben nie erfahren, ob Melchior Sinclaire auf der Treppe gestanden und durch die offene Eßzimmertür Mariannens Worte gehört hatte, oder ob nur die körperliche Anstrengung einen Schlaganfall herbeiführte. Als sie hinauskamen, lag Melchior Sinclaire bewußtlos am Boden. Sie wagten es auch später nicht, ihn nach der Veranlassung zu fragen, und er selbst ließ sie niemals merken, ob er etwas gehört hatte. Marianne wagte es nie, den Gedanken auszudenken, daß sie sich unfreiwillig gerächt habe. Aber der Anblick des Vaters, der nun auf denselben Stufen lag, wo sie ihn damals hassen gelernt hatte, vertrieb auf einmal alle Bitterkeit aus ihrem Herzen.

Er kam auch bald wieder zum Bewußtsein, und nachdem er sich ein paar Tage ruhig verhalten hatte, war er wieder der Alte — und doch ein ganz anderer.

Marianne sah die Eltern im Garten spazieren gehen. Das taten sie jetzt immer. Er ging nie mehr allein, fuhr auch nicht mehr aus, war verdrießlich, wenn Besuch kam, und überhaupt über alles, was ihn von seiner Frau trennte. Er war plötzlich alt geworden. Er konnte sich

nicht überwinden, einen Brief zu schreiben, und Frau Gustava mußte es für ihn tun. Er beschloß nicht das Geringste, ohne seine Frau vorher zu fragen, und er ließ dann alles so geschehen, wie sie es bestimmte. Und er war stets sanft und freundlich. Er fühlte selbst, wie sehr er sich verändert hatte und wie glücklich seine Frau jetzt war. „Jetzt hat sie es gut," sagte er eines Tages zu Marianne, indem er auf Frau Gustava deutete.

„Ach, lieber Melchior," rief diese, „du weißt recht wohl, daß ich dich lieber wieder frisch und gesund sähe."

Und sie wünschte es wirklich. Es war ihre größte Freude, zu erzählen, wie stark ihr Mann in seinen gesunden Tagen gewesen war. Sie prahlte damit, daß er im selben Saus und Braus habe leben können wie die Ekebyer Kavaliere, daß er Geschäfte gemacht und viel Geld dabei verdient habe, gerade als sie glaubte, daß er sie durch sein wildes Leben von Haus und Hof bringen werde. Marianne aber wußte, daß sie trotz aller ihrer Klagen glücklich war. Ihrem Manne alles sein zu dürfen, das war ihr genug. Sie sahen beide alt und vor der Zeit gebrochen aus; Marianne konnte sich das künftige Leben ihrer Eltern deutlich vorstellen. Sie würden allmählich immer schwächer werden, wiederholte Schlaganfälle würden ihren Vater immer hilfloser machen, ihre Mutter aber würde immer um ihn sein und ihn treu verpflegen, bis der Tod sie schied. Allein das Ende konnte noch weit entfernt sein, und Frau Gustava konnte sich in Ruhe noch lange ihres Glückes erfreuen. Marianne fand, daß es so sein müsse; das Leben sei ihrer Mutter das schuldig.

Auch mit ihr selber war es besser geworden. Keine bange Verzweiflung zwang sie jetzt dazu, sich zu verheiraten, nur um den Herrn zu wechseln. Ihr wundes Herz war ruhig geworden. Haß und Liebe waren hindurch gezogen; aber sie dachte jetzt nicht mehr an die Schmerzen, die sie dadurch erlitten hatte. Sie sah ein, daß sie dadurch wahrer, reicher, größer geworden war als vorher. Weshalb sollte sie da wünschen, daß das Geschehene nicht geschehen wäre? Ist es nicht so, daß jedes Leid etwas Gutes im Gefolge hat? Konnte sich nicht alles noch zum Guten wenden? Sie hatte angefangen, alles

für gut zu achten, was zu der innern Entwicklung eines Menschen beiträgt, und was ihn eine höhere Stufe des Menschentums erreichen läßt. Die alten Lieder hatten nicht recht. Das Leid war nicht das einzige, was Bestand hatte. Sie wollte nun ihr Elternhaus verlassen und sich irgendwo nützlich machen. Wenn ihr Vater jetzt noch wie früher gewesen wäre, er hätte nie seine Einwilligung zur Auflösung ihrer Verlobung mit Adrian gegeben. Jetzt aber hatte ihm Frau Gustava die Sache auseinandergesetzt, und Marianne hatte sogar die Erlaubnis erhalten, Baron Adrian die Summe vorzustrecken, deren er bedurfte.

Auch an ihn konnte sie nun mit frohem Herzen denken — sie selbst würde ja freiwerden. Er hatte sie mit seiner Keckheit und seiner Lebenslust immer an Gösta erinnert, nun würde auch er wieder froh werden. Er sollte wieder der Ritter Sonnenschein sein, der damals in seinem ganzen Glanz hoch zu Roß auf ihres Vaters Hof gekommen war. Sie würde ihm den Boden verschaffen, wo er nach Herzenslust pflügen und säen könnte, und eines Tages würde sie ihn eine schöne Braut zum Altar führen sehen.

Mit diesen Gedanken setzt sie sich hin und schreibt ihm einen Absagebrief, der ihm seine Freiheit wiedergeben soll. Sie schreibt sanfte, überredende Worte, redet vernünftig in der Form des Scherzes und doch so, daß er verstehen muß, wie ernst sie es meint.

Während sie noch schreibt, ertönen Hufschläge auf dem Kiesweg.

„Mein lieber Ritter Sonnenschein," denkt sie, „du kommst zum letztenmal."

Gleich darauf tritt Baron Adrian zu ihr ins Zimmer.

„Aber Adrian, du kommst hier herein?" ruft sie und läßt entsetzt den Blick über die Unordnung im Zimmer hingleiten.

Er wird sogleich verlegen und stammelt einige Worte der Entschuldigung.

„Ich schreibe eben an dich," sagt sie. „Hier, nun kannst du den Brief gleich lesen."

Er nimmt den Brief, und sie beobachtet ihn, während er liest. Sie sehnt sich danach, sein Antlitz vor Freude aufleuchten zu sehen.

Aber er ist noch nicht weit gekommen, als eine dunkle Röte in seinem Gesicht aufsteigt; er wirft den Brief auf den Boden, stampft mit dem Fuß darauf und beginnt zu fluchen und zu wettern.

Da geht ein leises Beben durch Marianne. Sie ist keine Anfängerin im Studium der Liebe, und doch hat sie diesen unerfahrenen Knaben, dies große Kind nicht verstanden.

„Adrian, lieber Adrian," sagt sie. „Was für eine Komödie hast du mir vorgespielt! Komm her und sag mir die Wahrheit."

Da erstickt er sie fast unter seinen Liebkosungen. Der arme Junge hatte sich vor Sehnsucht beinahe verzehrt.

Nach einer Weile schaut sie zum Fenster hinaus. Dort wandelte Frau Gustava noch immer und redete mit dem großen Gutsherrn von Blumen und Vögeln, hier aber saß sie und plauderte mit Adrian von Liebe. „Wir haben beide den Ernst des Lebens kennen gelernt," dachte sie und lächelte wehmütig. „Wir können uns damit trösten, daß jedes sein großes Kind bekommen hat, mit dem es spielen kann."

Es war aber doch schön, geliebt zu werden. Es war süß, wenn er ihr ins Ohr flüsterte, daß ein Zauber von ihr ausgehe, und wie er sich jener Worte schäme, die er ihr bei seiner ersten Unterredung gesagt hatte. Damals habe er nicht geahnt, welche Macht sie auf ihn ausübe. O, kein Mann könne in ihrer Nähe weilen, ohne sie zu lieben; aber sie habe ihn eingeschüchtert, er sei sich so merkwürdig klein ihr gegenüber vorgekommen.

Nun, sie fühlte sich weder glücklich noch unglücklich, aber jedenfalls wollte sie es versuchen, ihr Leben mit diesem Mann aufzunehmen.

Sie fing sich selbst zu verstehen an; sie gedachte der Worte des alten Liedes von der Turteltaube, dem Vogel der Sehnsucht. Die Turteltaube trinkt nie ganz klares Wasser, sondern trübt es vorher mit ihrem Fuß, damit es besser zu ihrem trüben Sinn passe. So sollte auch sie nicht klares ungemischtes Glück an der Quelle des Lebens trinken. Von Wehmut getrübt — so paßte das Leben am besten für sie.

Der Befreier Tod

Mein bleicher Freund, der Befreier Tod, kam im Auguſt in einer hellen Mondſcheinnacht an das Haus des Hauptmanns Uggla. Aber er wagte nicht ohne weiteres das gaſtfreie Haus zu betreten, denn es ſind ihrer nur wenige, die ihn lieben.

Mein bleicher Freund, der Befreier Tod, hat ein mutiges Herz. Es iſt ihm eine Luſt, auf glühenden Kanonenkugeln durch die Luft zu reiten. Er nimmt die ſprühende Granate auf den Nacken und lacht, wenn ſie zerplatzt und die Splitter herumfliegen. Er tanzt mit den Geſpenſtern auf den Kirchhöfen und ſcheut ſich nicht vor den Peſtſälen in den Spitälern; aber auf der Schwelle des Redlichen, an der Tür des Guten, da überfällt ihn ein Beben. Denn er möchte nicht mit Tränen, ſondern mit ſtiller Freude begrüßt werden, er, der die Geiſter aus den Banden des Schmerzes befreit, der ihnen hilft, den Erdenſtaub abzuſchütteln und ihnen das freie, herrliche Leben im Weltall zuteil werden läßt.

In dem alten Wäldchen hinter dem Wohnhauſe, wo noch heutzutage weiße, ſchlanke Birken ſich abmühen, ihre dünnen Wipfel dem Himmelslichte zuzuwenden, da hielt ſich der Tod verborgen. In dieſem Haine, der damals jung war und kühlenden Schatten ſpendete, verbarg ſich mein bleicher Freund, ſolang der Tag herrſchte, bei Nacht aber ſtand er am Waldesſaum, weiß und bleich, und ließ die Senſe im Mondſchein blitzen.

O Eros! Du warſt der Gott, der am häufigſten dieſen Hain bewohnte. Die Alten wiſſen von den Liebespaaren zu erzählen, die ſeine Stille aufſuchten. Und heute noch, wenn ich an Berga vorüberkomme und mich über die beſchwerlichen Hügel und den erſtickenden Staub ärgere, erfreut mich der Anblick des Hains mit den vereinzelten weißen Stämmen, die in der Erinnerung an die Liebe ſchöner, junger Menſchen ſtrahlen.

Doch jetzt ſtand der Tod dort, und die Tiere der Nacht ſahen ihn. Abend um Abend hörten die Bewohner von Berga das Heulen des Fuchſes, der ſeine Ankunft verkündete. Die Natter ſchlängelte ſich auf dem Kiesweg

bis zum Wohnhaus hinauf. Sie konnte nicht sprechen, aber alle verstanden, daß sie als Vorbote des Gewaltigen kam. Und im Apfelbaum vor Frau Ugglas Schlafzimmerfenster ließ das Käuzchen seinen Schrei ertönen. Denn alles in der Natur kennt den Tod und erbebt bei seinem Nahen.

Da geschah es, daß der Munkeruder Amtmann und seine Frau, die im Broer Pfarrhaus bei einem Festmahl gewesen waren, nachts um zwei Uhr an Berga vorüberfuhren und am Fenster des Fremdenzimmers ein Licht brennen sahen. Sie sahen ganz deutlich die gelbe Flamme und die weiße Kerze und erzählten später, wie sehr sie sich gewundert hätten, in der hellen Sommernacht ein Licht brennen zu sehen.

Da lachten die lustigen Bergaer Fräulein und sagten, Amtmanns müßten Gespenster gesehen haben, denn die Talglichter seien bei ihnen schon seit März zu Ende gegangen, und der Hauptmann schwur, daß seit Wochen niemand im Fremdenzimmer geschlafen habe. Frau Uggla aber erblaßte und schwieg, denn die weiße Kerze mit der hellen Flamme pflegte sich stets zu zeigen, wenn jemand aus ihrer Familie von dem Tode, dem Befreier, der Erde entrückt werden sollte.

Bald darauf, an einem strahlend schönen Augusttage, kam Ferdinand von einer Landvermessung in den nördlichen Wäldern heim. Er kam bleich und krank an, von einem unheilbaren Lungenleiden befallen, und sobald Frau Uggla ihn sah, wußte sie, daß ihr Sohn sterben würde.

So mußte er also von hinnen gehen, dieser gute Sohn, der seinen Eltern nie einen Kummer bereitet hatte. Der Jüngling sollte die Lust und das Glück dieser Welt verlassen, verlassen auch die schöne Braut, die seiner wartete, verlassen die reichen Güter und die dröhnenden Eisenwerke, die sein Eigentum hätten werden sollen.

Endlich, nachdem mein bleicher Freund einen Mondwechsel lang gezögert hatte, faßte er Mut und begab sich eines Nachts nach dem Wohnhaus. Er dachte daran, daß hier selbst der Hunger und die Not mit fröhlicher Miene aufgenommen wurden, warum sollte man da nicht auch ihn mit Freude empfangen?

Er ging sachte den Kiesweg hinauf, und sein dunkler Schatten fiel auf den Rasenplatz, wo die Tautropfen im Mondschein glänzten. Er kam nicht als ein fröhlicher Schnitter mit Blumen am Hut, den Arm um sein Liebchen geschlungen; er ging gebeugt wie ein abgezehrter Kranker und hielt die Sense in den Falten des Mantels verborgen, während die Eulen und Fledermäuse um ihn herflatterten.

In jener Nacht hörte Frau Uggla, die wach in ihrem Bette lag, jemand ans Fenster pochen. Sie richtete sich auf und fragte:

„Wer klopft da?"

Und die Alten erzählen, daß der Tod ihr antwortete: „Der Tod klopft."

Da stand Frau Uggla auf und öffnete das Fenster. Sie sah Eulen und Fledermäuse im Mondschein umherflattern, aber den Tod sah sie nicht.

„Komm!" sagte sie halblaut. „Freund und Befreier, weshalb hast du so lange gezögert? Ich habe auf dich gewartet, ich habe gerufen. Komm, und erlöse meinen Sohn."

Da glitt der Tod ins Haus hinein, froh wie ein armer, abgesetzter König, der als gebrechlicher Greis seine Krone wieder erhält, froh wie ein Kind, das zum Spiel gerufen wird.

Am nächsten Tage setzte sich Frau Uggla an das Krankenlager ihres Sohnes und redete mit ihm von der Seligkeit der befreiten Geister und von ihrem herrlichen Leben in der Ewigkeit.

„Sie arbeiten," sagte sie, „sie wirken und schaffen. Das sind große Künstler, mein Sohn, große Künstler! Sag mir, was du werden willst, wenn du nun zu ihnen kommst? Einer der Bildhauer ohne Meißel, die Rosen und Lilien schaffen, oder einer der Meister der Farben? Wenn dann die Sonne am herrlichsten untergeht, werde ich denken: ‚Das ist Ferdinands Werk.'

Mein lieber Junge, denke nur, wie viel du da sehen, wie viel du zu tun haben wirst! Denk an alle die Samenkörner, die vom Frühling zum Leben erweckt werden sollen, an die Stürme, die gelenkt, an die Träume, die ausgeschickt werden sollen. Und denk auch an die langen

Reisen durch den Himmelsraum von einer Welt zur andern.

Denk an mich, mein Junge, wenn du so viel Schönes zu sehen bekommst! Deine arme Mutter hat nie etwas andres gesehen als das Wermland.

Aber eines Tages trittst du vor den Herrn und bittest ihn, dir einen der kleinen Sterne, die im Weltenraum umherrollen, zu überlassen; und er gibt ihn dir. Wenn du ihn bekommst, ist er kalt und dunkel, voller Klippen und Abgründe, und es gibt da weder Blumen noch Tiere. Aber du wirst auf dem Stern, den Gott dir gegeben hat, arbeiten. Du verbreitest dort Licht, Luft und Wärme, du bringst Pflanzen und Nachtigallen und helläugige Gazellen hin, du läßt Gießbäche in die Abgründe hinabstürzen, läßt Gebirge sich erheben und bepflanzt die Ebenen mit den schönsten roten Rosen.

Und wenn ich einst sterbe, Ferdinand, wenn meine Seele vor der langen Reise bebt und sich fürchtet, die bekannten Gegenden zu verlassen, dann warteste du meiner vor dem Fenster in einem mit Paradiesvögeln bespannten Wagen, ja, in einem Wagen aus schimmerndem Golde.

Und du nimmst meine arme, unruhige Seele in deinen Wagen; sie darf neben dir sitzen, geehrt wie eine Königin. Dann fahren wir durch den ewigen Raum, an den schimmernden Wolken vorüber, und wenn wir uns den himmlischen Gefilden nähern, die herrlicher und immer herrlicher werden, dann frage ich mehrmals, weil ich es nicht besser verstehe: ‚Wollen wir nicht hier bleiben?'

Aber da lächelst du nur leise und treibst das Vogelgespann an. Endlich kommen wir zu der kleinsten der Welten, die aber die schönste von allen ist, die ich gesehen habe, und da halten wir vor einem goldenen Schlosse, und du läßt mich eingehen in die ewige Heimat der Freude.

Da ist alles in Hülle und Fülle in Haus und Hof. Der Tannenwald reicht nicht so dicht heran wie hier auf Berga, daß er die Aussicht auf die schöne Welt verhüllt, sondern ich kann hinausschauen aufs weite Meer und auf sonnige Ebenen, und tausend Jahre werden mir sein wie ein Tag."

So starb Ferdinand, das Herz von lieblichen Bildern erfüllt, der künftigen Herrlichkeit entgegenlächelnd.

Mein bleicher Freund, der Befreier Tod, hatte noch niemals einem so schönen Sterben beigewohnt. Wohl standen die Seinen weinend um Ferdinand Ugglas Sterbebett, aber er selbst lächelte dem Manne mit der Sense zu, als er sich an seinem Lager niederließ, und seine Mutter lauschte dem Todesröcheln wie einer lieblichen Musik. Sie zitterte, daß der Tod vielleicht nicht imstande sein würde, sein Werk zu vollenden, und als alles vorüber war, füllten sich zwar ihre Augen mit Tränen, die auf das erstarrte Gesicht ihres Sohnes fielen, aber es waren Tränen der Freude, nicht des Leides.

Noch nie war mein bleicher Freund so geehrt worden, wie bei Ferdinand Ugglas Begräbnis. Wenn er sich zu zeigen gewagt hätte, wäre er mit federgeschmücktem Barett und goldgesticktem Mantel gekommen und hätte vor dem Leichenzug auf dem Wege nach dem Kirchhof hergetanzt, aber nun saß er, der einsame Alte in seinem alten schwarzen Mantel, zusammengekauert auf der Kirchhofmauer und sah dem Zuge entgegen.

O, das war ein merkwürdiger Leichenzug! Hell strahlte die Sonne, lichte Sommerwölkchen zogen am Himmel hin, lange Garbenreihen schmückten die Felder, die Erntepfel im Garten der Propstei schimmerten hell und durchsichtig, und im Blumengarten des Küsters prangten Dahlien und Georginen.

Das war ein merkwürdiger Leichenzug, der durch die Lindenallee nach dem Kirchhof zog! Vor dem blumengeschmückten Sarge gingen liebliche Kinder und streuten Blumen auf den Weg. Nirgends sah man Trauerkleider, keinen Trauerflor, keine Trauerkragen; Frau Uggla hatte es so gewollt, sie wollte, daß er, der so fröhlich gestorben war, nicht von einem düsteren Leichengefolge, sondern von einem glänzenden Hochzeitszug nach der guten Freistatt, die seiner wartete, gebracht würde.

Dicht hinter dem Sarge ging Anna Stjärnhök, die schöne, strahlende Braut des Verstorbenen. Sie trug Kranz und Schleier und ein lang nachschleppendes Brautkleid aus weißer, schimmernder Seide. So geschmückt

schritt sie zum Grabe, um sich dort einem der Verwesung anheimgefallenen Bräutigam zu vermählen.

Hinter ihr folgten, Paar auf Paar, stolze alte Damen und stattliche Herren. Die schönen, vornehmen Frauen hatten sich mit blitzenden Spangen und Broschen, mit milchweißen Perlenschnüren und goldenen Armbändern geschmückt. Alle trugen helle, seidene Kleider. Auf ihren gesteckten Locken erhob sich ein reicher Kopfputz aus Federn, Seide und Spitzen, und von ihren Schultern fielen auf die Festkleider dünne seidene Echarpen, die sie einst als Brautgeschenk erhalten hatten. Die Herren waren auch im höchsten Staat, mit fein gefältelten Jabots, Leibröcken mit hohen Kragen und vergoldeten Knöpfen und Westen aus steifem Brokat oder aus reichgesticktem Samt. Es war ein Hochzeitszug; so hatte es die Herrin von Berga gewollt.

Sie selbst ging am Arm ihres Mannes neben Anna Stjärnhök. Wenn sie ein Gewand aus schimmerndem Brokat besessen hätte, sie hätte es angelegt, und wenn sie Geschmeide und einen prächtigen Kopfputz ihr eigen genannt hätte, so hätte auch sie sich heute, am Ehrentag ihres Sohnes, damit geschmückt. Aber sie hatte nichts als das schwarze Taffetkleid und die vergilbten Spitzen, die sie schon auf so vielen Festen getragen hatte und die sie auch jetzt trug.

Obgleich das Leichengefolge mit Pomp und Pracht wie zu einer Hochzeit gekommen war, blieb doch kein Auge trocken, als der Zug sich unter Glockengeläute dem Kirchhof näherte. Männer und Frauen weinten, nicht so sehr über den Toten als über sich selbst. Seht! Dort ging die Braut, dort wurde der Bräutigam getragen, hier gingen sie selbst zum Feste geschmückt, und doch — wo ist der Mensch, der auf Gottes grüner Erde wandelt und nicht weiß, daß er dem Kummer, der Sorge, dem Unglück, dem Tode verfallen ist? Sie weinten bei dem Gedanken, daß nichts Irdisches sie zu schützen vermochte.

Frau Uggla weinte nicht; sie war die einzige, deren Augen trocken blieben.

Als nun das Gebet gesprochen und das Grab zugeworfen war, verließen alle den Kirchhof und begaben sich zu ihren Wagen zurück. Nur Frau Uggla und Anna

Stjärnhök zögerten noch am Grabe, um dem Toten ein letztes Lebewohl zu sagen. Die Mutter setzte sich auf den Grabhügel, und Anna ließ sich neben ihr nieder.

„Hör mich, Anna," sagte Frau Uggla, „ich habe zu Gott gesagt: ‚Laß den Befreier Tod kommen und meinen Sohn holen, laß den, der mir das Liebste auf Erden ist, in die Wohnungen des Friedens führen, und ich werde nur Freudentränen weinen. Mit Hochzeitsgepränge will ich ihn zu Grabe geleiten lassen, und den roten Rosenbusch, der vor meinem Schlafstubenfenster steht, will ich auf sein Grab pflanzen.' Und nun ist es so gekommen, nun ist mein Sohn tot. Ich habe den Tod begrüßt wie einen Freund, ich hab ihn mit den zärtlichsten Namen gerufen, ich habe Freudentränen geweint über dem erstarrten Gesicht meines Kindes, und im Herbst, wenn die Blätter abgefallen sind, werde ich meinen roten Rosenbusch auf seinen Grabhügel pflanzen. Aber weißt du, du, die hier an meiner Seite sitzt, weißt du, warum ich solche Gebete zu Gott emporgeschickt habe?"

Fragend schaute sie Anna Stjärnhök an, aber das junge Mädchen saß still und bleich neben ihr. Vielleicht rang sie mit sich, um die Stimmen in ihrem Innern zum Schweigen zu bringen, die ihr schon hier, an dem frischaufgeworfenen Grabe des Toten zuflüsterten, daß sie jetzt frei sei.

„Du bist schuld daran," sagte Frau Uggla.

Wie von einem Schlage getroffen zuckte das Mädchen zusammen. Sie erwiderte kein Wort.

„Anna Stjärnhök, du warst einst stolz und eigensinnig, du spieltest mit meinem Sohne, verlobtest dich mit ihm und gabst ihn wieder auf. Nun, was tat das? Er mußte sich darein finden, wie so mancher andere auch. Es ist auch möglich, daß er und wir alle dein Geld ebenso geliebt haben wie dich selbst. Aber du kehrtest wieder zu uns zurück und brachtest reichen Segen in unser Haus, und als du wiederkamst, warst du mild und sanftmütig, stark und gut. Du umgabst uns mit Liebe, du machtest uns sehr glücklich, Anna Stjärnhök, und wir armen Menschen lagen dir zu Füßen.

Und doch, und doch — ich wünschte, du wärest nicht wiedergekommen. Dann hätte ich Gott nicht anzuflehen

brauchen, daß er das Leben meines Sohnes verkürze. Um Weihnachten, da hätte er deinen Verlust noch verschmerzen können, aber dich dann wieder verlieren, nachdem er dich so kennen gelernt hatte, wie du jetzt bist, dazu hätte er nicht mehr die Kraft gehabt.

So wisse denn, Anna Stjärnhök, heute hast du dein Brautgewand angelegt, um meinem toten Sohne das Geleite zu geben; aber wenn er am Leben geblieben wäre, hättest du niemals in diesem Gewande mit ihm vor den Traualtar treten dürfen, denn du hast ihn nicht geliebt.

Ich sah es wohl, daß du nur aus Barmherzigkeit gekommen warst, denn du wolltest unser hartes Los mildern. Du liebtest ihn nicht. Glaube mir, ich kenne die Liebe, ich sehe es, wenn sie da ist, ich erkenne, wo sie fehlt. Da dachte ich: Möchte doch Gott meinen Sohn zu sich nehmen, eh ihm die Augen aufgehen!

O hättest du ihn doch geliebt! O wärest du nie zu uns gekommen, um unser Leben zu versüßen, wenn du ihn doch nicht liebtest! Ich kannte meine Pflicht. Wenn er nicht gestorben wäre, hätte ich ihm sagen müssen, daß du ihn nicht liebtest, daß du ihn nur aus übergroßer Barmherzigkeit heiraten wolltest. Ich hätte ihn zwingen müssen, dir dein Wort zurückzugeben, und dann wäre das Glück seines Lebens für immer vernichtet gewesen. Siehst du, deshalb bat ich Gott, ihn sterben zu lassen, damit ich nicht selbst den Frieden seines Herzens stören müßte. Und ich habe mich über seine eingefallenen Wangen gefreut, mich gefreut über seine mühsamen Atemzüge und nur immer gezittert, daß der Tod am Ende sein Werk nicht vollenden werde."

Sie schwieg und wartete auf eine Antwort; aber Anna Stjärnhök konnte nicht sprechen, zu viele Stimmen drangen aus der Tiefe ihrer Seele, ihnen mußte sie lauschen.

Da rief Frau Uggla ganz verzweifelt aus:

„O, wie glücklich sind die, die über ihre Toten trauern dürfen, die Ströme von Tränen um sie weinen können! Ich aber muß trockenen Auges an dem Grabe meines Sohnes stehen, ich muß mich über seinen Tod freuen. O, wie unglücklich bin ich!"

Da preßte Anna Stjärnhök die Hände fest auf die Brust. Sie dachte an jene Winternacht, wo sie bei ihrer jungen Liebe geschworen hatte, diesen armen Menschen Trost und Stütze zu sein; und sie erschrak. War denn alles, alles vergeblich gewesen? War ihr Opfer keines von denen, die Gnade vor Gott finden? Sollte sich alles in Fluch verwandeln?

Aber wie, wenn sie nun alles opferte, würde dann Gott nicht ihr Werk segnen und sie diesen Menschen zur Glücksspenderin, zum Trost, zur Hilfe werden lassen?

„Was verlangst du denn, damit du um deinen Sohn trauern könntest?" fragte sie.

„Ich müßte dem Zeugnisse meiner alten Augen nicht mehr trauen können. Wenn ich glauben dürfte, daß du meinen Sohn geliebt habest, dann könnte ich über seinen Tod trauern."

Da sprang Anna auf. Ihre Augen glühten vor Begeisterung. Sie riß ihren Brautschleier ab und breitete ihn über das Grab, sie nahm Kranz und Krone vom Haupt und legte sie darauf.

„Sieh, wie ich ihn liebe! Ich schenke ihm meinen Kranz und meinen Schleier. Ich vermähle mich ihm und werde nie einem andern angehören."

Da stand auch Frau Uggla auf; schweigend, am ganzen Leibe zitternd stand sie da, in ihrem Gesicht zuckte es krampfhaft, und schließlich kamen die Tränen; die Tränen der Trauer.

Aber mein bleicher Freund, der Befreier Tod, erbebte, als er diese Tränen sah; also war er auch hier nicht mit Freude begrüßt worden, nicht einmal hier hatte man sich von ganzem Herzen über sein Kommen gefreut.

Er zog die Kapuze tief ins Gesicht herein, glitt leise von der Kirchhofsmauer hinunter und verschwand zwischen den Garben auf dem Felde.

16

Die Dürre

Wenn leblose Dinge lieben, wenn Erde und Wasser Freunde von Feinden unterscheiden könnten, möchte ich gern ihre Liebe besitzen. Ich möchte gern, daß die grüne Erde meine Schritte nicht als eine schwere Bürde empfände. Ich möchte, daß sie mir gern verzeihen würde, wenn sie um meinetwillen mit Pflug und Egge verwundet wird, und daß sie sich einst willig meinem toten Leib öffne. Und ich möchte, daß die Woge, deren blanken Spiegel meine Ruder zerschlagen, dieselbe Geduld mit mir hätte, die eine Mutter mit einem lebhaften, eifrigen Kinde hat, das ihr auf den Schoß klettert, ohne acht darauf zu haben, daß es ihr das seidene Sonntagskleid zerknittert. Mit der klaren Luft, die über den blauen Bergen zittert, mit der glänzenden Sonne und mit den schönen Sternen, mit allen möchte ich gut Freund sein. Denn es ist mir oft, als fühlten und litten die leblosen Dinge mit den lebendigen Wesen. Die Schranke zwischen ihnen ist nicht so groß, wie wir Menschen glauben. Wo ist der Teil des Erdenstaubes, der sich nicht im Kreislauf des Lebens mitbewegte? Ist nicht der auf der Landstraße aufwirbelnde Staub einst als weiches Haar liebkost, als gute wohltätige Hand geliebt worden? Ist nicht das trübe Wasser in den Wagengeleisen ehedem als Blut durch unser klopfendes Herz geströmt?

Der Geist des Lebens wohnt noch in den leblosen Dingen. Was vernimmt er, dieweil er in traumlosen Schlummer versenkt ist? Die Stimme Gottes hört er — doch achtet er wohl auch auf die der Menschen?

O ihr Kinder der Gegenwart! habt ihr es nicht gesehen? Wenn Unfriede und Haß auf Erden herrschen, müssen auch die toten Dinge viel leiden. Da wird die Woge wild und raubgierig wie ein Räuber; da wird der Acker karg wie ein Geizhals. Aber wehe dem, um dessentwillen der Wald ächzt und die Berge weinen!

Das war ein merkwürdiges Jahr, in dem die Kavaliere regierten. Und ich meine fast, die Unruhe der Menschen habe da die Ruhe der leblosen Dinge gestört.

Wie soll ich den Ansteckungsstoff bezeichnen, der sich damals über das Land verbreitete? Hätte man nicht glauben können, die Kavaliere seien die Götter der Gegend, und alles sei von ihrem Geiste beseelt? Von dem Geiste der Abenteuerlust, der Sorglosigkeit, der Wildheit.

Könnte man alles erzählen, was sich in jenem Jahre unter den Menschen, die an den Ufern des Löfven wohnten, zutrug, dann würde alle Welt höchlich erstaunen. Denn da erwachte alte Liebe und neue wurde entzündet. Da loderte alter Haß wieder auf, und längst geplante Rache stürzte sich auf ihre Beute. Da jagten alle voll Begierde dem eiteln Genusse des Lebens nach; nach Tanz und Vergnügen, Trunk und Spiel, danach trachteten die Menschen. Da wurde alles offenbar, was sich sonst im tiefsten Herzen verbirgt.

Von Ekeby ging die Ansteckung aus. Von dort aus verbreitete sich die fieberhafte Unruhe über die Eisenwerke und die großen Güter und stachelte die Menschen zu Unrecht und Sünde auf. So weit haben wir sie bis zu einem gewissen Grade verfolgen können, weil sich auf einigen der großen Güter bei den Alten die Erinnerung an jene Ereignisse frisch erhalten hat; aber wie die Seuche sich dann weiter unter dem Volk ausbreitete, davon wissen wir nur sehr wenig. So viel aber steht fest, daß die Unruhe jener Zeit von Dorf zu Dorf, von Hütte zu Hütte schlich. Wo ein Laster unterdrückt worden war, wachte es auf, wo zwischen Mann und Frau ein Riß vorhanden war, da wurde er zur Kluft, wo eine große Tugend oder mächtige Willensstärke im stillen wirkten, traten sie hervor, ja, auch sie traten hervor. Denn nicht alles, was geschah, war böse, aber in jener Zeit war es so, daß das Gute oft ebenso verderblich war wie das Böse. Es war wie bei den großen Stürmen, die durch die Wälder brausen, ein Baum stürzt über den andern, eine Föhre reißt die andere mit, und selbst das Unterholz wird von den niederstürzenden Baumriesen mit umgerissen.

Ja, denkt doch ja nicht, daß Bauern und Gesinde von dem Wahnsinn nicht ergriffen worden wären! Überall wurden die Herzen wild und die Köpfe verwirrt. Noch nie war so lustig am Kreuzwege getanzt worden, nie

waren die Bierfässer so rasch geleert, nie so viel Korn in den Branntweinkessel geschüttet worden. Noch nie waren so viele Gastmähler gehalten worden, und nie waren einander zornige Worte und Messerstiche so rasch auf dem Fuße gefolgt.

Aber die Unruhe beschränkte sich nicht auf die Menschen. Sie ergriff alles, was überhaupt Leben hatte. Niemals hatten Wolf und Bär schlimmer gehaust, niemals der Fuchs und der Uhu unheimlicher geschrien oder frecher geraubt, niemals hatten die Schafe sich häufiger im Walde verirrt, niemals unter dem wertvollsten Vieh so viele Krankheiten gewütet.

Wer den Zusammenhang der Dinge deutlich erkennen will, muß den Lärm der Städte verlassen und in einer einsamen Hütte am Waldsaum leben. Er möge ganze Nächte hindurch bei den Kohlenmeilern im Walde wachen oder während eines ganzen hellen Sommermonats auf einem Flosse wohnen, das langsam den See entlang nach dem Wenern hinunterzieht; dann wird er lernen, auf die Zeichen der Natur zu achten, und dann wird er verstehen, wie abhängig die leblosen Dinge von den lebendigen sind. Er wird sehen, daß der Frieden der leblosen Dinge gestört wird, sobald Unruhe auf Erden herrscht. Das niedere Volk weiß dies. In solchen Zeiten löscht die Waldfrau den Meiler aus, die Nixe zertrümmert das Boot, der Neck schickt Krankheit, der Kobold treibt den Kühen den Leib auf.

Und so war es in jenem Jahre. Noch nie waren die Flüsse im Frühjahr so weit über ihre Ufer getreten. Die Mühle und die Schmiede auf Ekeby waren nicht die einzigen Opfer der Elemente geworden. Kleine Bäche, die sonst, wenn der Frühling ihnen Kräfte verliehen hatte, höchstens eine leere Scheune fortgespült hatten, rückten nun zum Angriff auf ganze Höfe vor und führten sie mit sich fort. Noch niemals hatte man vor Johanni von so viel Gewitterschaden gehört — nach Johanni zeigte sich kein Gewitter mehr; da kam die Dürre.

Während der langen Tage fiel kein Regen. Von Mitte Juni bis Anfang September lag der ganze Bezirk des Löfven in ununterbrochenem Sonnenschein gebadet da.

Der Regen wollte nicht fallen, die Erde wollte keine Nahrung geben, die Winde wollten nicht wehen. Ach, der schöne Sonnenschein, der lebenspendende Sonnenschein! Wie soll ich erzählen, was er Böses getan hat? Mit dem Sonnenschein ist es wie mit der Liebe — wer kennt nicht die Missetaten, die diese begangen hat, und wer kann es lassen, sie zu verzeihen? Der Sonnenschein gleicht Gösta Berling — er erfreut alle Menschen, und deshalb schweigt jedermann von dem Bösen, das dieser Sonnenschein anrichtet.

Eine solche Dürre nach Johanni wäre in einer andern Gegend wohl nicht so verderbenbringend gewesen wie gerade in Wermland. Aber hier war der Frühling spät gekommen. Das Gras war noch nicht sehr hoch und konnte nun seine volle Höhe nicht erreichen, dem Roggen fehlte es gerade zu der Zeit an Nahrung, wo er Ähren ansetzen sollte, die Frühlingssaat, die damals das meiste Brot lieferte, trug nur kleine, dünne Ähren auf Halmen, die kaum eine Viertel Elle hoch waren. Die spätgesäten Rüben wuchsen gar nicht, und nicht einmal die Kartoffeln vermochten Nahrung aus der steinharten Erde zu saugen.

In solchen Jahren kehrt die Angst in den Waldhütten ein, und von den Bergen steigt der Schrecken zu der ruhigen Bevölkerung in den Ebenen hinab.

„Gottes Hand sucht jemand," sagen die Bauern.

Und jeder schlägt an seine Brust und sagt: „Bin ich's? O Mutter Natur, bin ich's? Bleibt der Regen aus Schrecken über mich aus? Wird die Erde aus Zorn über mich trocken und hart? Und dieser ewige Sonnenschein, strahlt er jeden Tag in seiner Milde vom wolkenlosen Himmel herab, um mein schuldiges Haupt zu versengen? Oder wenn ich's nicht bin, wer ist es dann, den die Hand Gottes sucht?"

Während die Roggenkörner in den kleinen Ähren hinschwinden, während die Kartoffeln keine Nahrung aus der Erde ziehen können, während sich das Vieh mit entzündeten Augen und vor Hitze keuchend um die versiegenden Quellen drängt, während die Angst vor der Zukunft die Herzen zusammenpreßt, werden dort in der Gegend seltsame Reden laut:

„Eine solche Heimsuchung schickt Gott nicht ohne Grund," sagen die Leute. „Wen sucht die Hand Gottes?"

Es war an einem Sonntag im August. Der Gottesdienst war zu Ende. In kleinen Gruppen wanderten die Leute auf den sonnenheißen Wegen dahin. Ringsumher sahen sie verbrannte Wälder und vernichtete Ernten. Der Roggen war in Hocken aufgesetzt; aber es waren nur spärliche, dünne Garben. Wer Land abzubrennen hatte, dem war die Arbeit in diesem Jahr leicht gemacht, aber oft war dadurch auch der dürre Wald angezündet worden. Und was der Waldbrand verschont hatte, das hatten die Insekten verzehrt, der Tannenwald hatte seine Nadeln verloren und stand kahl wie ein Laubwald im Spätherbst, und von den Birkenblättern hing nur noch das leere Gerippe an den Zweigen.

Den bekümmerten Gruppen der Kirchenbesucher fehlte es nicht an Gesprächsstoff. Gar mancher konnte erzählen, wie groß die Not gewesen war in den Jahren 1808 und 1809 und in dem kalten Winter 1812, wo die Sperlinge tot von den Dächern gefallen waren. Die Hungersnot war den Bauern nicht fremd, sie hatten schon früher ihr finsteres Antlitz gesehen. Sie verstanden, aus Rinde Brot zu backen, und wußten, wie man die Kühe ans Moosfressen gewöhnt.

Eine Frau hatte den Versuch gemacht, aus Preißelbeeren und Gerstenmehl Brot zu backen. Sie hatte eine Probe davon bei sich und ließ die andern Leute davon kosten. Sie war ganz stolz auf ihre Erfindung.

Über allen aber schwebte dieselbe Frage; sie starrte aus jedem Auge, sie tönte von jeder Lippe:

„Wen, o Herr, sucht deine Hand?"

„Du gestrenger Gott, wer hat es unterlassen, dir Gebete und gute Werke darzubringen, daß du uns jetzt unser karges Brot vorenthältst?"

Ein Mann aus diesen finsterblickenden Scharen, die westwärts über die Sundbrücke gezogen waren und nun den Brobyer Hügel erstiegen hatten, blieb einen Augenblick auf dem Pfade stehen, der zu dem Hause des geizigen Brobyer Pfarrers führte. Er hob einen dürren Zweig vom Boden auf und warf ihn auf den Pfarrhofweg.

„So trocken wie dieser Zweig sind die Gebete ge-

wesen, die er zu Gott emporgeschickt hat," sagte der Mann.

Der neben ihm gehende Mann blieb auch stehen. Er nahm einen dürren Ast und warf ihn auf den trockenen Zweig.

„Das ist die richtige Opfergabe für diesen Pfarrer," sagte er.

Der dritte in der Schar folgte dem gegebenen Beispiel.

„Er ist selbst gewesen wie die Dürre; Reisig und verdorrtes Gras ist alles, was er uns gelassen hat."

„Wir geben ihm wieder, was er uns gegeben hat," sagte der vierte.

Und der fünfte: „Zur ewigen Schmach werfe ich ihm dies hin. Möge er verdorren und absterben wie dieser Zweig."

„Trockenes Futter dem Prediger der Dürre," sagte der sechste.

Die Leute, die nachkommen, sehen, was die andern getan haben, und hören auch, was sie sagen. Nun wird ihnen Antwort auf ihr langes Fragen.

„Gebt ihm, was er verdient! Er hat die Dürre über uns gebracht!" ertönt es aus der Menge.

Und jeder bleibt stehen, jeder tut seinen Spruch und wirft einen Zweig hin, ehe er weitergeht.

Im Winkel zwischen den beiden Wegen lag bald ein großer Haufen von Stroh und dürren Zweigen — der Schandhaufen des Brobyer Pfarrers.

Das war des Volkes ganze Rache. Keiner erhob die Hand gegen den Pfarrer oder sagte ihm ein böses Wort ins Gesicht. Verzweifelte Herzen entledigten sich eines Teils ihrer Last, indem sie einen dürren Ast auf den Haufen warfen. Sie rächten sich nicht selbst; sie bezeichneten nur dem Gott der Vergeltung den Schuldigen.

„Wenn wir dir nicht gedient haben, wie wir sollten, so ist dieser Mann schuld daran. Sei barmherzig, o Herr, und laß ihn allein leiden! Wir brandmarken ihn mit Schmach und Schande. Wir haben nichts mit ihm gemein."

Es wurde sehr bald Sitte, daß jeder, der an dem Pfarrweg vorüberkam, einen trockenen Zweig auf den Schandhaufen warf.

Mögen Gott und Menschen es sehen! dachte jeder Vorübergehende. Auch ich verachte den, der Gottes Zorn über uns gebracht hat.

Dem alten Geizhals fiel der Haufen am Wege bald auf. Er ließ ihn fortschaffen — einige behaupteten, er heize seinen Herd damit. Am nächsten Tag hatte sich an derselben Stelle ein neuer Haufen angesammelt, und als auch dieser entfernt wurde, entstand ein dritter.

Die dürren Zweige lagen da und riefen: „Schande, Schande über den Brobyer Pfarrer!"

Es war in den heißen, trockenen Hundstagen. Schwer von Rauch und Brandgeruch gesättigt lag die Luft über der Gegend; sie glich beim Einatmen drückender Verzweiflung. Die Gedanken verwirrten sich in dem erhitzten Gehirn der Leute. Der Brobyer Pfarrer war für sie zum Dämon der Dürre geworden. Den Bauern war es, als bewache der Geizhals die Schleusen des Himmels.

Der Pfarrer erkannte auch bald die Absicht der Leute, er begriff, daß sie ihn als den Urheber des Unglücks bezeichnen wollten. Sie wollten ihm sagen, daß Gott aus Zorn über ihn die Erde verschmachten lasse. Die Schiffsbesatzung, die auf dem wilden Meere in großer Not war, hatte das Los geworfen. Er war der Mann, der über Bord geworfen werden sollte. Er versuchte, über die Leute und ihre trockenen Zweige zu lachen; aber als es eine Woche so fortgegangen war, lachte er nicht mehr. Wie kindisch war doch dieses Gebaren! Was konnten ihm diese trockenen Zweige anhaben? Er begriff sehr wohl, daß jahrelanger Haß eine Gelegenheit suchte, sich Luft zu machen. Was tat das? Er war ja nicht an Liebe gewöhnt!

So etwas stimmte ihn nicht milder. Seit dem Besuche des alten Fräuleins hatte er vielleicht gewünscht, sich zu bessern; jetzt konnte er es nicht mehr. Er wollte sich nicht dazu zwingen lassen.

Allmählich aber wurde ihm der Haufen zu mächtig. Er mußte immerfort an ihn denken, und die Ansicht, die alle hegten, begann sich auch bei ihm festzusetzen. Diese dürren Zweige legten ein schreckliches Zeugnis gegen ihn ab. Er betrachtete den Haufen, er zählte jeden Tag die neu hinzugekommenen Zweige. Der Gedanke daran

verdrängte allmählich alle andern Gedanken. Der Haufen brachte ihn um.

Mit jedem Tage mußte er den Leuten mehr recht geben. Er verfiel sichtlich, und in wenigen Wochen ward er zum Greis. Gewissensbisse und Krämpfe quälten ihn; aber es war ihm, als ob an allem nur der Haufen drunten vor seinem Hause schuld sei. Es war ihm, als müßten die Gewissensqualen aufhören und die Last des Alters wieder von ihm weichen, sobald sich nur der Haufen nicht mehr vergrößerte.

Schließlich saß er den ganzen Tag dort auf der Wache. Aber die Leute waren unbarmherzig, und nachts wurden immer wieder neue Zweige auf den Haufen geworfen.

* * *

Eines Tages kam Gösta Berling dieses Weges dahergefahren. Der Brobyer Pfarrer saß alt und verfallen am Grabenrand. Er zerrte die trockenen Zweige auseinander, legte sie in Reihen und auf kleine Haufen und spielte damit wie ein Kind. Gösta jammerte das Elend des alten Mannes.

„Was tut Ihr da, Herr Pfarrer?" fragte er, indem er rasch aus dem Wagen sprang.

„Ach, ich suche nur die Zweige aus, ich tue eigentlich nichts."

„Ihr solltet lieber nach Hause gehen, statt hier im Staube zu sitzen."

„Es ist jedenfalls besser, ich bleibe hier."

Da setzte sich Gösta Berling zu ihm.

„Es ist nicht so leicht, Pfarrer zu sein," sagte er nach einer Weile.

„Hier unten, wo es noch Menschen gibt, geht es schon noch an, droben im Norden ist es weit schlimmer," erwiderte der Pfarrer.

Gösta versteht wohl, was der Pfarrer damit sagen will. Er kennt jene Gemeinden im nördlichen Wermland, wo es oft nicht einmal ein Pfarrhaus gibt, jene großen Waldgemeinden, wo die Finnen in den Rauchhütten wohnen, wo nur eine Handvoll Menschen auf eine ganze Quadratmeile kommen, und wo der Pfarrer der

einzige Gebildete im ganzen Kirchspiel ist. Der Brobyer Pfarrer war mehr als zwanzig Jahre in einer solchen Gemeinde gewesen.

„Ja, man schickt uns dahin, wenn wir jung sind," sagt Gösta. „Aber man kann das Leben dort unmöglich aushalten, und man wird für immer verdorben. Viele sind dort oben zugrunde gegangen."

„Ja, so ist es," sagt der Brobyer Pfarrer, „die Einsamkeit verdirbt den Menschen."

„Wenn man hinkommt, ist man feurig und voller Eifer; man predigt und ermahnt und meint, es werde alles gut werden und die Leute würden sich bald dem Guten zuwenden."

„Ja, so ist es."

„Aber bald merken wir, daß wir mit Worten nichts ausrichten können. Die Armut steht uns im Wege. Die Armut steht jeder Besserung im Wege."

„Die Armut," wiederholt der Pfarrer, „ja, die Armut ist der Fluch meines Lebens gewesen."

„Der junge Pfarrer kommt da hinauf," erklärt Gösta, „gerade so arm wie die, zu denen er kommt. Und er sagt zum Säufer: Laß das Trinken!"

„Da erwidert ihm der Säufer," fällt der Pfarrer Gösta ins Wort, „dann gib mir etwas Besseres als den Branntwein! Der Branntwein ist mir der Pelz im Winter und der kühle Trunk im Sommer. Der Branntwein ersetzt mir eine warme Stube und ein weiches Bett. Gib mir dies alles, dann will ich das Trinken lassen."

„Und dann," fährt Gösta fort, „dann sagt der Pfarrer zum Diebe: Du sollst nicht stehlen; und zu dem bösen Manne: Du darfst dein Weib nicht schlagen; und zu dem Abergläubischen: Du sollst an Gott glauben und nicht an Teufel und an Gespenster! Aber der Dieb erwidert: Gib uns Brot; und der böse Mann sagt: Mach uns reich, dann werden wir uns nicht mehr zanken; und der Abergläubische ruft: Belehre uns eines Besseren! Aber wer kann ihnen helfen ohne Geld?"

„Das ist wahr, es ist alles buchstäblich wahr!" ruft der Alte. „Sie glaubten wohl an Gott, aber noch mehr an den Teufel, am allermeisten jedoch an die Berggeister und an den Kobold auf der Tenne. Alles Korn wanderte

in den Branntweinkessel. Niemand konnte ein Ende des Elends absehen. In den meisten der düsteren Hütten herrschte bittere Not. Die unterdrückte Not legte den Frauen bittre Worte auf die Zunge. Die Ungemütlichkeit trieb die Männer der Trunksucht in die Arme. Von Ackerbau und Viehzucht verstanden sie nichts. Sie fürchteten sich vor den Gutsbesitzern und machten sich über den Pfarrer lustig. Was ich sie lehren wollte, das glaubten sie nicht. Und es war niemand da, bei dem ich mir hätte Rats erholen, niemand, der mir hätte Mut zusprechen können."

„Es gibt aber doch solche, die es ausgehalten haben," sagt Gösta. „Einigen ist Gott gnädig gewesen, so daß sie nicht als gebrochene Männer von dort zurückgekehrt sind. Ihre Kräfte haben ausgehalten, sie haben Armut, Einsamkeit und Hoffnungslosigkeit ertragen. Sie haben das wenige Gute, was in ihrer Macht stand, ausgerichtet und sind nicht verzweifelt. Es hat jederzeit solche Männer gegeben und gibt deren auch heute noch. Ich nenne sie Helden und will sie ehren, so lange ich lebe. Ich hätte es dort nicht aushalten können."

„Ich habe es auch nicht gekonnt," sagte der Pfarrer.

„Der Pfarrer dort oben denkt," sagt Gösta Berling, „er müsse reich, sehr reich sein, denn ein Armer könne dem Elend nicht abhelfen. Und er beginnt zu sparen."

„Jawohl, denn wenn er nicht sparte, müßte er zu trinken anfangen," entgegnete der Alte; „er sieht allzuviel Elend um sich her."

„Oder er würde stumpf und faul werden und alle Arbeitslust verlieren. Es ist nicht gefährlich, dort hinauf zu kommen, wenn man nicht dort geboren ist."

„Er muß sich hart machen, um Geld zu sammeln. Anfangs tut er nur so, aber schließlich wird ihm das Sammeln zur Gewohnheit."

„Er muß gegen sich selbst und gegen die andern hart sein," fährt Gösta fort, „denn es ist sehr schwer, sich etwas zu ersparen. Er muß Haß und Verachtung auf sich nehmen, muß frieren und hungern und sein Herz verhärten; es ist fast, als wisse er selbst nicht mehr, warum er eigentlich zu sparen begonnen hat."

Der Brobyer Pfarrer sah Gösta scheu an. Er fragte

sich, ob Gösta ihn nicht am Ende verhöhnen wolle. Aber Gösta war so eifrig und ernsthaft, als spreche er von eigenen Erlebnissen.

„So ist es mit mir gegangen," sagt der Alte leise.

„Aber Gott behütet ihn," fällt Gösta ein. „Wenn er genug gespart hat, dann erweckt er die Gedanken der Jugend aufs neue in ihm. Und er gibt ihm ein Zeichen, wenn das Volk Gottes seiner bedarf."

„Wenn aber der Pfarrer dem Zeichen nicht gehorcht, Gösta Berling?"

„Das ist unmöglich, er kann nicht widerstehen," sagt Gösta mit frohem Lächeln. „Der Gedanke an die warmen Hütten, die er den Armen bauen könnte, ist gar zu verlockend."

Der Pfarrer betrachtet die kleinen Gebäude, die er aus den Stecken des Schandhaufens gebaut hat. Je länger er mit Gösta spricht, desto mehr fühlt er sich überzeugt, daß dieser recht hat. Er hat wirklich stets den Gedanken gehabt, Gutes zu tun, wenn er einmal genug gesammelt hätte. Er klammert sich fest an diesem: sicherlich habe ich immer diesen Gedanken gehabt.

„Weshalb baut er denn dann die Hütten nicht?" fragt er scheu.

„Er schämt sich; man könnte ja glauben, daß er das, was er immer hat tun wollen, nun aus Angst vor den Leuten tue."

„Er kann den Gedanken nicht ertragen, daß er es gezwungen tue, ja, das ist der Grund."

„Aber er kann doch im geheimen helfen. In diesem Jahre ist gar viele Hilfe nötig. Er kann seine Gaben auch durch jemand anders austeilen lassen. O, ich verstehe, was er im Sinne hat!" rief Gösta mit strahlenden Augen. „In diesem Jahr sollen Tausende von dem ihr Brot erhalten, den sie mit Schmähungen überhäuft haben."

„Ja, so soll es sein, Gösta."

Ein Rausch ergriff diese beiden, die ihren selbsterwählten Beruf so schlecht erfüllt hatten. Der Traum ihrer Jünglingsjahre, Gott und den Menschen zu dienen, überkam sie aufs neue. Sie schwelgten in den Wohltaten, die sie den Armen erweisen wollten. Gösta sollte der Gehilfe des Pfarrers werden.

„Zuerst müssen wir Brot schaffen," sagte der Pfarrer. „Wir müssen Schullehrer herbeischaffen. Wir müssen Feldmesser kommen lassen, die den Boden austeilen. Und dann müssen die Leute im Ackerbau und in der Viehzucht unterwiesen werden."

„Wir müssen Straßen bauen und Land urbar machen."

„Wir wollen am Berger Gießbach Schleusen errichten, so daß man vom Löfven geradewegs in den Wenern kommen kann. Der ganze Reichtum unserer Wälder wird zu doppeltem Segen werden, wenn der Weg zum Meere eröffnet ist."

„Segen wird auf Euer Haupt kommen!" ruft Gösta.

Der Pfarrer schaut auf. Jeder liest in den Augen des andern dieselbe glühende Begeisterung.

Aber in demselben Augenblick fallen ihre Blicke auf den Schandhaufen.

„Gösta," sagt der Alte, „zu allem diesem bedarf es der Kräfte eines gesunden Mannes, ich aber bin dem Sterben nahe. Du siehst, was mich umbringt."

„So schafft es fort!"

„Wie, Gösta Berling?"

Gösta beugt sich über ihn und sieht ihm forschend in die Augen.

„Bittet Gott um Regen," sagt er. „Ihr predigt ja am nächsten Sonntag. Da bittet Gott um Regen."

Entsetzt sinkt der alte Mann zusammen.

„Wenn es wahr ist, daß Ihr nicht die Dürre über das Land gebracht habt, wenn Ihr mit Eurer Härte wirklich Gott habt dienen wollen, so bittet Gott um Regen. Das soll uns ein Zeichen sein. Daran werden wir erkennen, ob Gott seinen Segen zu unserem Vorhaben gibt."

Als Gösta wieder fortfuhr, verwunderte er sich über sich selbst, sowie über die Begeisterung, die ihn ergriffen hatte. Aber wenn es gelang, so konnte das Leben doch noch schön werden. Ja, aber nicht für ihn. Die droben wollten nichts von seinen Diensten wissen.

* * *

In der Brobyer Kirche war die Predigt zu Ende, und die gewöhnlichen Gebete waren gesprochen. Der Pfarrer

war im Begriff, die Kanzel zu verlassen. Aber er zögerte. Schließlich fiel er auf die Knie und begann Gott laut um Regen anzuflehen. Er betete, wie ein verzweifelter Mensch betet, mit abgerissenen Worten, ohne inneren Zusammenhang.

„Wenn es meine Sünde ist, die deinen Zorn erregt hat, so strafe nur mich allein! Wenn Barmherzigkeit bei dir ist, du Gott der Gnade, so laß es regnen! Nimm die Schmach von mir! Erhöre mich, Gott, und gib uns Regen! Laß Regen fallen auf die Äcker der Armen! Gib deinem Volke Brot!"

Der Tag war heiß, es war unerträglich schwül. Die Gemeinde hatte während der Predigt halb im Schlaf dagesessen; aber bei diesen abgerissenen Lauten erwachten alle.

„Wenn es für mich noch einen Weg zur Umkehr gibt, so sende Regen ..."

Er verstummte. Die Türen standen weit offen. Nun fuhr ein heftiger Windstoß in die Kirche herein. Er kam vom Felde dahergesaust und trieb eine Staubwolke voller Stroh und Reisig herein. Der Pfarrer konnte nicht weitersprechen, er schwankte von der Kanzel herab.

Die Menschen zitterten. Sollte das eine Antwort sein?

Aber der Windstoß war nur ein Vorläufer des Gewitters gewesen. Das zog sich mit einer Geschwindigkeit ohnegleichen zusammen. Als das Lied gesungen war und der Pfarrer am Altar stand, zuckten schon die Blitze, der Donner brach los und übertönte die Worte des Pfarrers. Als der Kantor den letzten Vers spielte, schlugen schon die ersten Regentropfen gegen die grünen Fensterscheiben, und alle stürmten hinaus, um den Regen zu sehen. Aber sie begnügten sich nicht mit dem Sehen; die einen weinten, die andern lachten, während sie den heftigen Gewitterregen auf sich herunterströmen ließen. Ach, wie groß war ihre Not gewesen! Wie unglücklich waren sie gewesen! Aber Gott ist gut, Gott läßt Regen fallen! O welche Freude, welche Freude!

Der Brobyer Pfarrer war der einzige, der nicht in den Regen hinauskam. Er kniete vor dem Altar und stand nicht wieder auf. Die Freude war zu heftig für ihn gewesen. Er war vor Wonne gestorben.

17

Die Mutter des Kindes

Das Kind wurde in einer Bauernhütte östlich vom Klaräif geboren. Anfang Juni war die Mutter des Kindes dahingekommen und dort in Dienst getreten. Den Bauersleuten sagte sie, sie sei ins Unglück geraten, und ihre Mutter sei seither so hart gegen sie gewesen, daß sie es nicht mehr habe aushalten können. Sie nannte sich Elisabet Karlstochter, wollte aber nicht sagen, woher sie sei, weil die Bauersleute dann am Ende ihren Eltern ihren Aufenthaltsort verraten würden, und wenn ihre Eltern sie fänden, würde sie sicher zu Tode gequält. Sie verlange keinen Lohn, sie könne für ihren Unterhalt arbeiten — weben oder spinnen oder die Kühe versorgen — alles, was man von ihr verlange. Wenn es nicht anders gehe, könne sie auch ein Kostgeld bezahlen.

Sie war so vorsichtig gewesen, barfuß, die Schuhe unter dem Arm, auf den Hof zu kommen. Sie hatte grobe Hände, redete den Dialekt des Landes, war wie ein Bauernmädchen gekleidet, und die Leute glaubten ihr.

Der Bauer meinte, sie sähe schwächlich aus, und ihre Tüchtigkeit werde nicht weit her sein. Aber irgendwo müsse das arme Ding doch unterkommen; so möge sie denn in Gottes Namen dableiben.

Sie hatte etwas an sich, was alle Leute auf dem Hofe freundlich gegen sie stimmte. Sie war in ein gutes Haus gekommen. Die Leute waren ernst und schweigsam. Die Bäuerin war ihr zugetan, seit sie entdeckt hatte, daß die Fremde Drell zu weben verstand. Sie liehen sich im Pfarrhaus einen Webstuhl, und so hatte die Mutter des Kindes den ganzen Sommer über am Webstuhl gesessen.

Niemand fiel es ein, daß sie geschont werden müsse, sie mußte die ganze Zeit wie ein Bauernmädchen arbeiten. Und sie saß auch am liebsten bei der Arbeit. Sie fühlte sich nicht besonders unglücklich. Das Leben unter den Bauern behagte ihr, obwohl sie alle Bequemlichkeiten, an die sie gewöhnt war, entbehren mußte. Hier wurde alles so einfach und ruhig hingenommen. Jeder dachte nur an seine Arbeit, und die Tage vergingen so einförmig, daß man oft selbst nicht mehr wußte, wel-

cher Wochentag heute wäre, und meinte, man sei noch mitten in der Woche, wenn schon der Sonntag anbrach.

Eines Tages gegen Ende August war alles eifrig auf dem Felde beschäftigt gewesen; der Hafer wurde geschnitten, und die Mutter des Kindes hatte beim Garbenbinden geholfen. Da hatte sie sich überanstrengt, und das Kind wurde zu früh geboren. Sie hatte es erst im Oktober erwartet.

Jetzt stand die Bäuerin mit dem Kind in der großen Stube, um es am Feuer zu erwärmen, denn das arme Würmchen fror trotz der Augusthitze. Des Kindes Mutter lag nebenan in der Kammer und hörte alles, was über das Kind gesagt wurde. Sie konnte sich vorstellen, wie die Knechte und Mägde hinzutraten und es betrachteten.

„So ein armes kleines Ding!" sagten sie dann immer. Und unmittelbar darauf kamen die Worte:

„Armes Kind, das keinen Vater hat!"

Sie beklagten sich nicht über das Kindergeschrei; sie wußten ja, daß kleine Kinder zu schreien pflegen, und den Umständen angemessen war das Kind ja auch recht kräftig. Wenn es nur einen Vater gehabt hätte, dann wäre alles gut gewesen.

Die Mutter hörte alles und dachte darüber nach. Nun kam ihr die Sache auf einmal unbeschreiblich wichtig vor. Wie sollte der arme Kleine, der keinen Vater hatte, durchs Leben kommen?

Sie hatte sich schon vorher einen Plan zurechtgelegt. Sie wollte das erste Jahr auf dem Bauernhofe bleiben. Dann wollte sie sich eine Stube mieten und sich ihren Unterhalt mit Weben verdienen. Sie hoffte, selbst so viel zu verdienen, um das Kind nähren und kleiden zu können. Mochte ihr Mann sie immerhin für seiner unwürdig halten; sie dachte, das Kind würde vielleicht ein besserer Mensch werden, wenn es von ihr allein erzogen würde, anstatt von einem dummen und hoffärtigen Vater geleitet zu werden.

Aber jetzt, nachdem das Kind geboren war, erschien ihr die Sache in einem ganz anderen Lichte. Nun kam sie sich recht selbstsüchtig vor. „Das Kind muß einen Vater haben," sagte sie sich.

Wenn der Kleine nicht gar so ein elendes Geschöpf-

chen gewesen wäre, wenn er wie andere Kinder hätte schlafen und Nahrung zu sich nehmen können, wenn sein Köpfchen nicht beständig auf die eine Seite gefallen und er nicht während der Krampfanfälle immer am Sterben gewesen wäre, dann wäre die Frage nicht von so ungeheurer Wichtigkeit gewesen.

Es war nicht so leicht, eine Entscheidung zu treffen, aber sie mußte sich entscheiden, und zwar sogleich. Das Kind war nun drei Tage alt, und die Bauern in Wermland schieben die Taufe selten länger hinaus. Unter welchem Namen sollte nun der Kleine ins Kirchenbuch eingetragen werden, und wieviel mußte sie dem Pfarrer von sich selbst mitteilen? Es war doch wohl ein Unrecht gegen das Kind, es als unehelich auszugeben. Wenn nun ein schwacher, kränklicher Mensch aus ihm würde, wie könnte sie es da verantworten, ihn der Vorteile der Geburt und des Reichtums beraubt zu haben?

Die Mutter des Kindes wußte recht wohl, welch ein freudiges Ereignis sonst die Geburt eines Kindes ist. Nun deuchte es sie, als stehe diesem Kleinen, den alle nur bedauerten, ein schweres Leben bevor. Sie hätte ihn gern in Spitzen und Seide gehüllt gesehen, wie es sich für einen Grafensohn geziemt, und sie wollte, daß er mit Stolz und Freude betrachtet werde.

Der Mutter des Kindes kam auch allmählich der Gedanke, daß sie ein zu großes Unrecht gegen dessen Vater begehe. Hatte sie das Recht, das Kind für sich allein zu behalten? Das ging doch wohl nicht an? So ein teures kleines Wesen, dessen Wert kein Mensch schätzen kann, durfte sie es sich aneignen? Das wäre wohl nicht rechtschaffen gehandelt.

Aber sie wollte nicht zu ihrem Manne zurück. Das würde ihr Tod sein. Und doch schwebte der Kleine in noch größerer Gefahr, er konnte jeden Augenblick sterben, und er war noch nicht getauft.

Was sie von Hause fortgetrieben hatte, die schwere Sünde in ihrem Herzen, sie war von ihr gewichen. Jetzt empfand sie keine andere Liebe mehr als die Liebe der Mutter zu ihrem Kind, und die Pflicht, ihm seinen richtigen Platz im Leben zu verschaffen, durfte ihr nicht zu schwer sein.

Sie ließ die Bauersleute zu sich rufen und gestand ihnen alles. Hierauf fuhr der Mann nach Borg, um dem Grafen Dohna mitzuteilen, daß seine Gemahlin noch lebe und eines Kindes genesen sei.

Erst spät in der Nacht kehrte er zurück. Er hatte den Grafen nicht getroffen, denn er war verreist; aber er war beim Pfarrer in Svartsjö gewesen und hatte mit ihm über die Sache gesprochen.

Und da erfuhr denn die Gräfin, daß ihre Ehe ungültig erklärt worden war, und daß sie keinen Mann mehr hatte.

Der Pfarrer hatte dem Bauern einen Brief mitgegeben, in dem er der Gräfin sehr freundlich ein Obdach in seinem Hause anbot.

Zugleich mit diesem Briefe schickte er ihr auch ein Schreiben von ihrem eigenen Vater an den Grafen Henrik, das ein paar Tage nach ihrer Flucht auf Borg eingetroffen war. Vielleicht hatte gerade dieser Brief, worin ihr Vater den Grafen Henrik bat, die Legalisierung seiner Ehe zu beschleunigen, diesem gezeigt, wie er sich am leichtesten seiner Frau entledigen könne.

Wie man sich wohl denken kann, wurde die Mutter des Kindes bei der Erzählung des Bauern von Kummer und noch mehr von Empörung ergriffen.

Sie konnte die ganze Nacht nicht schlafen. Das Kind muß einen Vater haben, dachte sie wieder und immer wieder.

Am nächsten Morgen mußte der Bauer in ihrem Auftrage nach Ekeby und Gösta Berling holen.

Gösta richtete viele Fragen an den schweigsamen Bauern, erfuhr aber so viel wie nichts. Ja, die Gräfin sei den ganzen Sommer über in seinem Hause gewesen. Sie sei gesund gewesen und habe fleißig gearbeitet. Jetzt sei ein Kind da. Das Kind sei schwächlich, aber die Mutter werde bald wieder hergestellt sein.

Gösta fragte, ob die Gräfin wisse, daß ihre Ehe aufgelöst worden sei.

Ja, sie wisse es jetzt, gestern habe sie es erfahren, antwortete der Bauer.

Gösta war während der ganzen Fahrt wie im Fieber, es überlief ihn heiß und kalt.

Was konnte sie von ihm wollen? Weshalb hatte sie nach ihm geschickt?

Er dachte an das Leben im Sommer da oben am Ufer des Löfven. Unter Scherz und Spiel und Lustpartien waren für die Kavaliere die Tage vergangen, und während dieser Zeit hatte sie gearbeitet und gelitten.

Er hatte gar nicht an die Möglichkeit gedacht, daß er sie je wiedersehen werde. Ach, wenn er doch gewagt hätte, darauf zu hoffen! Dann könnte er jetzt als ein besserer Mensch vor sie hintreten. Worauf konnte er jetzt zurückblicken? Nur auf die gewöhnlichen Torheiten.

Gegen acht Uhr abends erreichte er den Bauernhof und wurde sogleich zu der Mutter des Kindes hineingeführt. Es war dämmrig im Zimmer, und er konnte sie kaum sehen. Der Bauer und die Bäuerin kamen auch herein.

Wir dürfen nicht vergessen, daß sie, deren blasses Gesicht Gösta durch die Dämmerung entgegenleuchtete, noch immer das Höchste und Reinste war, was es für ihn auf Erden gab, die schönste Seele, die sich je in eine irdische Hülle gekleidet hatte. Als er nun aufs neue den Segen ihrer Nähe empfand, hätte er sich auf die Knie werfen mögen, um ihr zu danken, daß sie sich ihm abermals offenbarte. Aber die Rührung hatte ihn so überwältigt, daß er weder etwas sagen noch etwas tun konnte.

„Liebe Gräfin Elisabet," stammelte er nur.

„Guten Abend, Gösta."

Sie reichte ihm ihre Hand, die wieder weiß und durchsichtig geworden war; dann lag sie ganz still da, während Gösta seiner Gemütsbewegung Herr zu werden versuchte.

Der Anblick Gösta Berlings rief keinen Sturm von Gefühlen in der Seele der Mutter des Kindes hervor. Sie wunderte sich nur, daß er sich hauptsächlich mit ihr zu beschäftigen schien, da er ja doch wissen mußte, daß es sich hier nur um das Kind handelte.

„Gösta," sagte sie sanft, „jetzt mußt du dein Versprechen halten und mir helfen. Du weißt, daß mein Mann mich verlassen hat, so daß mein Kind nun keinen Vater hat."

„Ja, Frau Gräfin, aber das läßt sich noch ändern. Jetzt wo ein Kind da ist, kann der Graf sicher zur Legalisierung der Ehe gezwungen werden. Seid versichert, daß

ich tun werde, was in meiner Macht steht, Frau Gräfin."

Die Gräfin lächelte.

„Meinst du, ich wolle mich dem Grafen Dohna aufdrängen?"

Gösta stieg das Blut in den Kopf. Was wollte sie nur? Was begehrte sie von ihm?

„Komm her, Gösta," sagte sie und reichte ihm wieder die Hand. „Du darfst nicht böse werden, wenn ich dir sage, was ich von dir begehre, aber ich dachte, daß du, der, der ..."

„Ein abgesetzter Pfarrer bist, ein Saufkumpan, ein Kavalier, Ebba Dohnas Mörder — o, ich weiß die ganze Liste meiner edlen Taten auswendig!"

„Bist du jetzt schon böse, Gösta?"

„Ich möchte lieber nichts mehr hören."

Sie aber fuhr fort:

„Mehr als ein Mädchen wäre gern aus Liebe dein Weib geworden, Gösta, aber das ist bei mir nicht der Fall. Wenn ich dich liebte, hätte ich nicht den Mut, so mit dir zu reden, wie ich es jetzt tue. Um meiner selbst willen würde ich nie eine solche Bitte an dich richten, Gösta, aber um des Kindes willen habe ich die Kraft dazu. Du verstehst gewiß schon, um was ich dich bitten will. Es ist freilich eine große Schmach für dich, weil ich unverheiratet bin und ein Kind habe. Ich bitte dich auch nicht darum, weil ich dich für geringer hielte als andere, obwohl — ja, ich dachte auch daran. Hauptsächlich aber dachte ich, daß du es tun würdest, weil du so gut bist, Gösta, weil du ein Held bist und dich aufopfern kannst. Aber ich verlange vielleicht doch zu viel. Das ist einem Manne vielleicht unmöglich. Wenn du mich zu sehr verachtest, wenn es dir unerträglich scheint, für den Vater des Kindes eines anderen Mannes gehalten zu werden, dann sag es nur aufrichtig. Ich werde dir nicht darob zürnen. Ich sehe es wohl ein, daß es zu viel verlangt ist, aber das Kind ist so krank, Gösta. Es ist so hart, daß bei seiner Taufe keines Vaters Name genannt werden soll."

Während Gösta ihren Worten lauschte, hatte er dasselbe Gefühl wie damals, als er sie an jenem Frühlings-

tage ans Land setzen und ihrem Schicksal überlassen mußte. Jetzt mußte er ihr helfen, ihre Zukunft zu zerstören; ihre ganze Zukunft. Er mußte es tun, er, der sie liebte!

„Ich will alles tun, was Ihr wünscht, Frau Gräfin," sagte er.

Am nächsten Tage sprach er mit dem Propst von Bro; denn Svartsjö gehört zu dem Broer Sprengel, und in Bro mußte das Aufgebot stattfinden.

Der gute alte Propst war tief gerührt über Göstas Bericht und versprach alle Verantwortung für die Heirat und was damit zusammenhing auf sich zu nehmen.

„Ja, Gösta," sagte er, „du mußt ihr helfen, das ist deine Pflicht. Sie könnte sonst am Ende den Verstand verlieren. Sie glaubt, dem Kinde einen großen Schaden zugefügt zu haben, weil sie es durch ihre Flucht um seine vornehme Stellung gebracht hat. Diese junge Frau hat ein sehr zartes Gewissen."

„Aber ich weiß, daß ich sie unglücklich machen werde," rief Gösta schmerzlich aus.

„Das darfst du nicht, Gösta. Du mußt nun ein vernünftiger Mann werden und für Frau und Kind sorgen."

Der Propst hielt es für seine Pflicht, nach Svartsjö zu fahren und dort mit dem Pfarrer und dem Amtmann zu reden. Das Resultat dieser Besprechung war, daß am nächsten Sonntage, dem ersten September, Gösta Berling mit Elisabet von Thurn in der Svartsjöer Kirche aufgeboten wurde.

Dann wurde des Kindes Mutter mit der größten Vorsicht nach Ekeby gebracht, und dort wurde das Kind getauft.

Bei der Taufe sprach dann der Propst mit der Gräfin; er sagte ihr, daß sie ihren Entschluß noch rückgängig machen könne. Ehe sie sich mit einem Manne wie Gösta Berling verheirate, müsse sie jedenfalls an ihren Vater schreiben.

„Ich kann meinen Entschluß nicht bereuen," entgegnete sie. „Denkt nur, wenn mein Kind stürbe, ohne einen Vater gehabt zu haben!"

Am Tage des dritten Aufgebotes war des Kindes Mutter schon mehrere Tage wieder ganz frisch und ge-

sund. An demselben Nachmittag kam der Propst nach Ekeby und traute sie mit Gösta Berling. Aber niemand dachte, daß ein Hochzeitsfest gefeiert werde. Gäste waren keine geladen worden. Man verschaffte nur dem Kinde einen Vater, das war alles.

Das Gesicht der Mutter trug den Ausdruck stiller Freude, als ob sie ein großes Ziel erreicht hätte. Der Bräutigam aber war betrübt. Er mußte immer daran denken, daß sie sich durch diese Ehe mit ihm ihre ganze Zukunft verderbe. Und mit Entsetzen bemerkte er, daß er eigentlich kaum für sie da war. Alle ihre Gedanken drehten sich um das Kind.

Einige Tage später wurden die Eheleute in Trauer versetzt. Das Kind war an Krämpfen gestorben.

Dem einen und dem andern kam es vor, als ob die Mutter nicht so tief betrübt sei, wie man erwartet hatte. Ihr Gesicht trug den Ausdruck stillen Triumphs. Es war, als juble sie im stillen darüber, daß sie um des Kindes willen ihre ganze Zukunft zerstört hatte. Wenn der Kleine nun auch zu den Engeln hinaufkam, er würde doch immer noch wissen, daß er auf Erden eine Mutter gehabt hatte, die ihn liebte.

* *
*

Dies alles ging still und unbemerkt vor sich. Als Gösta Berling und Elisabet von Thurn in der Svartsjöer Kirche aufgeboten wurden, wußten die meisten nicht einmal, wer die Braut war. Die Pfarrer und die Edelleute, die eingeweiht waren, sprachen nicht gern darüber. Es war, als fürchteten sie, daß solche, die die Macht des Gewissens nicht kannten, der Handlungsweise der jungen Frau eine üble Deutung geben könnten. Sie hatten große Angst, daß eines Tages jemand kommen könnte und sagen: „Da könnt ihr sehen, daß sie ihre Liebe zu Gösta nicht überwinden konnte, nun hat sie ihn unter einem scheinbar edeln Vorwand geheiratet!“ Ach, die alten Leute waren immer sehr besorgt um die junge Frau. Sie duldeten nicht, daß man ihr etwas Böses nachsagte, ja, sie wollten kaum zugeben, daß sie überhaupt gesündigt habe! Diese

Seele, die alles Böse so sehr fürchtete, sollte auch nicht die kleinste Schuld beflecken.

Ein anderes großes Ereignis, das um dieselbe Zeit eintrat, trug auch dazu bei, Gösta Berlings Heirat in den Hintergrund zu drängen, so daß man kaum davon sprach.

Major Samzelius wurde von einem Unglück betroffen. Er war mit der Zeit immer sonderbarer und menschenscheuer geworden. Er verkehrte fast ausschließlich mit Tieren und hatte sich auf Sjö einen ganzen Tiergarten eingerichtet.

Er war auch geradezu gemeingefährlich geworden, denn er ging immer mit geladenem Gewehr und feuerte es einmal ums andere ab, ganz aufs Geratewohl, ohne darauf zu achten, wohin der Schuß ging. Und eines Tages wurde er von einem zahmen Bären gebissen, den er aus Versehen angeschossen hatte. Das verwundete Tier hatte sich auf ihn gestürzt, während er dicht vor dem Gitter stand, war dann ausgebrochen und in den Wald geflohen.

Der Major mußte lange Zeit das Bett hüten und starb kurz vor Weihnachten an den Folgen dieser Verwundung.

Hätte die Majorin gewußt, daß er krank lag, so hätte sie die Herrschaft über Ekeby wieder erlangen können. Aber die Kavaliere wußten wohl, daß sie nicht zurückkehren würde, ehe das ihnen bewilligte Jahr zu Ende war.

18

Amor vincit omnia

Unter der zur Orgel emporführenden Treppe im Chor der Svartsjöer Kirche ist eine Rumpelkammer, in der die abgenützten Spaten des Totengräbers, zerbrochene Kirchenstühle, abgerissene Blechschilder und anderes Gerümpel herumliegen.

Dort steht, dicht mit Staub bedeckt, der sie gleichsam jedem menschlichen Auge verbirgt, eine alte, mit Perlmutter in feinster Mosaikarbeit ausgelegte Truhe. Wenn man den Staub abkratzt, so glänzt und gleißt sie wie eine Bergwand im Märchen. Die Truhe ist verschlossen, und der Schlüssel ist gut verwahrt; er darf nicht benutzt werden. Kein Sterblicher darf einen Blick in die Truhe

werfen. Niemand weiß, was sich darin birgt. Erst, wenn das Jahrhundert zu Ende ist, darf der Schlüssel ins Schloß gesteckt, darf der Deckel aufgehoben und dürfen die darin bewahrten Schätze von Menschen betrachtet werden.

So hat der Eigentümer der Truhe es bestimmt.

Auf der Messingplatte der Truhe steht eine Inschrift: „Labor vincit omnia". Aber eine andere Inschrift würde besser passen, eigentlich müßte dort stehen: „Amor vincit omnia". Auch die alte Truhe in der Rumpelkammer unter der Orgeltreppe legt Zeugnis ab von der Allmacht der Liebe.

O Eros, du allherrschender Gott!

Du, o Liebe, sicherlich währst du ewig! Die Menschen auf Erden sind alt, aber du hast sie durch alle Zeiten hindurch begleitet.

Wo sind die Götter des Morgenlandes? Wo die starken Helden, denen der Blitz als Waffe diente? Wo sind sie, denen an den Ufern der heiligen Ströme Milch und Honig geopfert wurde? Sie sind tot. Tot ist Baal, der starke Krieger, und Thoth, der Kämpe mit dem Ibiskopfe. Tot sind die Herrlichen, die auf dem wolkenumhüllten Olymp thronten, tot auch die Tatenreichen, die in der wallumgürteten Walhalla wohnten. Alle die alten Götter sind tot, außer Eros, Eros, dem Allherrschenden.

Alles, was dein Auge sieht, ist sein Werk. Er allein erhält die Geschlechter der Menschen. Überall spürst du sein Dasein. Wohin könntest du gehen, wo du die Spur seines nackten Fußes nicht fändest? Hat dein Ohr je etwas vernommen, worin nicht das Rauschen seiner Flügel der Grundton gewesen wäre? Er wohnt in den Herzen der Menschen ebenso wie in dem schlummernden Saatkorn. Beobachte mit stillem Beben, wie er selbst in leblosen Dingen lebendig ist!

Was gibt es auf Erden, das sich nicht sehnte, das nicht lockte? Was gibt es, das seiner Herrschaft entginge? Alle Götter der Rache, alle Mächte der Stärke und der rohen Gewalt sind gefallen. Du, o Liebe, du allein währst ewig!

* * *

Der alte Onkel Eberhard sitzt an seinem Schreibtisch, einem prächtigen Möbel mit hundert Schubladen, einer Marmorplatte und trübgewordenen Messingbeschlägen. Er ist allein daheim im Kavalierflügel und arbeitet mit rastlosem Eifer.

O Eberhard, warum schwärmst du nicht mit den andern Kavalieren durch Wald und Feld umher in diesen letzten Tagen des schwindenden Sommers? Du weißt doch, daß niemand ungestraft den Göttern der Weisheit huldigt? Du bist kaum sechzig Jahre alt, und doch ist dein Rücken gebeugt, das Haar, das deinen Scheitel deckt, ist nicht dein eigenes, deine Stirn, die sich über deinen eingesunkenen Augen wölbt, ist tief gefurcht, und der Verfall des herannahenden Alters zeigt sich in den tausend Falten um deinen zahnlosen Mund. O Eberhard, warum schwärmst du nicht in Wald und Flur umher? Der Tod wird dich nur um so eher von deinem Schreibtisch abrufen, weil du dich nicht durch das Leben davon weglocken ließest.

Onkel Eberhard zieht einen dicken Tintenstrich unter die letzte Zeile. Aus den unzähligen Fächern des Schreibtisches zieht er vergilbte, dichtbeschriebene Papierbündel hervor; alle die verschiedenen Teile eines großen Werkes, dieses Werkes, das Eberhard Berggrens Namen unsterblich machen soll. Und als er eben alle Bündel aufeinander gelegt hat und sie mit stillem Entzücken betrachtet, öffnet sich die Tür, und die junge Gräfin tritt ein.

Da ist sie, die junge Gebieterin der alten Herren! Sie, der sie dienen und die sie vergöttern, mehr als Großeltern ihren ersten Enkel! Da ist sie, die sie in Armut und Elend fanden, und der sie nun alle Herrlichkeit der Welt geschenkt haben, gerade wie der König im Märchen der schönen armen Maid, die er im Walde antraf, alles schenkte. Ihretwegen ertönen nun Waldhorn und Geigen auf Ekeby. Alles auf dem großen Hofe dreht sich nur um sie.

Sie ist jetzt wieder gesund, wenn auch immer noch ein wenig schwach. Die Einsamkeit in dem großen Hause ist ihr drückend geworden, und da sie weiß, daß die Kavaliere fort sind, will sie sehen, wie es im Kavalier-

flügel, in diesen weit und breit bekannten Räumen, aussieht.

Sie tritt leise ein und läßt den Blick über die getünchten Wände und die gelbgewürfelten Bettumhänge hingleiten, aber sie wird verlegen, als sie merkt, daß das Zimmer nicht leer ist.

Onkel Eberhard geht ihr feierlich entgegen und führt sie zu dem großen Haufen dichtbeschriebenen Papiers hin.

„Seht, Gräfin," sagte er, „jetzt ist mein Werk fertig. Jetzt soll das, was ich geschrieben habe, in die Welt hinaus. Nun werden sich große Dinge ereignen."

„Was soll sich ereignen, Onkel Eberhard?"

„Ach, Gräfin, wie ein Blitz wird es niederfahren, wie ein Blitz, der erhellt und tötet. Seit Moses ihn aus der Donnerwolke des Sinai herausholte und ihn auf den Gnadenstuhl im Allerheiligsten der Stiftshütte setzte, seitdem hat er einen sichern Platz gehabt, der alte Jehova, aber nun werden die Menschen sehen, was er ist: Einbildung, Nichtigkeit, Dunst, das totgeborene Kind unsres eignen Gehirns. Er wird sich in nichts auflösen," sagte der Alte und legte seine runzlige Hand auf den Papierhaufen. „Hier steht es, und wenn die Menschen dies lesen, müssen sie es glauben. Sie werden auffahren und ihre eigene Dummheit einsehen; sie werden die Kreuze zum Einheizen benützen, aus den Kirchen Kornspeicher machen, und die Pfarrer werden das Land bebauen."

„O, Onkel Eberhard," sagt die Gräfin mit einem leichten Schauder, „seid Ihr ein so schrecklicher Mensch? Stehen solche entsetzlichen Dinge in Eurem Werke?"

„Entsetzliche?" wiederholt der Alte. „Es ist ja die Wahrheit. Wir aber gleichen kleinen Knirpsen, die beim Anblick eines Fremden ihr Gesicht im Kleide der Mutter verstecken; wir haben uns daran gewöhnt, uns vor der Wahrheit, die uns ewig fremd geblieben ist, zu verstecken. Aber jetzt wird sie kommen und unter uns wohnen, und dann werden alle Menschen sie kennen lernen."

„Alle?"

„Nicht nur die Philosophen, sondern jedermann, versteht Ihr, Gräfin, jedermann!"

„Und dann soll Jehova sterben?"

„Er und alle Engel, alle Heiligen, alle Teufel, alle Lügen."

„Wer wird dann die Welt regieren?"

„Glaubt Ihr denn, daß sie bisher von jemand regiert worden sei? Glaubt Ihr denn an eine Vorsehung, die die Haare auf unserem Haupte zählte und die Sperlinge unter dem Himmel behütete? Niemand hat sie regiert, niemand wird sie regieren."

„Aber was wird dann aus uns, aus den Menschen?"

„Dasselbe, was wir sind — Staub. Wer ausgebrannt ist, kann nicht mehr brennen, er ist tot. Wir sind Brennholz, das die Flammen des Lebens umzüngeln. Der Lebensfunke fliegt von einem zum andern. Man wird angezündet, man flammt auf, man erlischt; das ist das Leben."

„O, Onkel Eberhard, gibt es denn kein Leben des Geistes?"

„Nein."

„Kein Jenseits hinter dem Grabe?"

„Nein."

„Nichts Gutes, nichts Böses, kein Ziel, keine Hoffnung?"

„Nichts."

Die junge Frau tritt ans Fenster. Sie betrachtet das herbstlich gelbe Laub, die Georginen und Astern, die mit schweren Köpfen auf den vom Herbstwind geknickten Stengeln hängen. Sie sieht die schwarzen Wogen des Löfven, den dunkeln, sturmdrohenden Herbsthimmel, und auch sie fühlt sich einen Augenblick versucht, zu verneinen.

„Onkel Eberhard," sagt sie, „wie grau und häßlich ist die Welt, wie nutzlos ist alles! Ich möchte mich hinlegen und sterben."

Aber da ist ihr, als dringe ein Klagelaut aus ihrer Seele. Die starke Lebenskraft und die erregten Gefühle rufen laut nach dem Glücke, leben zu dürfen.

„Gibt es dann nichts, was dem Leben Glanz und Schönheit verleihen kann, wenn Ihr uns Gott und die Unsterblichkeit genommen habt?" ruft sie.

„Die Arbeit," antwortet der Alte.

Aber sie schaut wieder zum Fenster hinaus, und ein

Gefühl der Verachtung über diese arme Weisheit überkommt sie. Das Unerforschliche taucht vor ihr auf, sie fühlt, daß der Geist in allem lebt, sie empfindet die Macht, die gebunden in der scheinbar toten Materie liegt, die sich aber zu tausendfach wechselndem Leben entfalten kann. Mit schwindelnden Gedanken sucht sie nach einem Namen für die Gegenwart Gottes in der Natur.

„O Eberhard," sagt sie, „was ist die Arbeit? Ist sie ein Gott? Hat sie in sich selbst einen Zweck? Nenne mir etwas andres!"

„Ich weiß nichts andres," erwidert der Alte.

Doch nun hat sie den Namen, den sie sucht, gefunden, einen armen, oft besudelten Namen.

„Onkel Eberhard, warum nennt Ihr nicht die Liebe?"

Da zieht ein Lächeln um den von so vielen Fältchen umgebenen zahnlosen Mund.

„Hier," sagt der Philosoph, indem er mit der Faust auf den Haufen Papier schlägt, „hier werden alle Götter ermordet, und ich habe Eros nicht vergessen. Was ist die Liebe anders als eine fleischliche Begierde? Warum soll sie höher stehen als andere körperliche Bedürfnisse? Macht den Hunger zu einem Gott! Oder die Müdigkeit! Sie verdienen es ebensosehr. Solcher Torheit muß ein Ende gemacht werden. Es lebe die Wahrheit!"

Da senkt die junge Gräfin das Haupt. Es ist nicht so, es ist nicht wahr, aber sie kann nicht mit dem Alten darüber streiten.

„Eure Worte haben mir in der Seele weh getan," sagt sie, „aber ich glaube Euch doch noch nicht. Die Götter der Rache und der Gewalt mögt Ihr vielleicht töten, mehr nicht."

Doch der Alte ergreift ihre Hand, legt sie auf das Manuskript und erwidert mit dem Fanatismus des Unglaubens:

„Wenn Ihr dies leset, müßt Ihr glauben."

„Dann wünsche ich, daß es mir nie vor die Augen komme," sagt sie: „denn wenn ich es glaubte, könnte ich nicht weiter leben."

Und tief bekümmert verläßt sie den Philosophen. Er aber sitzt noch lange in tiefes Grübeln versunken da.

Diese alten, mit Lästerungen besudelten Schriften sind

noch nicht von der Welt geprüft worden. Noch hat Onkel Eberhards Name den Gipfel des Ruhms nicht erreicht.

Sein großes Werk liegt in der Truhe, die in der Rumpelkammer unter der Orgeltreppe im Chor der Svartsjöer Kirche steht; erst im nächsten Jahrhundert soll es das Tageslicht erblicken.

Aber warum hat er das wohl getan? Fürchtete er, seine Behauptungen nicht ganz genau bewiesen zu haben? Hatte er Angst vor Verfolgungen? Da kennt ihr denn Onkel Eberhard schlecht.

So wisset denn: er liebte die Wahrheit und nicht die eigene Ehre. Nicht die Wahrheit, wohl aber die eigene Ehre hat er geopfert, damit ein väterlich geliebtes Kind im Glauben an das, was es lieb hatte, sterben könnte.

O Liebe, du währst sicherlich ewig!

19

Das Mädchen von Nygaard

Niemand kennt den Platz unten am Berge, wo die Tannen am dichtesten stehen, und wo ein dicker, weicher Moosteppich die Erde bedeckt. Wie sollte auch jemand diesen Platz kennen? Kein menschlicher Fuß hat ihn je betreten, keine menschliche Zunge hat ihm je einen Namen gegeben. Kein Fußpfad führt zu diesem Versteck. Felsblöcke türmen sich rinsum auf; dichtes Wacholdergebüsch bewacht ihn, vom Sturme gefällte Bäume versperren den Zutritt, der Hirtenknabe findet ihn nicht, und der Fuchs verachtet ihn. Es ist die einsamste Stelle im Walde, aber jetzt suchen Tausende von Menschen danach. Welch unendlich langer Zug von Menschen, die suchen! Sie würden die Kirche von Bro füllen, ja nicht allein die von Bro, sondern auch noch die von Löfvik und die von Svartsjö. Nein, was für ein unendlicher Zug von Menschen.

Die Kinder der Vornehmen, die sich nicht anschließen dürfen, stehen am Wege und sitzen auf den Hecken, wo der große Zug vorüberkommt. Die Kleinen hätten gar nicht geglaubt, daß es eine solche Menge Menschen auf

der Welt gäbe, eine solche unzählbare Menge. Wenn sie schon groß und erwachsen sind, werden sie sich noch oft an diese lange wogende Menschenflut erinnern. Ihre Augen werden sich bei der bloßen Erinnerung an jenen überwältigenden Anblick mit Tränen füllen; unauslöschlich ist der Eindruck des unendlich langen Zugs, der auf dem Wege dahergezogen kommt, wo man sonst tagelang nichts sieht als einige einsame Fußgänger, ein paar Bettler oder einen Bauernwagen.

Aus allen Häusern an der Landstraße stürzen die Leute heraus und fragen: „Ist ein Unglück über das Land hereingebrochen? Ist der Feind eingefallen? Wohin wollt ihr, ihr Wanderer, wohin?"

„Wir suchen," lautet die Antwort. „Wir suchen schon seit zwei Tagen. Wir wollen auch heute noch suchen, länger können wir nicht mehr. Jetzt wollen wir noch den Björner Wald und die bewaldeten Höhen westlich von Ekeby absuchen."

Von Nygaard, einem armen Dorfe in den östlichen Bergen, sind die Leute zuerst auf die Suche gegangen.

Das schöne Mädchen mit dem langen schwarzen Haar und den roten Wangen ist seit acht Tagen verschwunden. Das Besenmädchen, das Gösta Berling zu seiner Braut machen wollte, muß sich in den großen Wäldern verirrt haben. Sie ist seit acht Tagen nicht mehr gesehen worden.

Da brachen die Leute aus Nygaard auf, um sie zu suchen. Und wer ihnen begegnete, der schloß sich an, um suchen zu helfen. Da geschieht es denn häufig, daß ein Neuhinzugekommener fragt:

„Ihr Leute von Nygaard, wer ist schuld daran? Warum lasset ihr das schöne Mädchen allein auf unbekannten Wegen gehen? Der Wald ist tief, und Gott hat ihr den Verstand genommen."

„Ach, ihr tut niemand etwas zuleid," antworten die Leute, „und auch sie beunruhigt niemand. Sie geht so sicher wie ein Kind. Wer geht sicherer seiner Wege als der, den Gott selbst behüten muß? Sie ist sonst immer wieder nach Hause gekommen."

So sind die Leute durch die östlichen Wälder gezogen, die Nygaard von der Ebene abschließen, und jetzt, am

dritten Tage, kommt der Zug an der Broer Kirche vorüber und wendet sich nun den westlich von Ekeby gelegenen Wäldern zu.

Aber wo immer der Zug vorüberkommt, erregt er gewaltiges Aufsehen; beständig muß irgendeiner aus dem Zuge stehen bleiben, um die eifrigen Fragen zu beantworten. „Wohin wollt ihr? Was suchet ihr?" ertönt es wieder und wieder.

„Wir suchen das blauäugige, schwarzhaarige Mädchen. Sie ist in den Wald gegangen, um zu sterben. Seit acht Tagen ist sie nicht mehr gesehen worden."

„Warum ist sie denn in den Wald gegangen, um zu sterben? Mußte sie Hunger leiden? Fühlte sie sich unglücklich?"

„Nein, Not hat sie nicht gelitten, aber im Frühling ist ihr ein Unglück zugestoßen. Sie hat den verrückten Pfarrer Gösta Berling gesehen und schon seit ein paar Jahren geliebt. Aber sie konnte nichts dafür, Gott hatte ihr ja den Verstand genommen."

„Da hatte ihr Gott wahrhaftig den Verstand genommen, ihr Leute von Nygaard."

„Im Frühling geschah das Unglück. Bis dahin hatte er sie nie beachtet. Aber damals sagte er zu ihr, sie solle seine Braut werden. Es war nur ein Scherz, und er ließ sie wieder laufen, aber sie konnte sich gar nicht trösten. Sie kehrte immer wieder nach Ekeby zurück. Sie lief ihm überall nach, und dies wurde ihm widerwärtig. Als sie das letztemal nach Ekeby kam, hetzte man die Hunde auf sie, und seitdem ist sie verschwunden."

Auf, ihr Männer, herbei, herbei! Es gilt ein Menschenleben! Ein Menschenkind ist in den Wald gelaufen, um dort zu sterben. Vielleicht ist sie schon tot. Vielleicht irrt sie noch da draußen umher und kann den Heimweg nicht finden. Der Wald ist groß, und ihr Verstand ist bei Gott.

Schließt euch dem Zuge an, kommt, kommt mit! Laßt die Garben auf dem Felde stehen, bis die dünnen Haferkörner ausfallen, laßt die Kartoffeln in der Erde verfaulen, laßt die Pferde los, damit sie nicht im Stall verschmachten, laßt die Viehställe offen stehen, damit die Kühe nachts unter Dach kommen können, nehmt die Kinder auch mit, denn die Kinder sind Gottes! Gott

ist mit den Kleinen, er leitet ihre Schritte. Sie müssen helfen, wenn die Klugheit der Erwachsenen in der Irre geht.

Kommt alle herbei, Männer, Weiber und Kinder! Wer wagt es, zu Hause zu bleiben? Wer weiß, ob nicht Gott gerade ihn zu seinem Werkzeug gebrauchen will? Kommet alle, die ihr der Barmherzigkeit bedürfet, damit eure Seele nicht einst hilflos auf dürren Stätten umherirren muß, wo sie Ruhe sucht und doch keine findet! Kommt, kommt, Gott hat ihr den Verstand genommen, und der Wald ist groß!

Wer findet den Platz, wo die Tannen am dichtesten stehen, wo das Moos am weichsten ist? Liegt nicht dort an der Felswand etwas Dunkles? Ach, es ist nur ein riesiger Ameisenhaufen! Gelobt sei der, der die Schritte der Toren lenkt! Es ist nichts andres!

Welch ein Zug! Kein Festzug fröhlicher Menschen, der dem Sieger entgegengeht, ihm Blumen auf den Weg streut und seine Ohren mit Jubelgeschrei erfüllt; kein Pilgerzug, der unter frommen Gesängen und sausenden Geißelhieben nach den Gräbern der Heiligen wallfahrtet; kein Auswandrerzug auf knarrenden Leiterwagen, der eine neue Heimat für die Notleidenden suchen will; keine Armee mit Trommeln und Waffen — nur Bauern im Arbeitskittel und mit abgenutzten Schurzfellen, nur deren Weiber mit dem Strickzeug in den Händen und mit ihren Kindern, die sie auf dem Rücken tragen oder neben sich herschleppen.

Es ist etwas Erhebendes, wenn sich Menschen zu einem großen Zwecke vereinigen. Mögen sie ausziehen, um ihren Wohltäter zu begrüßen, um ihren Gott zu preisen, um sich eine neue Heimat zu suchen, um ihr Vaterland zu verteidigen; laßt sie ziehen! Diese Menschen hier aber hat nicht der Hunger, nicht die Gottesfurcht, nicht der Krieg hinausgetrieben. Sie mühen sich nicht um Gewinn, sie arbeiten ohne Lohn; sie ziehen nur aus, um eine Irrsinnige zu suchen. Wie viele Schweißtropfen, wie viele Schritte, wie viele Angst und wie viele Gebete es auch kostet, sie werden doch keinen andern Lohn dafür bekommen als die Wiedererlangung einer armen Verirrten, deren Verstand bei Gott ist.

Muß man solche Menschen nicht lieben? Müssen nicht denen, die am Wege standen und sie haben vorüberziehen sehen, immer wieder die Tränen in die Augen treten, wenn in späteren Jahren dieser Zug wieder vor ihrer Seele auftaucht, die Männer mit ihren ernsten Gesichtern und den arbeitsharten Händen, die vor der Zeit gealterten Frauen und die müden Kinder, die Gott zu der rechten Stelle führen sollte?

Der Zug dieser traurig suchenden Menschen füllt die ganze Landstraße. Mit ernsten Blicken betrachten sie prüfend den Wald, mit düsterem Ausdruck gehen sie weiter, denn sie wissen, daß sie viel eher eine Leiche als ein lebendiges Menschenkind finden werden.

Ach, das Schwarze dort unten an der Felswand ist am Ende doch kein Ameisenhaufen, — aber vielleicht ein umgestürzter Baum! Gottlob — es ist wirklich ein umgestürzter Baum. Doch kann man es auch jetzt noch nicht deutlich sehen, die Tannen stehen gar so dicht beieinander.

Der Zug ist so lang, daß die vordersten, die starken Männer, schon am Walde westlich von Björne anlangen, während die letzten, die Krüppel, die arbeitsunfähigen Greise und Frauen, die ihre kleinen Kinder tragen, kaum an der Brobyer Kirche vorübergekommen sind.

Nun verschwindet der sich auf dem Wege dahinschlängelnde Zug in der Dunkelheit des Waldes. Die Morgensonne leuchtet den Suchenden unter den Tannen — die sinkende Abendsonne wird sie begrüßen, wenn sie wieder aus dem Walde hinauskommen.

Es ist nun der dritte Tag, daß sie suchen, und sie verstehen sich auf diese Arbeit. Sie suchen unten an der steilen Bergwand, auf der der Fuß ausgleiten kann, an den umgestürzten Bäumen, wo man leicht Arm und Bein brechen kann, unter den tief herabhängenden Zweigen der Tannen, wo das weiche Moos zur Ruhe einladet.

Die Bärengrube, der Fuchsbau, die unterirdische Wohnung des Dachses, die schwarzen Vertiefungen, wo die Kohlenmeiler gestanden haben, die roten Preißelbeerhügel, die Tannen mit den weißen Nadeln, den Berg, wo der Waldbrand vor einem Monat gewütet hat, den Felsblock, den einst ein Riese hierher schleuderte, all das

haben sie gefunden, nur nicht den Platz unten an der Bergwand, wo das Schwarze liegt. Niemand ist dort gewesen, um zu sehen, ob es ein Ameisenhaufen, ein Baumstamm oder ein Mensch ist. Ach, es ist freilich ein Mensch, aber niemand ist dort gewesen, um nachzusehen!

Die Abendsonne sieht die Schar auf der andern Seite des Waldes, aber das junge Mädchen, dem Gott den Verstand genommen hat, ist nicht gefunden worden. Was soll man jetzt tun? Soll man den Wald noch einmal durchsuchen? In der Dunkelheit ist es gefährlich im Walde, es gibt da bodenlose Sümpfe und jähe Abhänge. Und wie könnte man bei Nacht finden, was man am Tage nicht gefunden hat?

„Laßt uns nach Ekeby gehen!" ruft einer aus der Menge.

„Laßt uns nach Ekeby gehen!" stimmen die andern ein. „Ja, laßt uns nach Ekeby gehen!"

„Dort wollen wir die Kavaliere fragen, weshalb sie die Hunde auf ein armes Mädchen hetzten, dem Gott den Verstand genommen hat, warum sie eine Verrückte zur Verzweiflung trieben? Unsere armen, hungrigen Kinder weinen, unsere Kleider sind zerrissen, der Hafer steht in Garben auf dem Felde, bis die Körner ausfallen, die Kartoffeln verfaulen in der Erde, unsere Pferde laufen wild umher, unsere Kühe werden nicht besorgt, wir selbst sind am Umfallen vor Müdigkeit — und sie allein sind schuld daran. Wir wollen nach Ekeby und Gericht über sie halten! Auf, nach Ekeby!"

„In diesem Jahr des Fluches müssen wir Bauern alles entgelten. Die Hand Gottes liegt schwer auf uns, der Winter wird uns Hungersnot bringen. Wen sucht die Hand Gottes? Der Brobyer Pfarrer war es nicht. Seine Gebete drangen noch bis zum Throne Gottes. Wer könnte es anders sein als die Kavaliere? Auf, laßt uns nach Ekeby ziehen!

Sie haben das Gut zugrunde gerichtet, sie haben die Majorin als Bettlerin auf die Straße hinausgejagt. Ihre Schuld ist es, daß wir ohne Arbeit sind, ihre Schuld, daß wir verhungern müssen! Die Not ist ihr Werk. Darum auf nach Ekeby!"

Und dann ziehen finstere, erbitterte Männer nach

Ekeby, hungrige Weiber mit weinenden Kindern auf den Armen folgen ihnen, zuletzt kommen die Krüppel und die gebrechlichen Greise. Die Erbitterung geht wie ein wachsender Strom durch die Reihen, von den Alten zu den Weibern, und von den Weibern zu den starken Männern an der Spitze des Zugs.

Jetzt kommen die Herbstfluten. Erinnert ihr euch der Frühlingsfluten, ihr Kavaliere? Jetzt stürzen wieder Wogen von den Bergen herab, jetzt bricht aufs neue das Verderben über Ekebys Ehre und Macht herein.

Ein Häusler, der auf einem Felde am Waldsaum pflügt, hört das wütende Schreien der Menge. Er spannt schnell das Pferd aus, wirft sich darauf und jagt nach Ekeby.

„Das Unglück kommt!" ruft er. „Die Bären kommen, die Wölfe kommen, die bösen Geister kommen und nehmen Ekeby!"

Er reitet halb wahnsinnig vor Schrecken ziellos im ganzen Hof umher. „Alle bösen Waldgeister sind los!" ruft er. „Die Berggeister kommen und nehmen Ekeby! Rettet euch! Rettet euch! Sie werden den Hof anzünden und die Kavaliere totschlagen!"

Und hinter ihm ertönt der Lärm und das Gebrüll der herbeistürmenden Menschenmenge. Die Herbstflut wälzt sich auf Ekeby zu.

Weiß denn dieser daherbrausende Strom der Erbitterung eigentlich, was er will? Will er sengen, morden, plündern?

Das sind keine Menschen mehr, böse Waldgeister sind es, die Raubtiere der Wildnis. Wir, die finstern Mächte, die wir uns in der Erde verborgen halten müssen, wir sind für einen einzigen, seligen Augenblick frei geworden! Die Rache hat unsere Bande gelöst!

Es sind die Geister der Berge, die das Erz gebrochen haben, die Geister des Waldes, die Bäume gefällt und Meiler bewacht haben, die Geister des Feldes, die das Korn wachsen lassen; jetzt sind sie frei, sie trachten danach, zu zerstören. Verderben über Ekeby! Tod den Kavalieren!

Auf Ekeby, da fließt der Branntwein in Strömen. Da liegt das Gold in den Kellergewölben aufgehäuft.

Da sind die Vorratskammern mit Korn und Fleisch gefüllt. Warum sollten die Gerechten hungern und die Übeltäter in Überfluß leben?

Aber nun ist ihre Zeit vorbei, das Maß ist voll, ihr Kavaliere! Ihr Lilien, die ihr nie gesät, ihr Vögel, die ihr nie in die Scheunen gesammelt habt, euer Maß ist voll! Im Wald liegt sie, die euch richtet; wir sind ihre Boten. Kein Amtmann, kein Vogt wird euch das Urteil sprechen, die Tote, die draußen im Walde liegt, hat euch gerichtet.

Die Kavaliere sind im Herrenhause versammelt und erwarten die Leute. Sie wissen schon, wessen man sie anklagt. Dies einemal sind sie wirklich unschuldig. Wenn das arme Mädchen sich in den Wald geflüchtet hat, um dort zu sterben, so geschah es nicht, weil die Kavaliere die Hunde auf sie gehetzt hätten — das haben sie nie getan — sondern weil Gösta Berling sich vor acht Tagen mit der Gräfin Elisabet verheiratet hat.

Aber was könnte es nützen, mit diesen rasenden Menschen zu reden? Sie sind müde, sie sind hungrig: der Rachedurst reizt sie, die Raubgier spornt sie an. Sie kommen mit wildem Geschrei herbeigestürzt, und vor ihnen her reitet der Häusler, den der Schreck wahnsinnig gemacht hat.

„Die Bären kommen, die Wölfe kommen, die bösen Geister kommen und nehmen Ekeby!“

Die Kavaliere haben die junge Gräfin im innersten Zimmer verborgen, Lövenborg und Onkel Eberhard sollen bei ihr bleiben und über sie wachen, die übrigen gehen hinaus, um die heranstürmende Menge zu erwarten. Und als die erste Schar mit lautem Geschrei ankommt, stehen sie unbewaffnet und lächelnd auf der großen Freitreppe vor dem Herrenhause.

Die Leute stutzen beim Anblick dieser kleinen Zahl ruhiger Männer. Wohl waren verschiedene unter ihnen, die sie in ihrer glühenden Erbitterung gern zu Boden geworfen und mit ihren nägelbeschlagenen Schuhen totgetreten hätten, wie die Arbeiter es vor fünfzig Jahren mit dem Verwalter und dem Inspektor auf dem Sunder Bergwerk gemacht hatten; aber sie waren auf verschlossene Türen, auf entschlossen erhobene Waffen

gefaßt gewesen und hatten Widerstand und Verteidigung erwartet.

„Liebe Freunde," sagen die Kavaliere, „liebe Freunde, ihr seid jetzt hungrig und müde, stillt deshalb zuerst euern Hunger und labt euch an einem Schluck unseres selbstgebrannten Branntweins."

Die Leute wollen jedoch nicht auf sie hören; sie erheben ein drohendes Geschrei; aber die Kavaliere werden nicht böse.

„Wartet nur," sagen sie, „wartet nur einen Augenblick. Seht, Ekeby steht euch offen. Das Kellertor ist geöffnet, und desgleichen die Türen des Vorratshauses und der Milchkammer. Eure Frauen fallen fast um vor Müdigkeit, und die Kinder schreien. Wir wollen ihnen vor allem zu essen geben. Dann könnt ihr uns ja immer noch totschlagen. Wir laufen euch nicht davon. Aber wir haben den ganzen Boden voller Äpfel, die wollen wir für eure Kinder holen."

* * *

Eine Stunde später ist das Fest auf Ekeby in vollstem Gange. Das größte Fest, das der vornehme Hof je geschaut hatte, wird in der Herbstnacht beim Scheine des großen, hellen Vollmonds gefeiert.

Das aufeinandergestapelte Brennholz ist auseinander gerissen und angezündet worden. Auf dem ganzen Hofe flammt ein Feuer neben dem andern. Die Leute sitzen in Gruppen umher und ruhen sich aus, während alle guten Gaben der Erde über sie ausgeschüttet werden.

Entschlossene Männer sind in die Vorratskammern und in die Ställe gegangen und haben alles Nötige herbeigeschafft. Kälber und Schafe, ja sogar einige Ochsen sind geschlachtet, zerlegt und im Handumdrehen gebraten worden. Diese Hunderte von ausgehungerten Menschen verschlingen die Speisen. Ein Stück Vieh nach dem andern wird aus dem Stalle geholt und geschlachtet. Es sieht aus, als sollte der ganze Viehstall in dieser einen Nacht geleert werden.

In den letzten Tagen war gerade der große Wintervorrat an hartem Brot gebacken worden. Seit die junge

Gräfin auf Ekeby weilte, hatte sie wieder Ordnung in den vernachlässigten Haushalt gebracht. Es war, als denke die junge Frau keinen Augenblick daran, daß sie nun Gösta Berlings Frau sei; alle beide schienen es vergessen zu haben. Dagegen betrachtete sie sich nun als Herrin auf Ekeby, und wie es die Pflicht jeder guten Hausfrau ist, versuchte sie mit glühendem Eifer der Verschwendung und der Unordnung, die auf dem Hofe eingerissen waren, zu steuern. Und man gehorchte ihr ohne Widerrede, das Gesinde empfand es selbst als ein gewisses Wohlbehagen, daß es wieder unter einer Hausfrau stand.

Aber was half es nun, daß die Gräfin den Küchenkasten mit Brot hatte füllen lassen, daß sie den ganzen September hindurch, seit sie auf Ekeby war, hatte brauen, buttern und Käse bereiten lassen? Was half das jetzt alles?

Hinaus damit zu den Leuten auf den Hof, damit sie Ekeby nicht anzünden und die Kavaliere nicht totschlagen! Hinaus mit Brot, Butter und Käse! Hinaus mit Tonnen und Fässern voll würzigen Biers, hinaus mit den Schinken aus der Vorratskammer, hinaus mit den Branntweinfässern, hinaus mit den Äpfeln!

Kann der ganze Reichtum Ekebys hinreichen, um den Zorn der Menge zu besänftigen? Wenn wir sie los werden, ohne daß es ein großes Unglück gibt, müssen wir froh sein!

Und dies alles geschieht doch eigentlich nur um ihretwillen, die jetzt die Herrin auf Ekeby ist. Die Kavaliere sind mutige, waffenkundige Männer; wenn es nach ihnen gegangen wäre, hätten sie sich verteidigt. Wenn nicht sie, die so sanft und mild ist, für die Leute gebeten hätte, dann hätten sie die raubgierigen Scharen mit ein paar scharfen Schüssen davongejagt.

Je später es wird, desto mehr besänftigt sich die Menge. Die Wärme, die Ruhe, die Speisen und der Branntwein beschwichtigen die erhitzten Gemüter. Sie fangen zu scherzen und zu lachen an. Sie sind auf dem Leichenschmause des Mädchens von Nygaard. Schande über den, der es bei einem Leichenschmause am Trinken und Scherzen fehlen läßt, das gehört durchaus dazu!

Die Kinder fallen über das Obst her, das man ihnen bringt. Diese armen Taglöhnerkinder, die Schlehen und Preißelbeeren für Leckerbissen halten, schwelgen nun in durchsichtigen Astrachanäpfeln, die einem auf der Zunge zerschmelzen, in länglichen süßen Paradiesäpfeln, gelblichen Zitronenäpfeln, in Birnen mit roten Wangen und in gelben, roten und blauen Pflaumen. Ach, nichts ist zu gut für das Volk, wenn es ihm beliebt, seine Macht zu zeigen!

Um Mitternacht scheinen die Scharen sich zum Aufbruch rüsten zu wollen. Die Kavaliere bringen weder Getränke noch Speisen mehr, sie ziehen keine Korke mehr aus Flaschen und verzapfen kein Bier mehr. In dem Gefühl, daß die Gefahr überstanden sei, seufzen sie erleichtert auf.

Da erhellt sich plötzlich ein Fenster im Herrenhause. Alle, die es sehen, schreien auf. Eine weibliche Gestalt hält ein brennendes Licht in der Hand.

Es dauerte nur einen Augenblick. Die Erscheinung verschwand sofort wieder; aber die Leute glauben sie erkannt zu haben.

„Sie hatte langes schwarzes Haar und rote Wangen!" rufen sie. „Sie ist hier, sie halten sie hier verborgen!"

„Habt ihr sie hier, ihr Kavaliere? Habt ihr unser Kind, dem Gott den Verstand genommen hat, hier auf Ekeby? Ihr Ruchlosen, was habt ihr mit ihr gemacht? Die ganze Woche hindurch laßt ihr uns in der schrecklichsten Angst um sie schweben und drei Tage lang nach ihr suchen? Fort mit dem Wein und den Speisen! Weh uns, daß wir von eurer Hand etwas angenommen haben! Gebt sie uns erst heraus, dann werden wir sehen, was wir tun sollen!"

Das gezähmte Raubtier wütet und brüllt. In wildem Sprunge stürzt es auf Ekeby los.

Die Leute sind schnell, aber die Kavaliere sind noch schneller. Sie stürzen ins Haus und verriegeln das Tor. Aber was können sie gegen die nachdrängende Menge ausrichten? Eine Tür nach der andern wird gesprengt. Die Kavaliere werden beiseite gestoßen; sie haben keine Waffen. Sie werden von der dichten Menge so in die Enge getrieben, daß sie bald kein Glied mehr rühren

können. Die Leute wollen das Mädchen von Nygaard herausholen.

Sie finden sie im innersten Zimmer. Niemand nimmt sich Zeit, zu sehen, ob sie blond oder braun ist. Sie heben sie auf ihre Arme und tragen sie hinaus. Sie solle sich nicht fürchten, sagen sie zu ihr. Sie seien gekommen, um sie zu retten und den Kavalieren ihren verdienten Lohn zu geben.

Aber als sie nun mit ihr zum Hause hinausstürmen, kommt ihnen ein anderer Zug entgegen.

Auf dem einsamsten Platz im Walde liegt nicht mehr die Leiche des von der steilen Felswand abgestürzten Mädchens. Ein Kind hat sie gefunden. Einige von denen, die im Wald zurückgeblieben sind, haben sie auf die Schultern genommen und kommen nun mit ihr des Wegs daher.

Sie ist schöner im Tode als sie im Leben war; schön liegt sie da, von den langen schwarzen Haaren umflossen, eine herrliche Gestalt jetzt, wo der ewige Friede auf ihr ruht.

Hoch auf die Schultern der Männer gehoben, wird sie durch die Volksmenge getragen. Es wird still und lautlos, wo sie vorüberkommt. Gesenkten Hauptes huldigen alle der Majestät des Todes.

„Sie muß eben erst gestorben sein," flüstern die Männer, „sie ist gewiß heute noch im Walde umhergestreift. Wahrscheinlich hat sie unser Suchen erschreckt, sie hat uns entfliehen wollen und ist dabei den Felsen hinabgestürzt."

Aber wenn dies das Mädchen von Nygaard ist, wen haben die Leute dann aus dem Herrenhaus herausgetragen?

Der Zug aus dem Walde stößt nun mit dem Zug aus dem Herrenhause zusammen. Die hellen Feuer brennen auf dem Hofe. Die Leute können die beiden Frauen deutlich erkennen. Die andere ist ja die junge Gräfin von Borg.

„Aber was hat das zu bedeuten? Kommen wir hier einem neuen Verbrechen auf die Spur? Warum ist die junge Gräfin auf Ekeby? Warum hat man uns gesagt, daß sie weit weg oder gar tot sei? Im Namen der

ewigen Gerechtigkeit, sollen wir uns jetzt nicht auf die Kavaliere stürzen und sie zertreten?"

Da ertönt eine weithinschallende Stimme. Gösta Berling ist auf das Geländer der Freitreppe gestiegen und redet von da aus zu den Leuten.

„Hört mich, ihr Ungetüme, ihr Teufel! Glaubt ihr denn, es gäbe hier auf Ekeby kein Pulver und keine Gewehre? Ihr Toren, meint ihr, ich hätte euch nicht am liebsten alle miteinander wie tolle Hunde über den Haufen geschossen? Aber sie dort hat für euch gebeten. Ach, hätte ich gewußt, daß ihr euch an ihr vergreifen würdet, so wäre nicht einer von euch am Leben geblieben!

Was ist das für eine Art, daß ihr uns heute abend überfallt wie Räuber und uns mit Mord und Brand droht? Was habe ich mit euern verrückten Mädchen zu tun? Weiß ich, wo sie herumlaufen? Ich bin zu gut gegen sie gewesen, das ist das Ganze. Ich hätte die Hunde auf sie hetzen sollen — das wäre für uns beide besser gewesen — aber ich habe es nicht getan. Ebensowenig habe ich ihr die Ehe versprochen, nie habe ich das getan. Hört es wohl!

Und jetzt laßt die augenblicklich los, die ihr aus dem Hause herausgeschleppt habt. Laßt sie los, sage ich! Die Fäuste, die sich an ihr vergriffen haben, sollen im ewigen Feuer brennen! Versteht ihr denn nicht, daß sie so hoch über euch steht, wie der Himmel über der Erde? Sie ist ebenso fein, wie ihr grob seid — ebenso gut, wie ihr böse seid.

Jetzt will ich euch sagen, wer sie ist. Erstens ein Engel vom Himmel und zweitens die ehemalige Gattin des Grafen auf Borg. Aber ihre Schwiegermutter plagte sie Tag und Nacht; sie mußte wie ein gewöhnliches Dienstmädchen am See die Wäsche spülen, sie wurde so geschlagen und gepeinigt, daß keine von euren Frauen es schlimmer haben kann. Ja, sie war, wie wir alle wissen, nahe daran, sich ins Wasser zu stürzen, weil man sie fast zu Tode quälte. Aber wer von euch, ihr Canaillen, war da zur Hand, um sie zu retten? Niemand von euch war da, aber wir, die Kavaliere, wir taten es. Ja, ja, wir haben es getan.

Und als sie dann weit weg in einem Bauernhofe ein

Kind gebar, ließ der Graf ihr sagen: ‚Unsere Ehe wurde im fremden Lande geschlossen, die gesetzlichen Vorschriften sind nicht erfüllt worden, deshalb sind wir nicht Mann und Frau, und dein Kind geht mich nichts an!‘ Ja, als die Sachen so standen, sie aber nicht wollte, daß ihr Kind vaterlos im Kirchenbuch stehe, was hättet ihr da getan, wenn sie zu einem von euch gesagt hätte: ‚Heirate mich, ich muß einen Vater für mein Kind haben.‘? Ihr wäret sicherlich zu hochmütig dazu gewesen und hättet euch geweigert. Doch sie wählte keinen von euch. Sie nahm Gösta Berling, den armen Pfarrer, der nie wieder von einer Kanzel herab Gottes Wort verkündigen darf. Und ich sage euch, ihr Bauern, nie ist mir etwas so schwer geworden, denn ich war ihrer so unwürdig, daß ich ihr kaum ins Auge zu sehen wagte, und doch konnte ich es ihr nicht abschlagen, denn sie war am Rande der Verzweiflung.

Und nun glaubt von uns Kavalieren nur alles Böse, — gegen sie sind wir aber so gut gewesen, wie es in unsrer Macht stand. Auch ist es ihr Verdienst, daß wir euch heute nicht samt und sonders niedergeschossen haben. Jetzt aber sage ich euch: Laßt sie los und geht eurer Wege, sonst könnte es sein, daß die Erde sich öffnete und euch verschlänge! Und wenn ihr von hier wegzieht, dann bittet Gott um Verzeihung, daß ihr sie, die so gut und unschuldig ist, erschreckt und betrübt habt. Und jetzt fort mit euch! Wir haben übergenug von euch!“

Lange ehe er seine Rede beendigt hatte, war die Gräfin auf die Freitreppe niedergesetzt worden, und nun trat ein großer Bauer mit entschlossenem Ausdruck zu ihr und reichte ihr seine große Hand.

„Schönen Dank und gute Nacht!“ sagte er. „Wir wollten euch kein Leid zufügen, Gräfin!“

Nach ihm trat ein anderer vor und drückte ihr vorsichtig die Hand. „Schönen Dank und gute Nacht! Seid nicht böse auf uns,“ sagte er.

Gösta sprang vom Geländer herab und stellte sich neben sie. Da reichten die Männer auch ihm die Hand.

Einer nach dem andern trat bedächtig näher, um den beiden gute Nacht zu sagen, ehe er sich entfernte. Sie waren jetzt wieder gezähmt, waren jetzt wieder die Men-

schen, die sie gewesen waren, als sie am Morgen auszogen, um ein armes verirrtes Menschenkind zu suchen, als noch nicht Hunger und Rachgier sie zu wilden Tieren gemacht hatten.

Sie schauten der Gräfin gerade ins Gesicht, und Gösta merkte, daß bei dem Anblick der Unschuld und Frömmigkeit, die ihnen da entgegenleuchtete, gar manchem die Tränen in die Augen traten. Sie huldigten alle schweigend dem Edelsten, daß sie jemals geschaut hatten, es waren Menschen, die sich darüber freuten, daß es einen anderen Menschen gab, der so große Liebe zum Guten hatte.

Alle konnten ihr ja nicht die Hand drücken, es waren ihrer so unendlich viele, und die junge Frau war müde und schwach. Aber alle wollten sie doch wenigstens sehen, und dann konnten sie ja Gösta die Hand schütteln — sein Arm konnte es schon aushalten.

Gösta war es wie im Traum. In seinem Herzen erwachte an diesem Abend eine neue Liebe.

„O mein Volk!" dachte er. „O mein Volk, wie liebe ich dich!"

Er fühlte, wie er diese ganze Schar liebte, die nun, die Tote an der Spitze des Zuges, in der dunklen Nacht verschwand, alle diese Menschen in den groben Kleidern, in übelriechenden Schuhen, alle diese Leute, die in düstern Hütten am Walde wohnten, die nicht schreiben und oft nicht einmal lesen konnten, sie alle, die die Fülle und den Reichtum des Lebens nicht kannten, sondern nur den Kampf ums tägliche Brot.

Er liebte sie mit schmerzlichem, heißem Mitleid, das ihm die Tränen in die Augen trieb. Er wußte nicht, was er für sie tun könnte, aber er liebte sie alle, alle, mit ihren Fehlern und ihren Lastern und ihren Gebrechen. Ach, lieber Gott, wenn doch der Tag schon käme, wo auch sie ihn liebten!

Er erwachte aus seinem Traum, als seine Frau ihm die Hand auf den Arm legte. Die Leute hatten alle den Hof verlassen, sie standen allein auf der Treppe.

„O Gösta, Gösta, wie konntest du nur!"

Sie schlug die Hände vors Gesicht und weinte.

„Ich habe nur die Wahrheit gesprochen," rief er,

„denn ich hatte dem Mädchen von Nygaard nie gesagt, daß ich sie heiraten wolle. ‚Komm am nächsten Freitag wieder, da wird es lustig hergehen,' das war alles, was ich zu ihr gesagt hatte. Ich kann nichts dafür, daß sie sich in mich verliebte."

„Ach, das meine ich nicht. Aber wie konntest du sagen, ich sei gut und rein? Gösta, Gösta, weißt du denn nicht, daß ich dich liebte, als ich dich noch nicht lieben durfte? Ich schämte mich vor den Leuten, Gösta. Ich hätte vor Scham in die Erde sinken mögen."

Sie schluchzte laut.

Er sah sie verwundert an.

„Ach, Geliebte, Geliebte!" sagte er leise. „Wie glücklich bist du, daß du so gut bist! Wie glücklich bist du, daß so eine schöne Seele in dir wohnt!"

20

Khevenhüller

Im Jahre 1770 wurde der später so gelehrte und kenntnisreiche Khevenhüller in Deutschland als Sohn eines Burggrafen geboren. Er hätte in einem prächtigen Schlosse wohnen und an der Seite des Kaisers reiten können, wenn er Lust dazu gehabt hätte; aber er hatte eben keine gehabt.

Er hätte gerne auf dem höchsten Turm seiner Burg Windmühlenflügel angebracht, den Rittersaal in eine Schmiede und das Frauengemach in eine Uhrmacherwerkstätte verwandelt. Er hätte am liebsten die ganze Burg mit schnurrenden Rädern und klopfendem Hammerwerk angefüllt. Da dies jedoch nicht anging, wandte er der ganzen Herrlichkeit den Rücken und ging zu einem Uhrmacher in die Lehre. Da lernte er alles, was er über Triebräder, Spiralfedern und Pendel lernen konnte. Er lernte auch Sonnen- und Sternuhren machen, sowie Standuhren mit piependen Kanarienvögeln und Hirten, die auf der Schalmei bliesen, desgleichen auch Glockenspiele, die einen ganzen Kirchturm mit ihrer wunderbaren Maschinerie füllten, und auch wieder so kleine Uhrwerke, daß man sie in ein Medaillon setzen konnte.

Als er sein Meisterstück gemacht hatte, hängte er sein Ränzel auf den Rücken, nahm den Knotenstock in die Hand und begab sich auf die Wanderschaft. Er zog von Ort zu Ort und studierte alles, was auf Rollen und Rädern laufen konnte. Khevenhüller war kein gewöhnlicher Uhrmacher, er wollte ein großer Erfinder und Weltverbesserer werden.

Als er auf diese Weise viele Länder durchwandert hatte, zog er auch nach Wermland, um dort die Mühlenwerke und den Bergbau zu studieren. An einem schönen Sommermorgen ging er über den Karlstadter Marktplatz. Aber in derselben schönen Morgenstunde hatte es die Waldfrau für gut befunden, ihren Spaziergang bis in die Stadt auszudehnen. Auch sie ging gerade über den Markt, nur von der entgegengesetzten Seite, und da traf sie mit dem jungen Khevenhüller zusammen.

Das war eine Begegnung für einen Uhrmachergesellen! Sie hatte funkelnde, grüne Augen, wallendes, blondes Haar, das fast bis auf die Erde hinabreichte, und sie trug ein schillerndes, grünseidenes Gewand. Mochte sie immerhin eine Hexe und eine Heidin sein, unter allen den christlichen Frauen, die Khevenhüller je gesehen hatte, war nicht eine so schön und so hold gewesen. Er stand wie gebannt da und starrte sie an, während sie ihm entgegen kam.

Sie kam geradenwegs aus dem tiefsten Wald heraus, wo die Farrenkräuter so hoch wie Bäume stehen, wo die riesigen Fichten das Sonnenlicht ausschließen, so daß es nur wie goldene Tropfen auf dem gelben Moose leuchten kann, und wo Linneen über flechtenbewachsene Steine hinkriechen.

Ich wäre gern an Khevenhüllers Stelle gewesen, als sie mit Farrenkräutern und Tannenzweigen im Haar und einer kleinen schwarzen Kreuzotter um den Hals auf ihn zukam. Stellt sie euch vor, mit dem geschmeidigen Gang eines Raubtiers, während ein würziger Duft von Harz und Erdbeeren, Leinkraut und Moos von ihr ausströmte.

Wie mögen die Leute sie angestarrt haben, als sie so über den Karlstadter Markt ging! Die Pferde scheuten gewiß vor ihrem langen im Morgenwind flatternden Haar. Die Gassenjungen sind ihr sicher nachgelaufen.

Die Männer ließen Wage und Fleischmesser los und starrten ihr nach, die Weiber liefen schreiend zum Bischof und Domkapitel, damit der böse Geist aus der Stadt vertrieben werde.

Sie aber ging in majestätischer Ruhe einher und lächelte nur über die allgemeine Aufregung, und dabei sah Khevenhüller ihre kleinen spitzigen Raubtierzähne zwischen den roten Lippen hervorschimmern.

Sie hatte einen Mantel übergeworfen, damit sie niemand erkenne, aber das Unglück wollte, daß sie vergessen hatte, ihren Schwanz zu verbergen, und nun schleppte sie ihn auf dem Pflaster hinter sich her.

Auch Khevenhüller sah den Schwanz, und es tat ihm leid, daß eine so hochgeborene Dame dem Gespötte der Städter preisgegeben sein sollte; er verbeugte sich daher vor ihr und sagte mit großer Ehrerbietung:

„Wollen Ihre Gnaden nicht die Schleppe ein wenig aufnehmen?"

Die Waldfrau war gerührt über sein Wohlwollen und auch über seine Höflichkeit. Sie blieb vor ihm stehen und betrachtete ihn aufmerksam. Dabei war es ihm, als flögen aus ihren grünen Augen Funken in sein Gehirn.

„Höre, was ich dir sage, Khevenhüller," sprach sie, „von nun an wirst du mit deinen beiden Händen jedwedes Kunstwerk fertig bringen; aber von jeder Art immer nur eins."

So sprach sie, und was sie sagte, ging in Erfüllung. Denn wer weiß nicht, daß die grüne Frau aus dem Waldesdunkel die Macht hat, denen, die sich ihre Gunst erworben haben, Genialität und wunderbare Kräfte zu verleihen?

Kheevenhüller blieb nun in Karlstadt und mietete sich eine Werkstatt. Er hämmerte und arbeitete Tag und Nacht, und in acht Tagen hatte er ein Wunderwerk zustande gebracht, einen Wagen, der von selbst lief. Der Wagen lief bergauf und bergab, schnell und langsam, ließ sich leiten und wenden, anhalten und in Gang setzen, wie man es wollte. Es war ein ausgezeichneter Wagen.

Nun wurde Khevenhüller ein berühmter Mann und bekam viele Freunde in der Stadt. Er war so stolz auf seinen Wagen, daß er darin nach Stockholm fuhr, um

ihn dem König zu zeigen. Er brauchte nicht auf Vorspann zu warten oder sich mit den Postknechten herum zu zanken, er brauchte sich nicht in der Postkutsche durchrütteln zu lassen und nicht in der Posthalterei auf einer harten Bank schlafen; stolz fuhr er in seinem eigenen Wagen und war in ein paar Stunden in Stockholm.

Dort angekommen, fuhr er gleich vor das königliche Schloß. Der König kam mit seinem ganzen Hofstaat, Damen und Herren, heraus, und als sie ihn fahren gesehen hatten, fanden sie des Lobes kein Ende.

Da sagte der König: „Gib mir den Wagen, Khevenhüller!" Und obgleich dieser sich weigerte, bestand doch der König eigensinnig auf seinem Begehren, er wollte den Wagen haben.

Da sah Khevenhüller im Gefolge des Königs eine Dame in einem grünen Kleide und mit langem blonden Haar. Er erkannte sie sogleich und fühlte, daß sie dem König den Wunsch nach dem Besitz des Wagens eingegeben hatte. Das brachte ihn zur Verzweiflung. Er konnte den Gedanken, daß ein anderer als er seinen Wagen besitzen sollte, nicht ertragen, und doch wagte er nicht, sich dem König zu widersetzen. Deshalb fuhr er mit solcher Gewalt an die Schloßmauer, daß der Wagen in tausend Stücke zersplitterte.

Nach Karlstadt zurückgekehrt, versuchte er einen neuen Wagen zu bauen. Aber es gelang ihm nicht. Da entsetzte er sich über die Gabe, die ihm die Waldfrau verliehen hatte. Er hatte das behagliche Leben auf dem Schlosse seines Vaters verlassen, um ein Wohltäter für viele zu werden, und nicht um Zauberkunstwerke herzustellen, die nur einem zugute kamen. Was half es ihm, wenn er selbst ein großer Meister, ja der größte Meister der Welt würde, wenn er seine Kunstwerke nicht vervielfältigen konnte, so daß sie Tausenden zu Nutz und Frommen würden?

Und der gelehrte, kenntnisreiche Mann sehnte sich so sehr nach einer ruhigen, vernünftigen Arbeit, daß er Steinmetz und Baumeister wurde. Damals baute er den großen steinernen Turm an der Westbrücke nach dem Vorbilde des runden Turms seiner väterlichen Burg, und er hatte wohl auch die Absicht, dort an den Ufern des

Klaräl noch weitere Gebäude, Tore, Burghöfe, Wälle und Türme, kurz, eine ganze alte Ritterburg aufzuführen.

Und in der Burg wollte er dann den Traum seiner Jugend verwirklichen. Alles, was Industrie und Handwerk heißt, sollte in den Sälen des Schlosses eine Wohnstätte finden. Weiße Müllerburschen und schwarze Schmiedeknechte, Uhrenmacher mit grünen Schirmen über den überanstrengten Augen, Färber mit dunklen Händen, Weber, Drechsler, Metalldreher, alle sollten ihre Werkstätten im Schlosse haben.

Und alles ging gut. Aus den Steinen, die er selbst behauen hatte, baute er seinen Turm. Er setzte Windmühlenflügel darauf, — denn der Turm sollte eine Mühle werden, — und nun wollte er sich an die Schmiede machen.

Eines Tages aber, als er die leichten, starken Flügel sich im Winde drehen sah, da überkam ihn sein altes Übel aufs neue.

Es war ihm, als betrachte ihn die Grüngekleidete mit ihren funkelnden Augen, bis sein Gehirn abermals wie in hellen Flammen stand. Er schloß sich in seiner Werkstatt ein, aß nicht und trank nicht, gönnte sich auch keine Ruhe, sondern arbeitete, arbeitete. Acht Tage darauf hatte er ein neues Wunderwerk geschaffen.

Er stieg auf die Zinne seines Turmes und befestigte Flügel an seinen Schultern.

Zwei Straßenjungen und ein Gymnasiast, die auf dem Brückenpfeiler saßen und angelten, erblickten ihn und erhoben ein so lautes Geschrei, daß man es in der ganzen Stadt hörte. Sie ließen ihre Angeln im Stich, rannten in höchster Aufregung durch alle Straßen, wetterten an den Haustüren und schrien, ohne anzuhalten:

„Der Khevenhüller will fliegen! Der Khevenhüller will fliegen!“

Er selbst stand noch ruhig oben auf seinem Turm und befestigte die Flügel, als schon aus den engen Gassen der alten Stadt eine große Menschenmenge herausströmte.

Die Mägde verließen die brodelnde Grütze und den aufgehenden Brotteig. Die alten Frauen ließen den Strickstrumpf fallen, setzten die Brille auf und liefen auf die Straße. Die Ratsherrn und der Bürgermeister stan-

den vom Richtertisch auf. Der Rektor warf die Grammatik in die Ecke, und die Schuljungen stürzten zur Klasse hinaus, ohne erst um Erlaubnis zu fragen. Die ganze Stadt war auf den Beinen, alles eilte nach der Westbrücke.

Bald war es ganz schwarz auf der Brücke vor lauter Menschen.

Der Salzmarkt war gedrängt voll, und das ganze Flußufer bis zum Bischofshause hin wimmelte von Menschen. Es war ein größeres Gedränge als bei der Petersmesse: der Schaulustigen waren es mehr als damals, da König Gustav III. in einem von acht Pferden gezogenen Wagen wie rasend durch die Stadt jagte.

Schließlich hatte Khevenhüller die Flügel an seinen Schultern befestigt. Er tat ein paar Flügelschläge, und dann befand er sich im freien Luftraum. Hoch über der Erde segelte er durch die Lüfte dahin.

Er atmete in vollen Zügen die reine, kräftige Luft ein. Seine Brust dehnte sich, und das alte Ritterblut in ihm begann zu wallen und zu sieden. Er tummelte sich wie eine Taube, er kreiste wie ein Habicht, seine Flügel waren schnell wie die einer Schwalbe, er verfolgte seinen Weg so sicher wie ein Falke. Und er schaute hinab auf die große Menge der an die Erde gefesselten Menschen, die da unten standen und zu ihm, der hoch durch die Luft segelte, aufschauten. Hätte er nur jedem von ihnen ein Paar solcher Flügel machen können! Hätte er nur jedem die Macht geben können, sich auch in die stärkende Himmelsluft emporzuschwingen! Was für Menschen würden dann aus ihnen werden! Nicht einmal in diesem Augenblick des Triumphs verließ ihn die Erinnerung an den Kummer seines Lebens. Er konnte und wollte die Vorzüge seiner Arbeit nicht allein genießen. Ach, die Waldfrau, wenn er sie nur jetzt hier hätte!

Da sah er mit seinen von dem scharfen Sonnenschein und der schimmernden Luft abgeblendeten Augen, daß etwas auf ihn zugeflogen kam. Er sah, wie große Flügel, die seinen eigenen glichen, sich vor ihm bewegten, und zwischen den Flügeln war ein Menschenleib. Gelbes Haar flatterte, grüne Seide wogte, wilde Augen leuchteten. Das war sie, ja, das war sie!

Khevenhüller besann sich nicht lange. Wild stürzte er sich auf die Erscheinung, um sie zu küssen oder zu schlagen, — er wußte selbst nicht, was von beiden, — jedenfalls aber wollte er sie zwingen, den Fluch von ihm zu nehmen. Bei dem hastigen Flug verlor er jedoch alle Besinnung und Vernunft. Er sah nicht, wohin er stürmte, er sah nur das flatternde Haar und die funkelnden Augen. Er erreichte sie, er streckte die Arme aus, um sie zu greifen. Da verwickelten sich seine Flügel in ihre, und die ihren waren stärker. Die seinigen zerrissen und zerbrachen, er selbst aber wirbelte haltlos in der Luft umher und stürzte hinab; er verlor die Besinnung.

Als er wieder zu sich kam, lag er, seine zertrümmerte Flugmaschine neben sich, auf dem Dache seines eigenen Turms. Er war nämlich auf seine eigene Windmühle losgeflogen, die Flügel hatten ihn ergriffen, ihn ein paarmal herumgedreht und ihn dann auf das Dach des Turms geschleudert.

Damit war das Spiel zu Ende.

Khevenhüller war nun wieder ein Raub der Verzweiflung. Ehrliche Arbeit widerte ihn an, und die Hexenkunst wagte er nicht wieder zu benutzen. Wenn er abermals ein Wunderwerk schüfe und auch dieses wieder zerstört würde, dann würde ihm sicher das Herz darüber brechen. Und wenn er es nicht zerstörte, würde ihn der Gedanke, daß er keinem andern Menschen damit nützen könne, wahrscheinlich verrückt machen.

Da suchte er denn sein Ränzel und seinen Knotenstock hervor, ließ die Mühle Mühle sein und beschloß, auf die Suche nach der Waldfrau zu gehen.

Er kaufte sich Pferd und Wagen, denn er war jetzt nicht mehr so jung und leichtfüßig wie ehedem. Und man erzählt, daß er in jedem Walde, an dem er vorüberkam, ausstieg, hineinging und laut nach der grünen Waldfrau rief.

„Waldfrau, Waldfrau, ich bin es, der Khevenhüller, der Khevenhüller! Komm, ach, komm doch!"

Aber sie kam nicht.

Auf diesen Reisen war er im Jahre vor der Vertreibung der Majorin auch nach Ekeby gekommen. Er wurde aufs freundlichste aufgenommen, und es gefiel ihm so

gut, daß er für immer da blieb. Und die Schar im Kavalierflügel hatte sich um eine hochgewachsene, kräftige Rittergestalt vermehrt, um einen prächtigen Gefährten, der bei einem Trinkgelage und auf der Jagd seinen Mann stellte. Die Erinnerungen an seine Kindheit erwachten wieder; er erlaubte, daß man ihm den Grafentitel beilegte, und allmählich sah er einem echten deutschen Raubritter immer ähnlicher, wozu seine große Adlernase, seine buschigen Brauen, der spitzige Knebelbart und der keck hinaufgestrichene Schnurrbart nicht wenig beitrugen.

Er wurde also ein Kavalier unter den Kavalieren und war nicht besser als die andern in der Schar, die, wie das Volk glaubte, die Majorin für den Teufel gesammelt hatte. Sein Haar ergraute, und sein Gehirn schlummerte. Er war jetzt so alt, daß er selbst nicht mehr an die Taten seiner Jugend glaubte. Nein, er sei nicht der Mann, der wunderbare Kunstwerke hergestellt habe, er habe weder einen selbsttätigen Wagen gebaut, noch eine Flugmaschine verfertigt. Ach nein, das seien nur Sagen, nur Erfindungen, pflegte er zu sagen.

Aber dann wurde die Majorin von Ekeby vertrieben, und die Kavaliere wurden die Herren des großen Gutes. Da begann ein Leben, wie man es sich nicht schlimmer denken kann. Ein Sturm fuhr über das Land hin, alle alte Torheit erwachte und überkam die Menschen wie ein Jugendtaumel, alles Böse trat hervor, alles Gute zitterte — die Menschen kämpften auf Erden, die Geister im Himmel. Von Dovre herab kamen die Hexen auf Wölfen dahergeritten, die Naturmächte wurden frei, und die Waldfrau kam nach Ekeby.

Die Kavaliere kannten sie nicht. Sie hielten sie für eine arme, notleidende Frau, die eine böse Schwiegermutter zur Verzweiflung getrieben hätte. Sie gewährten ihr Schutz, huldigten ihr wie einer Königin und liebten sie, wie man ein Kind liebt.

Rhevenhüller allein sah, wer sie war. Im Anfang war er freilich ebenso verblendet wie die andern. Aber eines Tages trug sie ein grünes Kleid aus schimmernder Seide, und als Rhevenhüller das Kleid sah, erkannte er sie.

Da saß sie nun, in Seide gehüllt, auf dem besten Sofa des Herrenhauses, und die alten Männer machten sich zu

Narren, um ihr zu dienen. Der eine war Koch, der andere Kammerdiener, der dritte Vorleser, der vierte Hofmusikus, der fünfte gar Schuhmacher; jeder wollte etwas für sie tun.

Sie gab sich für krank aus, die abscheuliche Hexe, aber Khevenhüller wußte schon, wie es sich mit dieser Krankheit verhielt. Sie führte sie einfach alle miteinander an der Nase herum.

Er warnte die Kavaliere vor ihr.

„Seht doch nur die kleinen scharfen Zähne und die wilden, funkelnden Augen!" sagte er. „Es ist die Waldfrau, in dieser schrecklichen, bösen Zeit ist alles losgelassen. Ich sage euch, es ist die Waldfrau, die zu unserm Verderben hierhergekommen ist. Glaubt mir, ich habe früher schon ihre Bekanntschaft gemacht."

Aber sobald Khevenhüller die Waldfrau erkannt hatte, erwachte die Arbeitslust wieder in ihm. In seinem Gehirn begann es zu wallen und zu sieden, in seinen Fingern zuckte es vor lauter Lust, mit Hammer und Feile zu wirken und zu schaffen; es nützte alles nichts, so sehr er auch dagegen ankämpfte. Mit bitteren Gefühlen zog er eines Tages den Arbeitskittel an und schloß sich in die alte Schlosserei ein, die ihm als Werkstatt dienen sollte. Da klang es mit lautem Rufe von Ekeby hinaus ins ganze Wermland:

„Der Khevenhüller hat wieder angefangen zu arbeiten!"

Und man lauschte atemlos auf die Hammerschläge, auf das Surren der Feilen und das Ächzen der Bälge in der verschlossenen Werkstatt.

„Ein neues Wunderwerk soll das Tageslicht erblicken. Was mag es sein? Wird er uns nun lehren, auf dem Wasser zu gehen oder eine Leiter zu dem Siebengestirn zu errichten?"

„Einem solchen Manne ist nichts unmöglich. Wir haben ihn mit eigenen Augen durch die Luft fliegen sehen. Wir haben seinen Wagen durch die Straßen jagen sehen. Er hat die Gabe der Waldfrau, deshalb ist ihm nichts unmöglich."

Am ersten oder zweiten Oktober spät abends wurde das Kunstwerk fertig. Er hielt es in der Hand, als er aus der Werkstatt trat. Es war ein Rad, das sich un-

aufhörlich drehte, wobei die Speichen wie Feuer glänzten und Licht und Wärme ausstrahlten. Khevenhüller hatte eine Sonne geschaffen. Sobald er damit aus der Werkstatt trat, wurde es ringsum so hell, daß die Sperlinge zu zwitschern und die Wolken wie im Morgenrot zu schimmern begannen.

Es war die herrlichste Erfindung, die man je gesehen hatte. Nun sollte es auf Erden keine Kälte und keine Dunkelheit mehr geben. Es schwindelte ihm, wenn er sich das klar zu machen versuchte. Die Sonne am Himmel würde auch ferner auf- und untergehen, aber wenn sie verschwand, dann würden Tausende und aber Tausende seiner Feuerräder das Land erhellen, die Luft würde vor Wärme zittern und flimmern wie am heißesten Sommertag.

Da würde man mitten im Winter beim Sternenhimmel reife Garben einheimsen, das ganze Jahr hindurch würden auf den Waldhügeln Erdbeeren und Preißelbeeren in Hülle und Fülle wachsen, und die Gewässer würden nie mehr vom Eis gefesselt werden.

Seine Erfindung würde die ganze Welt umgestalten. Sein Feuerrad würde der Pelz des Armen und die Sonne des Grubenarbeiters werden. Er würde den Fabriken eine ganz andere Triebkraft, der Natur ein neues Leben, der Menschheit ein reicheres, glücklicheres Dasein bringen. Aber in demselben Augenblick wußte Khevenhüller, daß das alles nur eitle Träume waren, und daß die Waldfrau ihm nie erlauben würde, sein Rad zu vervielfältigen.

Zorn und Rachgier ergriffen ihn; er beschloß, das Waldweib zu töten; und nun wußte er vor lauter Aufregung nicht mehr, was er tat.

Er ging hinein ins Herrenhaus und stellte sein Feuerrad in den Flur, dicht unter die Treppe. Er wollte das Haus anzünden und die Hexe verbrennen.

Dann ging er in seine Werkstatt zurück, setzte sich nieder und lauschte gespannt.

Bald erklang lautes Rufen und Schreien. Aha, nun zeigte es sich, was er zustande gebracht hatte!

Ja, lauft nur, schreit, laßt die Sturmglocke erschallen! Jetzt verbrennt sie, die Hexe, die ihr auf Seide gebettet habt.

Ob sie sich wohl in Schmerzen windet? Ob sie vor den Flammen von Zimmer zu Zimmer flüchtet? Ah, wie wird das grünseidene Gewand aufflammen! Wie werden die Flammen mit dem gelben Haar spielen! Frisch auf, ihr Flammen, frisch auf! Fangt sie, verbrennt sie! Hexen müssen verbrannt werden! Fürchtet euch nicht vor ihren Zaubersprüchen, ihr Flammen, verbrennt sie! Es gibt einen Menschen, der um ihretwillen ein ganzes Leben lang brennen mußte!

Die Glocke läutete Sturm, die Wagen rasselten, Feuerspritzen wurden herausgezogen, Wasser vom See heraufgeschafft, aus allen Dörfern strömten die Leute herbei, man hörte Geschrei und Jammern und Befehle, Dächer stürzten ein, es dröhnte, es knisterte, es knatterte in dem brennenden Hause. Aber nichts störte Khevenhüller; er saß auf dem Haublock und rieb sich vergnügt die Hände.

Da hörte er ein Getöse, als stürzte der Himmel ein, und jubelnd fuhr er auf. „Nun ist es vollbracht! Nun kann sie nicht mehr entfliehen, sie ist unter den Balken zerschmettert worden und in den Flammen verbrannt. Nun ist alles vollbracht!"

Und er dachte an die Ehre und die Macht des stolzen Ekeby, die hatte er opfern müssen, um die Hexe aus der Welt zu schaffen. Die prächtigen Säle, in denen so viel Freude geherrscht, die Räume, in denen so viele frohe Erinnerungen gewohnt hatten, der Tisch, der mit leckeren Speisen gedeckt gewesen war, die kostbaren alten Möbel, das Silber und Porzellan, das man gar nicht mehr ersetzen konnte.

Da fuhr er plötzlich auf und stieß einen lauten Schreckensruf aus. Sein Feuerrad, seine Sonne, das Modell, von dem alles abhing, hatte er es denn nicht unter die Treppe gestellt, um das Herrenhaus damit anzuzünden?

Khevenhüller starrte geradeaus, er war wie versteinert vor Schrecken.

„Bin ich verrückt?" fragte er sich nun. „Wie konnte ich das tun?"

In diesem Augenblick sprang die verschlossene Tür auf, die Waldfrau trat ein.

Hold lächelnd stand sie auf der Schwelle. Ihr grünes Kleid zeigte auch nicht einen Flecken, kein Brandgeruch

hatte sich in ihrem wogenden Haar festgesetzt. So hatte er sie in seiner Jugend auf dem Markte zu Karlstadt gesehen, der lange Schwanz schleppte hinter ihr her, der ganze frische Waldesduft und die freie Waldluft strömten von ihr aus.

„Nun brennt Ekeby," sagte sie lachend.

Khevenhüller hatte den Hammer ergriffen und wollte ihn ihr eben an den Kopf schleudern, da sah er, daß sie sein Feuerrad in der Hand hielt.

„Sieh, was ich für dich gerettet habe," sagte sie.

Da stürzte er ihr zu Füßen.

„Du hast meinen Wagen zerschmettert, du hast meine Flügel zerbrochen und du hast mein Leben zerstört. Sei gnädig und habe Erbarmen mit mir!"

Sie schwang sich auf die Hobelbank und saß nun vor ihm, ebenso jung und schelmisch wie damals, als er sie zum erstenmal auf dem Karlstädter Markt sah.

„Ich merke, daß du weißt, wer ich bin," sagte sie.

„Ja, ich kenne dich und habe immer gewußt, wer du bist," sagte der arme Mann. „Du bist das Genie. Aber nun gib mich frei. Nimm deine Gabe zurück. Befreie mich von der Wundergabe. Laß mich ein gewöhnlicher Mensch sein. Weshalb verfolgst du mich?"

„Tor!" sagte die Waldfrau. „Ich habe es immer gut mit dir gemeint. Ich gab dir eine große Belohnung; aber wenn dir meine Gabe nicht behagt, kann ich sie auch wieder zurücknehmen. Überlege es dir aber wohl. Du wirst es bereuen."

„Nein, nein," rief er, „nimm die Wunderkräfte von mir!"

„Erst mußt du das hier zerstören," sagte sie und warf ihm das Feuerrad vor die Füße.

Er zögerte nicht. Er schwang den Hammer über die funkensprühende Sonne, die doch nur ein abscheuliches Hexenwerk war, weil sie nicht Tausenden zugute kommen durfte. Die Funken flogen knisternd umher, Feuergarben und Flammen umgaben ihn, und dann lag auch sein letztes Wunderwerk in Trümmer.

„Nun, so nehme ich denn meine Gabe zurück," sagte die Waldfrau.

Sie wandte sich zum Gehen; doch an der Tür drehte

sie sich noch einmal um, und vom Schein der draußen wütenden Feuersbrunst übergossen, sah er sie zum letztenmal.

Und schöner denn je erschien sie ihm jetzt, auch nicht mehr boshaft, nur streng und stolz.

„Wahnsinniger," sagte sie. „Hatte ich dir je verboten, andere dein Kunstwerk nachmachen zu lassen? Was wollte ich anderes, als das Genie vor handwerksmäßiger Arbeit beschützen!"

Damit ging sie. Khevenhüller war noch ein paar Tage ganz verrückt, danach war er aber wieder wie ein gewöhnlicher Mensch.

Doch in seinem Wahnsinn hatte er Ekeby niedergebrannt. Es waren keine Menschen dabei umgekommen, aber den Kavalieren war es ein großer Schmerz, daß das gastfreie Haus, wo sie so viel Gutes genossen hatten, während der Zeit ihrer Regierung zerstört worden war.

Ach, ihr Kinder der Gegenwart, wenn doch eines von euch oder ich der Waldfrau auf dem Markte zu Karlstadt begegnet wäre! Glaubt ihr nicht, daß ich auch in den Wald gegangen wäre und gerufen hätte: „Waldfrau! Waldfrau! Ich bin da, der Khevenhüller! Der Khevenhüller!" Aber wer sieht sie heute noch? Wer klagt in unsern Tagen darüber, daß sie ihm zuviel von ihren Gaben verliehen habe?

21

Der Brobyer Jahrmarkt

Am ersten Freitag im Oktober beginnt der große Brobyer Jahrmarkt, der acht Tage dauert. Dies ist das größte Fest im ganzen Jahr. In jedem Hause wird dazu geschlachtet und gebacken. Bis zu diesem Tage müssen die neuen Winterkleider fertig sein, die da zum erstenmal angezogen werden. Sonntagsgerichte, wie Käsekuchen und Schmalzgebackenes, stehen jeden Tag auf dem Tisch. Es wird noch einmal so viel Branntwein geschenkt als gewöhnlich, alle Arbeit ruht; in jedem Hause wird gefeiert und geschmaust. Dem Gesinde und

den Taglöhnern wird der Lohn ausbezahlt, und sie halten lange Beratungen, was sie sich auf dem Markte kaufen sollen. Von weit her kommen die Leute in kleinen Gruppen mit dem Ränzel auf dem Rücken und dem Stab in der Hand gewandert. Viele treiben auch ihr Vieh zum Verkauf auf den Markt. Kleine eigensinnige junge Stiere und Ziegen, die nicht weiter wollen, machen ihren Eigentümern viel Verdruß und den Zuschauern viel Spaß. Die Fremdenzimmer auf den Herrenhöfen sind voll willkommener Gäste; es werden Neuigkeiten ausgetauscht, der Preis für landwirtschaftliche Geräte und Vieh wird besprochen, die Kinder träumen von Marktgeld und von Meßgeschenken.

Und am ersten Markttage — welches Menschengewühl auf den Brobyer Hügeln und auf dem weiten Marktplatze! Die Händler aus der Stadt bieten ihre Waren in Buden feil, während die Leute aus Dalarna und Westgotland ihren Kram auf langen Reihen von Bretterständen, über denen weiße Segeltücher flattern, ausgebreitet haben. Seiltänzer, Drehorgeln und blinde Geiger gibt es in Menge, desgleichen Wahrsager, Zuckerwarenhändler und Branntweinverkäufer. Hinter den Budenreihen sind steinerne und hölzerne Gefäße aufgestellt. Zwiebeln und Meerrettich, Äpfel und Birnen werden von den Gärtnern der großen Güter feilgeboten. Große Strecken des Jahrmarktplatzes sind mit rotbraunem, innen weißverzinntem Kupfergeschirr bedeckt.

Diesmal merkt man aber leider an dem Umsatz nur zu gut, daß in Svartsjö und Bro und Löfvik und in den andern Kirchspielen am Löfven Not herrscht, denn der Handel an den Buden und Ständen geht nur flau. Am lebhaftesten ist es noch auf dem großen Viehmarkt; denn viele sind gezwungen, ihre Kühe und Pferde zu verkaufen, um selber den Winter über leben zu können. Da spielt sich auch der wilde, aufregende „Pferdetausch" ab.

Es geht lustig zu auf dem Brobyer Jahrmarkt. Wenn man nur so viel Geld hat, um ein paar Schnäpse bezahlen zu können, dann braucht man den Kopf nicht hängen zu lassen. Der Branntwein allein ist es jedoch nicht, der die gute Laune hervorruft. Wenn die Menschen

aus ihren einsamen Waldhütten in das Gedränge des Jahrmarkts kommen und das Schreien und Lachen und den Umtrieb dieser Menge von Menschen hören und sehen, werden sie selbst von dem lärmenden Treiben angesteckt, und die richtige ausgelassene Jahrmarktsstimmung bemächtigt sich ihrer.

Wo so viele Menschen zusammenkommen, wird natürlich viel gekauft und verkauft, aber das ist doch nicht die Hauptsache. Das Wichtigste ist, eine Schar von Verwandten und Freunden an seinen Wagen zu führen und sie mit Schafwurst, Schmalzküchlein und Branntwein zu bewirten, oder seine Herzliebste zu überreden, ein Gesangbuch und ein seidenes Kopftuch anzunehmen, oder Marktgeschenke für die Kinder daheim einzukaufen.

Alle, die nicht des Hauses oder des Viehes wegen notgedrungen daheim bleiben müssen, sind auf dem Brobyer Jahrmarkt. Da sind die Kavaliere aus Ekeby, die Waldbauern aus Nygaard, die Pferdehändler aus Norwegen, Finnen aus den nördlichen Wäldern und Landstreicher, die nirgends daheim sind.

Hin und wieder staut sich das brausende Gewoge wie zu einem Wirbel, der sich in wildem Kreise um einen Mittelpunkt dreht. Niemand weiß, was sich in der Mitte befindet, bis sich ein paar Landjäger durch den Knäuel hindurchdrängen und einer Schlägerei ein Ende machen oder einen umgestürzten Wagen wieder aufrichten. Im nächsten Augenblick jedoch staut sich der Strom schon wieder um einen Kaufmann, der sich mit einer zungenfertigen Dirne herumstreitet.

Dann — gegen Mittag — beginnt die große Schlägerei. Die Bauern haben sich in den Kopf gesetzt, daß die Verkäufer aus Westgotland ein zu knappes Ellenmaß gebrauchten, und darüber entsteht um ihre Stände her zuerst Streit und Zank, der aber bald in Tätlichkeiten übergeht. Für viele, die in jenen Tagen nichts als Not und Elend daheim sahen, ist es geradezu eine Freude, dreinschlagen zu können, einerlei wen oder was es trifft. Und sobald die Starken und Streitlustigen sehen, daß eine Prügelei im Gang ist, stürzen sie von allen Seiten herbei. Die Kavaliere wollen sich durchdrängen, um auf ihre Weise Frieden zu schaffen, und

die Dalekarlier laufen auch herbei, um den Westgotländern zu helfen.

Der starke Måns aus Fors ist der eifrigste von allen. Er ist betrunken, und wütend ist er auch; er hat soeben einen Westgotländer umgerissen und bearbeitet ihn nun mit den Fäusten; aber die Hilferufe des Gotländers rufen seine Landsleute herbei, und sie versuchen den starken Måns von ihrem Kameraden zu trennen. Da wirft der starke Måns alle Warenballen von einem der Bretterstände herunter; er ergreift das Brett, das eine Elle breit und acht Ellen lang ist, mitsamt dem Gestell, auf dem es befestigt ist, und schwingt es als Waffe.

Måns ist ein fürchterlich starker Mann. Im Gefängnis zu Philippstadt stieß er einmal eine Mauer ein; er kann ein Boot auf die Schultern nehmen und es vom See bis an sein Haus tragen. Da ist es sehr begreiflich, daß der Volkshaufen und die Westgotländer und selbst seine eigenen Landsleute die Flucht ergreifen, als er mit dem schweren Brett um sich schlägt. Aber der starke Måns stürzt ihnen nach und schlägt in blinder Wut um sich. Gleichviel ob Freund oder Feind, er will nur noch auf etwas schlagen.

Die Leute fliehen entsetzt nach allen Seiten, Männer und Frauen laufen schreiend wild durcheinander. Aber die Frauen können nicht so rasch vorwärts, sie haben ja ihre Kinder an der Hand, die Buden und Wagen versperren ihnen den Weg, die vom Lärm wildgewordenen Ochsen und Kühe hindern sie in ihrer Flucht.

In eine Ecke zwischen den Buden ist eine Anzahl Weiber eingeklemmt worden, und auf sie stürzt nun der Riese los. Glaubt er doch, einen Westgotländer unter ihnen erblickt zu haben! Er hebt das Brett und läßt es niedersausen. Bleich vor Angst und an allen Gliedern zitternd ducken sich die Frauen, in Erwartung des tödlichen Schlags nieder.

Aber als nun das Brett auf sie niedersaust, wird es von den ausgestreckten Armen eines Mannes aufgehalten. Einer hat sich nicht niedergeduckt, sondern hochaufgerichtet, einer hat freiwillig den Schlag aufgefangen, aber nun liegt er bewußtlos am Boden.

Der starke Måns holt nicht von neuem aus. Als der

Mann unter dem heftigen Schlage zusammenbrach, hat ihn ein Blick aus dessen Augen getroffen, der ihm bis ins Innerste dringt. Wie gelähmt steht er da; ohne Widerstand läßt er sich binden und fortführen.

Aber wie ein Lauffeuer verbreitet sich die Nachricht auf dem ganzen Markte, daß Hauptmann Lennart von dem starken Måns erschlagen worden sei; er, der Freund des Volkes, habe sein Leben hingegeben, um Frauen und schutzlose Kinder zu retten.

Und auf dem weiten Felde, wo noch eben das Leben in wildem Taumel dahinbrauste, wird es still; der Handel stockt, die Prügeleien hören auf, an den Buden mit Eßwaren hört das Schmausen auf, vergeblich locken die Seiltänzer die Zuschauer herbei.

Der Freund des Volkes ist tot; das Volk ist in Trauer versenkt. In tiefem Schweigen drängt alles nach dem Platze, wo er gefallen ist. Regungslos liegt er am Boden; es ist keine Wunde zu sehen, aber die Hirnschale scheint eingeschlagen zu sein.

Einige Männer heben ihn vorsichtig auf das Brett, das der Riese hat fallen lassen. Es kommt ihnen vor, als sei noch Leben in ihm.

„Wohin sollen wir ihn tragen?" fragen sie einander.

„Nach Hause!" ruft eine barsche Stimme aus der Menge.

O ja, ihr guten Leute, tragt ihn nach Hause! Hebt ihn auf eure Schultern und tragt ihn heim! Er ist ein Spielball in der Hand Gottes gewesen, der Hauch seines Geistes hat ihn umhergetrieben wie eine Feder. Tragt ihn nun heim!

Das verwundete Haupt hat oft auf der harten Pritsche des Gefängnisses und auf dem Strohbündel geschlafen. Laßt es jetzt auf einem weichen Kissen in seinem eigenen Hause ruhen! Er hat unverschuldet Schmach und Not erlitten, er ist von seiner eigenen Türe verjagt worden. Ein ruheloser Flüchtling ist er gewesen, er, der stets darauf bedacht war, auf Gottes Wegen zu wandeln; aber das Land seiner Sehnsucht ist doch stets die Heimat gewesen, deren Tür Gott ihm verschlossen hatte. Vielleicht steht sie dem jetzt offen, der sein Leben hingab, um schutzlose Frauen und Kinder zu retten.

Jetzt kommt er nicht als Verbrecher, von taumelnden Zechbrüdern umgeben, ihm folgt ein trauerndes Volk, in dessen Hütten er gewohnt und dessen Leiden er gemildert hat. Tragt ihn nun heim!

Und sie tun es. Sechs Männer heben die Tischplatte, auf der er liegt, auf ihre Schultern und tragen ihn fort vom Marktplatze. Überall wird ihnen Platz gemacht, die Männer nehmen die Mützen ab, und die Weiber verneigen sich wie in der Kirche, wenn der Name Gottes genannt wird. Viele weinen und wischen sich die Augen, andere fangen zu erzählen an, was für ein guter, freundlicher, hilfsbereiter und gottesfürchtiger Mann der Hauptmann gewesen sei. Und sobald einer der Träger ermüdet ist, tritt sogleich ein anderer leise herzu und stemmt seine Schulter unter die Tischplatte.

So wird Hauptmann Lennart auch an der Stelle vorübergetragen, wo die Kavaliere stehen.

„Ich muß wohl mitgehen und sehen, daß er gut nach Hause kommt," sagt Beerencreutz. Und er verläßt seinen Platz am Wegrand, um mit nach Helgesäter zu gehen; und gar viele folgen seinem Beispiel.

Auf dem Markt ist es leer geworden; alle wollen Hauptmann Lennart nach Helgesäter begleiten. Man mußte doch sehen, daß er gut nach Hause gebracht wurde. Alle die notwendigen Einkäufe unterbleiben, die Marktgeschenke für die Kinder daheim werden vergessen, das Gesangbuch wird nicht gekauft; das seidene Kopftuch, das dem Mädchen in die Augen stach, bleibt auf dem Budentisch liegen. Alle müssen Hauptmann Lennart nach Hause begleiten.

Als der Zug Helgesäter erreicht, ist es dort still und leer. Wieder trommeln die Fäuste des Oberst Beerencreutz auf die verschlossene Haustür. Das Gesinde ist auf dem Jahrmarkt, Frau Lennart ist allein daheim geblieben und bewacht das Haus. Sie öffnet auch heute.

Und sie fragt, wie sie schon einmal gefragt hat:

„Was wollt ihr?"

Und darauf antwortet der Oberst, wie auch er schon einmal geantwortet hat:

„Wir bringen dir deinen Mann."

Sie sieht ihn an, der wie immer steif und ruhig vor

ihr steht. Sie betrachtet die weinenden Träger und die ganze Volksmenge dahinter. Sie steht auf den Stufen und sieht Hunderte von weinenden Augen, die ängstlich auf sie gerichtet sind. Zuletzt fällt ihr Blick auf ihren Mann, der ausgestreckt auf der Bahre liegt, und da preßt sie die Hand aufs Herz.

„Das ist sein wahres Gesicht," murmelt sie.

Ohne zu fragen, bückt sie sich, schiebt einen Riegel zurück und schlägt die beiden Torflügel weit auf. Dann geht sie den andern voran in die Schlafstube.

Mit Hilfe des Obersts macht sie das Bett zurecht, und bald liegt Hauptmann Lennart auf weichen Kissen, in weißes Leinen gebettet.

„Lebt er?" fragt sie.

„Ja," antwortet der Oberst.

„Ist Hoffnung vorhanden?"

„Nein, es kann nichts mehr getan werden."

Eine Weile herrscht tiefes Schweigen, dann durchzuckt sie ein Gedanke.

„Weinen alle diese Leute seinetwegen?"

„Ja."

„Was hat er denn getan?"

„Das letzte, was er tat, war, daß er sich von dem starken Mäns erschlagen ließ, um Weiber und Kinder vor dem sichern Tode zu retten."

Sie versinkt wieder in Gedanken.

„Was hatte er nur für ein Gesicht, Oberst, als er vor zwei Monaten nach Hause kam?"

Der Oberst zuckt zusammen. Ach, jetzt versteht er, erst jetzt versteht er!

„Gösta hatte ihn ja angemalt."

„So habe ich ihm also eines Kavalierstreichs wegen sein eigenes Haus verschlossen? Wie wollt Ihr das verantworten, Oberst Beerencreutz?"

Der Oberst zuckt die breiten Schultern.

„Ich habe viel zu verantworten."

„Das ist aber sicher das Schlimmste von allem, was Ihr auf dem Gewissen habt."

„Dafür ist mir auch nie ein Gang so schwer geworden wie dieser nach Helgesäter. Übrigens sind noch zwei Mitschuldige da."

„Wer sind sie?"

„Der eine ist Sintram, der andre seid Ihr selbst, Frau Lennart. Ihr seid eine strenge Frau. Ich weiß, daß es viele versucht haben, bei Euch ein gutes Wort für Euren Mann einzulegen."

„Das ist wahr," sagt sie.

Dann bittet sie den Oberst, ihr von dem Trinkgelage in Broby zu erzählen.

Er erzählt alles, so gut er sich der Vorgänge noch entsinnen kann, und sie hört ihm schweigend zu. Hauptmann Lennart liegt noch immer bewußtlos da. Das Zimmer ist mit weinenden Menschen angefüllt, niemand denkt daran, die traurige Schar hinauszuweisen. Alle Türen stehen offen, auf Treppen und Gängen stehen schweigende, bekümmerte Menschen — bis weit auf den Hof hinaus stehen sie in dichten Scharen.

Als der Oberst seine Erzählung beendet hat, sagt Frau Lennart laut:

„Ich bitte die Kavaliere, das Zimmer zu verlassen. Es ist mir zu schwer, sie hier am Sterbebette meines Mannes zu sehen."

Ohne ein Wort steht der Oberst auf und geht hinaus. Gösta Berling und die andern, die Hauptmann Lennart das Geleit gegeben haben, folgen ihm. Das Volk weicht vor dieser kleinen Schar gedemütigter Männer scheu zur Seite.

Als sie gegangen sind, sagt Frau Lennart: „Will mir nicht einer von denen, die meinen Mann während dieser letzten Monate gesehen haben, sagen, wo er sich aufgehalten und womit er sich beschäftigt hat?"

Und die Leute, die im Zimmer stehen, fangen an, vor seiner Frau, die ihn verkannt hat und die in ihrer Strenge ihr Herz gegen ihn verhärtete, Zeugnis abzulegen.

Jetzt ertönt wieder die Sprache der alten Psalmen. Es reden Männer, die nie ein anderes Buch gelesen haben als die Bibel. In der Bildersprache des Buches Hiob, in der Ausdrucksweise aus den Zeiten der Patriarchen sprechen sie vom Gottesboten, der umherging und dem Volke half.

Es dauert lange, bis sie fertig sind. Während die Dämmerung und der Abend hereinbrechen, tritt einer

nach dem andern vor und erzählt der Frau, die nicht einmal den Namen ihres Gatten hat hören wollen, welch ein guter Mann er gewesen ist!

Die einen hat er auf dem Krankenbett gefunden, und er hat sie gesund gemacht; andere sind wilde Raufbolde gewesen, und er hat sie gezähmt. Da waren Traurige, die er getröstet, dem Trunke Verfallene, die er zu einem nüchternen Leben zurückgeführt hat. Jeder, der in schwerer Not war, hat nach dem Boten Gottes geschickt, und er hat ihm geholfen, wenigstens ist er imstande gewesen, Hoffnung und Glauben in den Herzen zu erwecken.

Den ganzen Abend ertönt die Sprache der heiligen Bücher in dem Krankenzimmer.

Draußen auf dem Hofe steht das Volk dichtgedrängt und wartet auf das Ende. Sie wissen, was drinnen vorgeht. Was an dem Sterbebette laut gesprochen wird, geht draußen leise von Mund zu Mund. Jeder, der etwas zu sagen hat, drängt sich sachte vor.

„Dort ist einer, der Zeugnis ablegen kann," heißt es, und alle machen Platz. Und er tritt aus dem Dunkel hervor, legt sein Zeugnis ab und verschwindet wieder in der Dunkelheit.

„Was sagt sie jetzt?" fragen die Draußenstehenden, so oft jemand herauskommt. „Was sagt die gestrenge Frau von Helgesäter?"

„Sie strahlt wie eine Königin. Sie lächelt wie eine Braut. Sie hat seinen Lehnstuhl ans Bett gerückt und die Kleider darauf gelegt, die sie selbst für ihn gewoben hat."

Auf einmal wird es ganz still unter den Leuten. Keiner spricht es aus, aber alle wissen plötzlich, daß nun der Augenblick des Sterbens gekommen ist.

Hauptmann Lennart schlägt die Augen auf, er sieht, und er sieht genug.

Er sieht die Heimat, das Gesinde, seine Frau, seine Kinder, die Kleider — und er lächelt. Aber er ist nur erwacht, um zu sterben. Ein leises Röcheln noch, und er gibt den Geist auf.

Nun verstummen die Berichte, aber einer aus der Menge stimmt ein Sterbelied an. Alle fallen ein, und

von vielen Hundert starken Stimmen getragen, steigt der Gesang zum Himmel empor.

Das ist der Abschiedsgruß der Erde an die entfliehende Seele.

22

Das Waldhaus

Es war viele Jahre vor der Zeit, wo die Kavaliere auf Ekeby herrschten.

Der Hirtenbub und das Hirtenmädchen spielten zusammen im Walde; sie bauten sich ein Haus aus flachen Steinen, pflückten Beeren und trieben allerlei Kurzweil. Beide waren im Walde geboren; der Wald war ihr Haus, ihr Garten. Sie lebten in Frieden mit allem, was darinnen war, wie man mit dem Gesinde und mit den Haustieren in Frieden lebt.

Die Kleinen betrachteten die Luchse und Füchse als ihre Hofhunde, das Wiesel war ihre Katze, Hasen und Eichhörnchen waren ihr Vieh, Eulen und Auerhähne saßen in ihrem Vogelbauer, die Tannen waren ihre Diener und die jungen Birken die Gäste bei ihren Festen. Sie kannten die Höhle, wo die Kreuzottern zusammengeringelt ihren Winterschlaf hielten, und beim Baden hatten sie die Schlangenkönigin im klaren Wasser daherschwimmen sehen; aber sie fürchteten sich weder vor Schlangen noch vor Geistern, sie gehörten ja mit zum Walde, und der Wald war ihre Heimat. Da konnte sie nichts erschrecken.

Der Hirtenknabe wohnte tief im Wald in einer einsamen Hütte. Ein unebener Pfad führte dahin, hohe Berge versperrten dem Sonnenlicht den Weg, ein grundloser Sumpf, aus dem das ganze Jahr ein feuchtkalter Nebel aufstieg, lag dicht dabei. Für die Bewohner der Ebene hat eine solche Wohnstätte sehr wenig Verlockendes.

Der Hirte und die Hirtin hatten einst daran gedacht, Mann und Frau zu werden, miteinander in der Waldhütte zu wohnen und sich von ihrer Hände Arbeit zu ernähren. Aber ehe sie getraut werden konnten, brach Krieg über das Land herein, und der Hirte ließ sich anwerben. Er kehrte auch unverwundet und mit gesunden

Gliedern wieder heim, aber das Kriegsleben hatte ihm für immer seinen Stempel aufgedrückt. Er hatte zu viel gesehen von der Schlechtigkeit der Welt und der Grausamkeit der Menschen gegen ihre Nächsten und war nun nicht mehr imstande, das Gute vom Bösen zu unterscheiden.

Anfangs merkte man keine Veränderung an ihm. Mit seiner Jugendgeliebten ging er zum Pfarrer und bestellte das Aufgebot. Das Waldhaus oberhalb Ekeby wurde, wie es längst ausgemacht war, ihre Wohnstätte; aber das Glück wohnte nicht darin.

Der jungen Frau kam es vor, als sei ihr Mann ein ganz fremder Mensch. Seit er aus dem Kriege zurückgekommen war, erkannte sie ihn gar nicht wieder. Er lachte so hart und sprach nur wenig. Sie fürchtete sich vor ihm.

Er tat niemand etwas zuleid und war ein fleißiger Arbeiter. Doch war er nur wenig beliebt, denn er traute allen Menschen nur Schlechtes zu. Er selbst kam sich wie ein verhaßter Fremdling vor. Jetzt waren die Tiere des Waldes seine Feinde. Der Berg, der ihm die Sonne verbarg, der Sumpf, der den Nebel aufsteigen ließ, waren seine Widersacher. Der Wald wird dem, der böse Gedanken hegt, bald ein unheimlicher Aufenthaltsort.

Wer in der Wildnis lebt, muß lichte Erinnerungen im Herzen tragen, sonst sieht er nur Mord und Unterdrükkung bei Tieren und Pflanzen, gerade so wie er es vorher bei den Menschen gesehen hat, und er erwartet nur Böses von allem, was ihm entgegentritt.

Jan Hök, der frühere Soldat, konnte sich selbst nicht erklären, was ihm fehlte, aber er fühlte wohl, daß er nicht glücklich war. In seinem Hause wohnte kein Friede.

Die Söhne, die heranwuchsen, wurden zwar groß und stark, aber sie hatten einen wilden Sinn. Es waren mutige, abgehärtete Männer, aber sie lebten mit jedermann in Feindschaft.

Seine Frau ließ sich von ihrem Kummer verleiten, die Geheimnisse der Wildnis zu erforschen. In Moor und Dickicht suchte sie nach heilkräftigen Kräutern. Sie drang in das Wesen der Unterirdischen ein und wußte, welches Opfer ihnen behagte. Sie konnte Krankheiten heilen und

gegen Liebeskummer guten Rat erteilen. Sie stand im Rufe der Zauberei und wurde deshalb gemieden, obgleich sie vielen von großem Nutzen war.

Einmal faßte sie sich ein Herz und redete mit ihrem Manne über seinen Kummer.

„Seit du im Kriege gewesen bist," sagte sie, „bist du wie verwandelt. Was hat man dir dort getan?"

Da fuhr er auf und hätte sie beinahe geschlagen. Und so ging es von nun an jedesmal; sobald sie nur das Wort Krieg aussprach, geriet er in fürchterliche Wut. Kein Mensch durfte dieses Wort vor ihm aussprechen, und dies wurde bald so allgemein bekannt, daß sich die Leute wohl in acht nahmen, in seiner Gegenwart vom Krieg anzufangen.

Aber keiner seiner Kriegskameraden hätte ihm nachsagen können, daß er mehr Böses getan habe als andere. Er hatte wie ein guter Soldat gekämpft. Die Kriegsgreuel, die er hatte sehen müssen, sie allein hatten einen so tiefen, unauslöschlichen Eindruck auf ihn gemacht, daß er jetzt überall nur noch Böses sah. Der Krieg war an allem schuld. Er glaubte, die ganze Natur hasse ihn, weil er an solchen Greueln teilgenommen hatte. Die Leute, die es besser verstehen, können sich damit trösten, daß sie für ihr Vaterland und die Ehre kämpfen. Was wußte er davon? Er fühlte nur, daß alles ihn haßte, weil er Blut vergossen und Gewalt geübt hatte.

Zu der Zeit, wo die Majorin aus Ekeby vertrieben wurde, lebte er allein in seiner Hütte. Seine Frau war gestorben, die Söhne waren fortgezogen. Nur um die Jahrmarktzeit war die Hütte voller Gäste. Schwarzhaarige, braune Zigeuner kehrten bei ihm ein; ihnen ist am wohlsten bei denen, die von den andern Menschen gemieden werden. Um diese Zeit kletterten kleine, zottige Pferde die Waldpfade hinauf. Sie waren vor Karren gespannt, die mit Werkzeug zum Verzinnen, mit Kindern und allerlei Lumpen beladen waren. Frühzeitig gealterte Weiber mit vom Rauchen und Trinken aufgedunsenen Gesichtern und Männer mit bleichen, scharfen Zügen und sehnigen Körpern gingen hinter den Wagen her. Wenn die Zigeuner im Waldhaus einkehrten, dann ging es da lustig zu. Sie brachten Branntwein und Kartenspiele;

es wurde gelärmt und geschrien, und sie wußten vom Diebstahl, vom Pferdehandel und blutigen Schlägereien zu erzählen.

An einem Freitag hatte der Brobyer Markt begonnen, und an demselben Tag war Hauptmann Lennart erschlagen worden. Der starke Mäns, der die Tat vollbracht hatte, war der Sohn des Häuslers im Walde. Als die Zigeuner am Sonntagnachmittag in der Hütte beisammensaßen, reichten sie dem alten Jan Hök die Branntweinflasche öfter als sonst und sprachen mit ihm vom Gefängnisleben, von der Gefangenkost und von Verhören, denn darin wußten sie aus eigener Erfahrung Bescheid.

Der Alte saß auf dem Haubloch in der Ecke am Herd und sprach nur wenig. Seine großen glanzlosen Augen starrten auf die wilde Schar, die die Hütte füllte. Die Dämmerung war angebrochen, aber ein flackerndes Holzfeuer erhellte den Raum. Er beleuchtete Lumpen und Elend und bittere Not.

Da wurde die Tür ganz leise geöffnet und zwei Frauen traten herein. Es waren die junge Gräfin Elisabet und die Tochter des Brobyer Pfarrers. Ein seltsames Gefühl bemächtigte sich des Alten, als die Gräfin, lieblich und in milder Schönheit strahlend, in den Lichtkreis des Feuers trat.

Sie erzählte den Anwesenden, daß sich Gösta Berling seit Hauptmann Lennarts Tod nicht mehr auf Ekeby habe sehen lassen, und daß sie und ihre Dienerin ihn den ganzen Nachmittag im Walde gesucht hätten. Sie habe gesehen, daß hier Männer seien, die gewiß alle Wege im Walde kennten. Deshalb wolle sie nur fragen, ob keiner von ihnen Gösta Berling gesehen habe. Sie sei hereingekommen, um danach zu fragen und sich ein wenig auszuruhen.

Aber das war eine vergebliche Frage. Niemand hatte Gösta Berling gesehen.

Die Männer trugen ihr einen Stuhl herbei; sie sank darauf nieder und saß eine Weile ganz still da. Der Lärm in der Hütte war verstummt. Alle sahen sie neugierig an. Tiefes Schweigen herrschte in der Hütte. Das wurde ihr unheimlich, sie fuhr zusammen und suchte nach irgend-

einem Gesprächsstoff, über den sie mit den Leuten reden könnte.

Sie wandte sich an den Greis in der Ecke.

„Ich meine gehört zu haben, daß Ihr Soldat gewesen seid, mein guter Alter," sagte sie. „Erzählt mir doch etwas vom Krieg."

Das Schweigen wurde nur noch unheimlicher. Der Alte schien nichts gehört zu haben.

„Ich möchte gerne von jemand, der selbst dabei gewesen ist, vom Krieg erzählen hören," fuhr die Gräfin fort; aber sie brach schnell ab, denn sie sah, daß ihre Begleiterin abwehrend mit dem Kopfe winkte. Sie mußte etwas Ungeschicktes gesagt haben. Alle um sie her sahen sie an, als habe sie die einfachste Höflichkeitsregel übertreten. Plötzlich begann eine der Zigeunerinnen mit scharfer Stimme:

„Seid Ihr nicht die ehemalige Gräfin auf Borg?"

„Allerdings."

„Das war doch etwas anderes, als dem verrückten Pfarrer im Walde nachzulaufen. Pfui, welch ein Unterschied!"

Die Gräfin stand auf und sagte, sie wolle gehen, sie habe lange genug ausgeruht. Die Zigeunerin begleitete sie bis vor die Tür.

„Nehmt mir nicht übel, was ich gesagt habe, Frau Gräfin, ich mußte so etwas sagen, denn der Alte wird ganz rasend, wenn man mit ihm vom Kriege redet. Er kann das Wort nicht hören. Ich habe es sicherlich gut gemeint."

Gräfin Elisabet eilte davon, blieb aber bald wieder stehen. Sie betrachtete den drohenden Wald, die hochaufragenden Berge, das dampfende Moor. Welch ein unheimlicher Wohnort für den, dessen Gemüt von trüben Erinnerungen bedrückt ist! Sie fühlte Mitleid mit dem alten Manne, der da drinnen saß und nur die dunkeln Zigeuner um sich hatte.

„Laß uns umkehren, Anna Lisa," sagte sie. „Die Leute da drinnen sind gut gegen uns gewesen, ich aber habe mich unpassend betragen. Ich will mit dem Alten von freundlicheren Dingen reden."

Und glücklich, jemand gefunden zu haben, den sie trösten konnte, ging sie wieder zurück in die Hütte.

„Ich glaube, daß Gösta Berling sich hier im Walde das Leben nehmen will," sagte sie. „Es ist deshalb sehr wichtig, daß er bald aufgefunden und an seinem Vorhaben verhindert werde. Ich und Jungfer Anna Lisa haben ihn ein paarmal zu sehen geglaubt, aber er ist uns immer wieder entschwunden. Er streift in der Gegend umher, wo das Mädchen von Nygaard abgestürzt ist. Nicht wahr, ich brauche wohl nicht erst Hilfe von Ekeby herbeizuholen? Hier sind ja viele starke Männer, die Gösta Berling sicher fangen können."

„Rasch fort, ihr Männer!" rief das Zigeunerweib. „Wenn die Frau Gräfin sich herabläßt, unsereinen um einen Dienst zu bitten, so müßt ihr so schnell wie möglich gehen."

Die Männer standen sofort auf und begaben sich auf die Suche.

Der alte Jan Hök saß ruhig in seiner Ecke und starrte mit glanzlosen Augen vor sich hin. Er sah zum Erschrecken finster und hart aus. Die junge Frau wußte nicht, was sie zu ihm sagen könnte. Da sah sie ein krankes Kind auf einem Bündel Stroh liegen und eine Frau mit einer bösen Hand am Fenster sitzen. Sofort begann sie der Kranken zu helfen und wurde bald gut Freund mit den Weibern, die nun ihre kleinen Kinder herbeibrachten.

Nach einer Stunde kehrten die Männer zurück. Sie trugen Gösta Berling gebunden in die Hütte und legten ihn vor dem Herd auf den Boden. Seine Kleider waren beschmutzt und zerrissen, sein Gesicht eingefallen, und seine Augen rollten wild umher. In den letzten Tagen war er in einer ganz verzweifelten Stimmung gewesen. Er hatte sich auf die feuchte Erde gelegt, hatte die Hände und das Gesicht ins dichte Moos vergraben, sich über Steinhaufen hingeschleppt und sich durch das dichteste Gestrüpp gezwängt. Er war den Männern nicht gutwillig gefolgt, sie hatten ihn übermannen und binden müssen. Als seine Frau ihn so wieder sah, wurde sie zornig. Sie ließ ihn auf dem Boden liegen, ohne seine Bande zu lösen. Mit Verachtung wendete sie sich von ihm ab.

„Wie du aussiehst!" sagte sie.

„Ich hatte nicht die Absicht, dir je wieder vor die Augen zu kommen," erwiderte er.

„Bin ich nicht deine Frau? Habe ich nicht das Recht, zu erwarten, daß du mit deinem Kummer zu mir kommst? In diesen zwei Tagen habe ich große Angst um dich ausgestanden!"

„Ich bin ja schuld am Tode des Hauptmann Lennart. Wie konnte ich dir da noch unter die Augen treten? Wie hätte ich das gekonnt?"

„Du fürchtest dich sonst nicht so leicht, Gösta."

„Den einzigen Dienst, den ich dir erweisen konnte, Elisabet, war, dich von mir zu befreien."

Mit gerunzelter Stirne sah sie ihn an. Eine unsägliche Verachtung leuchtete aus ihrem Blick.

„Du wolltest mich zur Witwe eines Selbstmörders machen?"

Sein Gesicht verzog sich schmerzlich.

„Elisabet, laß uns in den stillen Wald gehen und dort miteinander reden."

„Warum sollen die Leute nicht zuhören dürfen?" rief sie mit schriller Stimme. „Sind wir besser als sie? Hat einer von ihnen mehr Kummer und Schaden verursacht als wir? Sie sind die von allen gehaßten Kinder des Waldes und der Landstraße. Laß sie nur hören, daß Sünde und Leid auch dem Herren von Ekeby, dem von allen geliebten Gösta Berling anhaften! Meinst du, deine Frau halte sich für besser als diese hier — oder tust du es vielleicht?"

Er richtete sich mühsam auf den Ellbogen auf und sah sie mit flammendem Trotz an.

„Ich bin nicht so schlecht, wie du denkst," sagte er.

Und nun erzählte er ihr die Geschichte der beiden letzten Tage.

Den ganzen ersten Tag war er, von verzweiflungsvoller Gewissensqual getrieben, ohne Rast und Ruhe im Wald umhergelaufen. Der Gedanke, einem Menschen ins Auge sehen zu müssen, war ihm unerträglich. Aber er dachte nicht daran, sich das Leben zu nehmen, er wollte in die Fremde ziehen. Am Sonntag war er aber doch vom Berg heruntergestiegen und in die Broer Kirche gegangen. Er wollte das Volk noch einmal sehen, das arme, hungernde Volk aus dem Bezirke des Löfven, für dessen Wohl er mit dem Pfarrer von Broby dort am Schand-

haufen so schöne Pläne geschmiedet hatte, und das er lieb gewonnen hatte, als er es in jener Nacht dem toten Mädchen von Nygaard das Geleit geben sah.

Der Gottesdienst hatte schon begonnen, als er in die Kirche kam. Er schlich sich auf eine Empore und sah von da auf das Volk hinab. Da ergriff ihn eine entsetzliche Qual. Er hätte den Leuten zureden, ihnen in ihrer hoffnungslosen Armut Trost zusprechen mögen. Ach, hätte er hier im Hause Gottes mit ihnen reden dürfen, er hätte, so hoffnunglos er auch selber war, Worte der Hoffnung und des Trostes für alle gehabt!

Er verließ die Kirche, trat in die Sakristei und schrieb dort die Bekanntmachung, die seine Frau schon kannte, daß die Arbeit auf Ekeby wieder aufgenommen und dort Korn an die Bedürftigen ausgeteilt werden solle. Er hatte gehofft, daß seine Frau und die Kavaliere sein Versprechen erfüllen würden.

Als er ins Freie trat, sah er vor dem Gemeindehaus einen Sarg stehen. Er war ganz einfach aus rohen Brettern zusammengeschlagen, aber mit Trauerflor und Kränzen aus Preißelbeerkraut geschmückt. Gösta ahnte, daß dies Hauptmann Lennarts Sarg war. Wahrscheinlich hatten die Leute Frau Lennart gebeten, ihn früher als die Sitte es sonst erheischte, begraben zu lassen, damit die vielen Marktbesucher dem Begräbnis beiwohnen könnten.

Gösta stand in traurigen Gedanken versunken vor dem Sarg, als sich eine schwere Hand auf seine Schulter legte. Sintram stand hinter ihm.

„Gösta," sagte er, „willst du jemand einen rechten Streich spielen, dann leg dich hin und stirb. Es gibt nichts Hinterlistigeres als zu sterben, nichts, was einem ehrlichen Mann, der nichts Böses ahnt, einen solchen Strich durch die Rechnung machte. Leg dich hin und stirb, sag ich dir."

Entsetzt vernahm Gösta diese Worte des Bösen.

Er beklagte sich ja über die Vereitlung schlau ausgeheckter Pläne. Er hatte die Ufer des Löfven wieder in eine Wildnis verwandeln wollen. Deshalb hatte er die Kavaliere zu den Herren der ganzen Gegend gemacht, deshalb hatte er den Pfarrer von Broby das Volk aussaugen lassen, deshalb hatte er die Dürre und die Hun-

gersnot herbeigerufen. Auf dem Brobyer Markt hatte es zur entscheidenden Schlacht kommen sollen. Vom Unglück aufgestachelt, hätten die Leute morden und stehlen sollen. Dann hätten die Gerichtsverhandlungen und die Geldstrafen die Leute noch ärmer gemacht, Hungersnot, Aufruhr und alle Arten von bösen Krankheiten hätten gewütet. So schrecklich und unerträglich hätte das Land schließlich werden sollen, daß es niemand mehr da hätte aushalten können, und dies alles wäre Sintrams Werk gewesen. Das wäre sein Stolz und seine Freude gewesen, denn er war böse. Er liebte die Wildnis, er sah unbebautes Land gern. Aber dieser hier, der im rechten Augenblick zu sterben gewußt hatte, er hatte ihm alles verdorben.

Da fragte ihn Gösta, welchen Zweck er dabei im Auge gehabt habe.

„Es hätte mir Freude gemacht, Gösta, denn ich bin böse. Ich bin der Würgbär des Gebirges, ich bin der Schneesturm in der Ebene, meine Lust ist es, zu morden und zu verfolgen. Hinweg, sage ich, hinweg mit Menschen und Menschenwerk! Ich kann sie nicht leiden. Ich lasse sie wohl zwischen meinen Krallen hindurchlaufen und ihre Sprünge machen — das macht mir auch eine Weile Spaß —, aber nun hatte ich dieses Spiel satt, Gösta, nun wollte ich zuschlagen, nun wollte ich töten und verderben."

Er war wahnsinnig, vollständig wahnsinnig. Er hatte sich seit lange nur zum Spaß mit Teufelskünsten abgegeben, jetzt hatte im Laufe der Jahre das Böse so Besitz von ihm ergriffen, daß er sich selbst für einen Geist der Hölle hielt. Nun hatte er das Böse in sich so genährt und gepflegt, daß es ganz die Herrschaft über seine Seele gewonnen hatte. So kann die Bosheit die Menschen ebenso verrückt machen wie die Liebe und das Grübeln.

Der böse Gutsherr war rasend, und in seinem Zorn begann er an dem Flor und an den Kränzen auf dem Sarge zu zerren; aber da rief Gösta Berling:

„Rühre den Sarg nicht an!"

„Sieh, sieh, sieh! Ich soll ihn nicht anrühren? Oho, ich werde meinen Freund Lennart aus dem Sarg herauswerfen und seine Kränze zertreten. Verstehst du denn

nicht, was er mir getan hat? Siehst du nicht, in was für einer feinen grauen Kalesche ich angefahren kam?"

Da sah Gösta Berling, daß der Gefängniswagen mit dem Vogt und zwei Landjägern vor der Kirchhofmauer hielt.

„Sieh, sieh, sieh! Soll ich mich nicht bei der Frau Hauptmann auf Helgesäter recht schön dafür bedanken, daß sie gestern abend die alten Akten hervorholte und sie studierte, um Beweise gegen mich zu finden in jener alten Pulvergeschichte? Soll ich ihr nicht sagen lassen, daß sie sich lieber mit Backen und Brauen hätte abgeben sollen, als mir den Vogt und die Landjäger auf den Hals zu schicken? Soll ich die Tränen ganz umsonst vergossen haben, mit denen ich dem Vogt Scharling das Herz erweichte, daß er mich hierher fahren ließ, damit ich noch ein Gebet am Sarge meines guten Freundes sprechen könnte?"

Und er begann wieder an dem Trauerflor zu zerren.

Da trat Gösta dicht zu ihm und hielt seinen Arm fest.

„Wage es nicht, den Sarg zu berühren, ich werde dich daran hindern, koste es, was es wolle!" sagte er.

„Mach, was du willst," sagte der Verrückte. „Schrei, wenn es dir beliebt. Ehe der Vogt kommt, habe ich schon etwas abgerissen. Kämpfe mit mir, wenn du Lust hast. Das wäre ja recht nett, hier vor der Kirche. Komm, wir wollen uns mit den Kränzen und dem Bahrtuche schlagen!"

„Ich will dem Toten die Ruhe erkaufen, welchen Preis du auch immer forderst, Sintram. Nimm mein Leben, nimm alles!"

„Du versprichst viel, mein Junge."

„Du kannst mich ja auf die Probe stellen."

„Nun, so töte dich."

„Das kann ich tun, aber erst muß der Sarg sicher begraben sein."

Der Pakt wurde geschlossen. Sintram ließ Gösta schwören, zwölf Stunden nach der Beerdigung des Hauptmanns nicht mehr am Leben zu sein.

„Dann weiß ich doch, daß aus dir nie wieder ein guter Mensch werden kann," sagte er.

Es wurde Gösta nicht schwer, dieses Gelübde abzu-

legen. Er freute sich, dadurch seiner Frau die Freiheit zurückgeben zu können. Die Gewissensqual hatte ihn todmüde gehetzt. Nur eins erfüllte ihn mit Grauen: sein der Majorin gegebenes Versprechen, sich nicht zu töten, solange die Tochter des Brobyer Pfarrers auf Ekeby einen Platz habe. Sintram erwiderte ihm auf diesen Einwand, sie brauche ja jetzt nicht mehr auf Ekeby als Dienerin zu sein, da sie ihres Vaters Reichtümer geerbt habe. Aber Gösta sagte, das Geld sei so gut versteckt, daß man es bis jetzt nirgends gefunden habe. Da erwiderte Sintram lachend, es liege unter den Taubennestern im Brobyer Kirchturm. Damit ging er, und Gösta wendete sich wieder dem Walde zu. Da, wo das Mädchen von Nygaard abgestürzt war, wollte er auch sterben; dies schien ihm der beste Platz im ganzen Walde. Und dort war er dann den ganzen Nachmittag umhergeirrt. Er hatte seine Frau im Walde wohl gesehen, und deshalb war er nicht imstande gewesen, sich zu töten.

Dies alles erzählte er der Gräfin, während er gebunden auf dem Boden der Waldhütte lag.

„Ach," sagte sie traurig, als er geendet hatte, „wie gut kenne ich dies alles! Heldenphrasen und Heldenmanieren! Immer bereit, die Hände ins Feuer zu stecken, Gösta, immer bereit, dich selbst wegzuwerfen. Wie groß erschien mir das einst! Aber jetzt liebe ich Ruhe und Besonnenheit. Was hast du dem Toten mit diesem Versprechen genützt? Wie, wenn es nun Sintram gelungen wäre, den Sarg umzuwerfen und den Flor abzureißen? Der Sarg wäre eben wieder aufgerichtet und mit neuem Flor und neuen Kränzen geschmückt worden. Hättest du vor Sintrams Augen deine Hand auf den Sarg gelegt und geschworen, daß du dein armes Volk, das er verderben wollte, retten werdest, dann hätte ich dich gelobt. Hättest du in der Kirche, als du das Volk sahst, gedacht, du wolltest, um ihm zu helfen, alle deine Kräfte anwenden, anstatt deiner schwachen Frau und Männern mit gebrochenen Kräften die Last aufzubürden, so hätte ich dich auch dafür gelobt."

Gösta Berling schwieg eine Weile.

„Wir Kavaliere sind keine freien Männer," sagte er schließlich, „wir haben einander gelobt, für die Freude

zu leben, nur für die Freude. Wehe uns allen, wenn wir meineidig werden!"

„Wehe dir selbst," rief die Gräfin zornig, „daß du der feigste der Kavaliere bist und der letzte, der zur Besserung bereit ist! Gestern nachmittag saßen alle elf tief betrübt im Kavalierflügel. Du warst dahin, Hauptmann Lennart war dahin, Ekebys Glanz und Ehre waren dahin. Die Punschgläser blieben unberührt, vor mir wollten sie sich nicht sehen lassen. Da ging Jungfer Anna Lisa zu ihnen hinauf. Du weißt, daß sie eine beherzte kleine Person ist, die das ganze Jahr hindurch mit verzweifelter Ausdauer gegen die Verschwendung und die Mißwirtschaft angekämpft hat.

‚Heute bin ich wieder zu Hause gewesen und habe nach dem Gelde meines Vaters gesucht,' sagte sie zu den Kavalieren, ‚aber ich habe nichts gefunden. Alle Schuldscheine sind durchgestrichen, die Schubfächer und Schränke stehen leer.'

‚Das tut uns sehr leid für Euch, Jungfer Anna Lisa,' sagte Beerencreutz.

‚Als die Majorin Ekeby verließ,' fuhr die Pfarrerstochter fort, ‚bat sie mich, in ihrem Hause nach dem Rechten zu sehen. Und wenn ich jetzt das Geld meines Vaters fände, würde ich Ekeby wieder aufbauen lassen. Da ich nun nirgends etwas Wertvolles fand, nahm ich einige der Zweige von Vaters Schandhaufen mit, denn ach, ich werde nur mit Schande bestehen können, wenn meine Herrin zurückkehrt und mich fragt, was ich aus Ekeby habe werden lassen.'

‚Nehmt Euch das nicht so zu Herzen, Jungfer Anna Lisa,' entgegnete Beerencreutz. ‚Ihr habt keine Schuld daran.'

‚Aber ich habe nicht nur für mich Zweige von dem Schandhaufen mitgenommen,' fuhr das junge Mädchen fort. ‚Ich nahm auch einige für die guten Herren hier mit. Bitte, Ihr Herren, hier nehmt sie; mein Vater ist nicht der einzige, der Schande über sich und Unglück über andere gebracht hat.'

Und sie ging von einem zum andern und legte vor jeden ein paar von den trockenen Zweigen. Einige fluchten, die meisten aber ließen sie gewähren. Schließlich

sagte Beerencreutz mit der ruhigen Würde eines vornehmen Herrn:

‚Es ist gut. Und wir bedanken uns schön, Jungfer Anna Lisa. Ihr könnt jetzt gehen.‘

Als sie gegangen war, schlug er mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser klirrten.

‚Von jetzt an wird kein Tropfen mehr getrunken!‘ sagte er. ‚So etwas soll der Branntwein nicht zum zweitenmal über mich bringen.‘

Danach stand er auf und verließ das Zimmer.

Die Kavaliere folgten ihm, einer nach dem andern. Und weißt du, wohin sie gingen, Gösta? Zum Fluß hinab, auf die Landzunge, wo die Mühle und die Schmiede früher standen, und da begannen sie zu arbeiten. Sie schafften Balken und Steine weg und fingen an, den Platz aufzuräumen. Die Alten haben schwere Zeiten durchgemacht, mehrere hat der Kummer fast erdrückt. Und jetzt können sie die Schande, Ekeby zerstört zu haben, nicht mehr ertragen. Ich weiß wohl, daß ihr Kavaliere Arbeit für eine Schande haltet, aber nun haben die andern diese Schande auf sich genommen. Und noch mehr, Gösta, sie wollen Jungfer Anna Lisa ins Alftal schicken, um die Majorin zu holen. Aber du, was tust du, Gösta?“

„Was verlangst du von mir, von einem abgesetzten Pfarrer, den die Menschen ausgestoßen und den Gott verworfen hat?“

„Auch ich bin heute in der Brobyer Kirche gewesen, Gösta, und ich bringe die Grüße von zwei Frauen. ‚Sage Gösta,‘ sagte Marianne Sinclaire, ‚daß ein Weib nicht über den errröten will, den sie einst geliebt hat!‘ — ‚Sage Gösta,‘ sagte Anna Stjärnhök, ‚daß es mir jetzt gut geht. Ich bewirtschafte meine Güter selbst, und die Leute sagen, ich würde eine zweite Majorin werden. Ich denke nicht mehr an Liebe, ich denke nur noch an Arbeit. Auch auf Berga haben sie die erste Bitterkeit ihres Leids überwunden. Aber wir trauern alle um Gösta Berling. Wir glauben an ihn, und wir beten für ihn — wann, wann wird er ein Mann werden?‘

Siehst du nun, wie du von den Menschen verworfen fen bist?“ fuhr die Gräfin fort. „Allzuviel Liebe ist dir

zuteil geworden, das ist dein Unglück. Frauen und Männer haben dich verwöhnt. Du brauchtest nur zu scherzen und zu lachen, zu singen und zu spielen, und sie verziehen dir alles.

Du konntest tun, was du wolltest, alles war ihnen recht; und du wagst es, dich einen Ausgestoßenen zu nennen? Oder bist du etwa von Gott verworfen? Warum hast du der Beerdigung Hauptmann Lennarts nicht beigewohnt?

Da er an einem Markttage gestorben war, hatte sich die Nachricht von seinem Tode mit Blitzesschnelle verbreitet. Nach dem Gottesdienst versammelten sich die Leute zu Tausenden vor der Kirche. Auf dem Kirchhof, auf der Mauer und auf den umliegenden Feldern wimmelte es von Menschen. Der Leichenzug ordnete sich vor dem Gemeindehaus. Man erwartete nur noch den alten Propst. Er war krank und hatte nicht gepredigt, aber er hatte versprochen, Hauptmann Lennarts Beerdigung zu übernehmen. Und dann kam er; mit gesenktem Haupt, in tiefe Gedanken versunken stellte er sich an die Spitze des Zuges. Er sah nichts Ungewöhnliches, der alte Herr hatte ja schon viele zu Grabe geleitet. Ohne aufzublicken wanderte er auf dem gewohnten Wege dahin. Er sprach die Gebete, warf eine Handvoll Erde auf den Sarg und merkte noch immer nichts. Aber dann stimmte der Küster ein Lied an. Ich hätte nie geglaubt, daß diese grobe Stimme, die sonst immer allein vorsingt, imstande wäre, den Propst aus seinen Träumen zu wecken.

Aber der Küster sang nicht allein, Hunderte und aber Hunderte vereinigten ihre Stimme mit seiner. Männer, Frauen und Kinder sangen mit. Da erwachte der Propst aus seinen Gedanken. Er fuhr sich mit der Hand über die Augen und stieg auf den aufgeworfenen Erdhügel, um sich umzusehen. Ein solches Trauergeleit hatte er noch nie gesehen. Die Männer trugen ihre alten abgenützten Begräbnishüte, die Frauen hatten weiße, in breite Falten gelegte Schürzen an. Alle sangen, alle hatten Tränen in den Augen — alle trauerten.

Da begann der alte Propst zu zittern und zu beben. Was sollte er diesen trauernden Leuten sagen? Er konnte sie nicht ohne ein Wort des Trostes ziehen lassen.

Als das Lied gesungen war, breitete er die Arme über die Menge aus.

‚Ich sehe, daß ihr alle tiefbetrübt seid, ihr guten Leute,‘ sagte er, ‚und wer noch ein langes Leben vor sich hat, trägt schwerer an seinem Leid als ich, der bald von hinnen scheiden muß.‘

Er schwieg erschrocken. Seine Stimme war zu schwach, und es wurde ihm schwer, das rechte Wort zu finden.

Doch bald begann er wieder. Seine Stimme hatte jetzt wieder jugendliche Kraft, und seine Augen strahlten.

Er hielt eine herrliche Rede, Gösta. Zuerst erzählte er alles, was er von dem Boten Gottes wußte. Dann machte er uns darauf aufmerksam, daß kein äußerer Glanz und keine großen Talente diesen Mann so geehrt gemacht hätten, sondern die einfache Tatsache, daß er immer auf Gottes Wegen gewandelt sei. Und dann bat er uns, es um Gottes und des Heilands willen ebenso zu machen.

Jeder sollte seinen Nächsten lieben und ihm beistehen. Jeder solle Gutes von dem andern denken. Jeder solle handeln wie der gute Hauptmann Lennart, denn dazu brauche es keiner großen Gaben, sondern nur eines frommen Gemüts. Und dann legte er uns allen aus, was in diesem Jahr geschehen ist. Er sagte, es sei eine Vorbereitung auf die Zeit voller Glück und Liebe, der wir nun sicher entgegengingen. Er habe in diesem Jahr oft einzelne Strahlen wirklicher menschlicher Güte hervorbrechen sehen. Bald werde sie wie eine glänzende Sonne hervortreten.

Und uns allen war, als hörten wir einen Propheten. Wir wollten einander lieben, wir wollten gut sein. Er hob seine Augen zum Himmel auf, breitete segnend die Arme aus und betete um Frieden für das Land.

‚Im Namen Gottes,‘ sprach er, ‚die Unruhe soll aufhören! Der Frieden soll in unsere Herzen und in die ganze Natur einkehren! Die leblosen Dinge, die Tiere und Gewächse sollen Ruhe finden und aufhören, Schaden zu bringen!‘

Und es war, als senke sich eine heilige Ruhe auf die ganze Gegend herab. Es war, als erstrahlten die Höhen, als lächelten die Täler, als färbten die Herbstnebel sich rosig.

Dann flehte er zu Gott um einen Helfer für das Volk. ‚Es wird ein Helfer kommen,' sagte er. ‚Es ist nicht Gottes Wille, daß ihr untergeht. Gott wird einen Mann erwecken, der die Hungrigen sättigt und sie auf seine Wege führt!'

Da dachten wir alle an dich, Gösta, wir fühlten, daß der Prophet dich meinte. Die Leute, die deine Erklärung vernommen hatten, sprachen auf dem Heimweg nur von dir. Du aber triebst dich im Walde umher und wolltest sterben! Gösta, das Volk erwartet dich! In allen Hütten ringsumher sagt man, daß nun gewiß bald alles gut werde, da der verrückte Pfarrer auf Ekeby ihnen helfen wolle. Du bist ihr Held, Gösta. Alle sehen in dir den Helden.

Ja, Gösta, dich hat der Alte gemeint, und das wird dir wohl neuen Mut zum Leben geben, ich aber, deine Frau, ich sage nur: gehe hin und tue deine Pflicht. Du sollst nicht träumen, daß du von Gott gesandt seiest — das ist eigentlich jeder Mensch. Du sollst arbeiten, ohne Heldentaten auszuführen, du sollst nicht glänzen und in Erstaunen setzen, du mußt dich hüten, deinen Namen zu oft in den Mund der Leute kommen zu lassen. Überlege es dir aber wohl, ehe du Sintram sein Wort zurückgibst. Du hast dir nun gewissermaßen das Recht erworben, zu sterben, und das Leben dürfte dir nicht viel Glanz und Herrlichkeit mehr zu bieten haben. Es war eine Zeitlang mein Wunsch, nach dem Süden zurückzukehren, Gösta. Mir, der Schuldbeladenen, schien das Glück, an deiner Seite durchs Leben gehen zu dürfen, allzugroß zu sein. Nun aber werde ich hier bleiben. Wenn du weiter zu leben wagst, werde ich bei dir bleiben. Erwarte jedoch keine Freude davon. Ich werde dich zwingen, den schweren Weg zur Pflicht zu gehen. Erwarte nicht, frohe, hoffnungsvolle Worte von mir zu hören. Alles Leid und alles Unglück, das wir verschuldet haben, werde ich als Wache um unsern Herd aufstellen. Kann ein Herz, das so viel gelitten hat wie das meine, wohl noch lieben? Tränenlos, freudlos werde ich neben dir hergehen. Überlege es dir wohl, Gösta, ehe du das Leben wählst. Der Weg der Buße ist es, der vor uns liegt."

Sie winkte der Pfarrerstochter, und ohne Göstas Ant-

wort abzuwarten, verließ sie die Hütte. Als sie im Walde war, begann sie bitterlich zu weinen, und sie weinte, bis sie Ekeby erreichten. Als sie dort angekommen waren, fiel ihr plötzlich ein, daß sie ganz vergessen hatte, mit dem Soldaten Jan Hök von etwas Freundlichem zu reden.

In der Waldhütte blieb alles still, nachdem sie gegangen war.

„Dem Herrn sei Lob und Preis!" sagte endlich der alte Soldat.

Aller Blicke richteten sich auf ihn. Er war aufgestanden und sah erregt um sich.

„Bosheit, lauter Bosheit ist alles gewesen," sagte er. „Alles, was ich sah, seit mir die Augen geöffnet wurden, war nur Bosheit. Böse Männer, böse Frauen, Haß und Zorn in Wald und Feld. Aber sie ist gut. Ein guter Mensch ist in meiner Hütte gewesen. Wenn ich wieder allein bin, werde ich immer an sie denken. Sie wird immer bei mir sein auf den einsamen Waldwegen."

Er beugte sich über Gösta, löste seine Bande und richtete ihn dann auf. Dann ergriff er feierlich Östas Hand.

„Von Gott verworfen, ja, das ist das rechte Wort," sagte er mit dem Kopfe nickend. „Aber nun seid Ihr es nicht mehr, und ich bin es auch nicht mehr, seit sie unter meinem Dache gewesen ist. Sie ist gut."

Am nächsten Tag kam der alte Jan Hök zum Vogt Scharling.

„Ich will mein Kreuz auf mich nehmen," sagte er. „Ich bin ein böser Mensch gewesen, und deshalb sind meine Söhne auch böse geworden."

Und er bat den Richter, ihn anstatt seines Sohnes ins Zuchthaus zu schicken; aber das ging natürlich nicht an.

Die rührendste aller alten Geschichten ist aber doch die, die erzählt, wie er seinen Sohn begleitete, wie er neben dem Gefängniskarren herging, wie er vor der Tür seiner Zelle schlief und nicht von ihm wich, bis er seine Strafe verbüßt hatte; und diese Erzählung wird sicherlich auch noch ihren Berichterstatter finden.

23

Margareta Celsing

Kurz vor Weihnachten erreichte die Majorin das Gebiet des Löfven; aber nach Ekeby selbst gelangte sie erst am Heiligabend. Während der ganzen Reise war sie krank. Sie hatte Lungenentzündung und hohes Fieber; doch hatte man sie noch nie so heiter gesehen und noch nie so freundliche Worte von ihr gehört.

Die Tochter des Pfarres von Broby, die seit dem Oktober bei ihr im Alftal gewesen war, saß neben ihr im Schlitten und hätte den Kutscher gern zu größerer Eile angetrieben; aber sie konnte nicht verhindern, daß die Majorin immer wieder halten ließ und jeden, der des Wegs daherkam, an den Schlitten heranrief und ihn nach seinem Ergehen fragte.

„Wie geht es Euch hier am Löfven?" fragte die Majorin.

„Es geht uns gut," lautete die Antwort. „Bessere Zeiten kommen. Der tolle Pfarrer von Ekeby drüben und seine Frau helfen uns allen."

„Eine gute Zeit ist angebrochen," antwortete ein anderer. „Sintram ist nicht mehr da. Die Ekebyer Kavaliere arbeiten. Das Geld des Brobyer Pfarrers ist im Kirchturm gefunden worden. Es ist so viel, daß Ekeby in neuem Glanz erstehen kann, und es bleibt noch genug übrig, um die Hungrigen zu sättigen."

„Unser alter Propst ist zu neuer Kraft und zu neuem Leben erwacht," sagte ein dritter. „Jeden Sonntag predigt er von der Wiederkehr des Reiches Gottes. Wer möchte da noch sündigen? Die Herrschaft des Guten bricht an."

Die Majorin fuhr weiter, aber schon den nächsten, dem sie begegnete, fragte sie wieder: „Wie geht es Euch? Leidet Ihr keine Not in Eurem Dorfe?"

Und die Fieberhitze und der stechende Schmerz in ihrer Brust ließen nach, wenn die Leute ihr antworteten: „Wir haben zwei reiche, gute Frauen hier, die Gösta Berling helfen, Marianne Sinclaire und Anna Stjärnhök. Sie besuchen die Hütten der Armen, so daß niemand mehr

zu hungern braucht. Jetzt wird kein Korn mehr in den Branntweinkessel geschüttet."

Diese Schlittenfahrt kam der Majorin wie ein langer Gottesdienst vor. Sie war in ein heiliges Land gekommen. Sie sah, wie alle gefurchten Gesichter sich erhellten, wenn sie von der Zeit sprachen, die jetzt angebrochen war. Die Kranken vergaßen ihre Schmerzen und priesen den Tag ihrer Freude.

„Wir wollen alle werden wie der gute Hauptmann Lennart," sagten sie. „Wir wollen alle gut sein, wir wollen den andern nur Gutes zutrauen. Wir wollen niemand Schaden zufügen. Das wird die Wiederkehr des Reiches Gottes beschleunigen."

Sie fand alle von demselben Geiste beseelt. Auf den Herrenhöfen wurden die ganz Armen gespeist. Wer eine Arbeit zu verrichten hatte, ließ sie jetzt ausführen, und auf allen Eisenwerken der Majorin war die Tätigkeit in vollem Gang.

Nie hatte die Majorin sich so wohl gefühlt wie jetzt, wo ihre schmerzende Brust die kalte Luft einatmete. Sie konnte an keinem Gehöft vorbeifahren, ohne anzuhalten und die Leute auszufragen.

„Nun ist alles gut," lautete auch hier die Antwort. „Bei uns herrschte große Not, aber die guten Herren von Ekeby halfen uns. Die Frau Majorin wird sich verwundern, wie viel dort geschehen ist. Die Mühle ist beinahe fertig, die Schmiede ist in vollem Gang, und das niedergebrannte Haus ist schon wieder aufgerichtet."

Die Not und die erschütternden Ereignisse hatten alle verwandelt. Ach, das würde wohl nur kurze Zeit anhalten! Aber es war doch schön, in ein Land zurückzukehren, wo der eine dem andern diente, und wo alle das Gute wollten. Die Majorin fühlte, daß sie den Kavalieren verzeihen konnte, und dankte Gott dafür.

„Anna Lisa," sagte sie. „Es ist mir fast, als führe ich schon jetzt durch die Gefilde der Seligen."

Als sie endlich Ekeby erreichte und die Kavaliere herauseilten, um ihr beim Aussteigen behilflich zu sein, erkannten sie ihre alte Herrin kaum wieder, denn sie war ebenso mild und freundlich wie ihre junge Gräfin. Die alten Herren, die sie in ihrer Jugend gekannt hatten,

flüsterten einander zu: „Es ist nicht die Majorin von Ekeby, es ist Margarete Celsing, die wiederkehrt."

Groß war die Freude der Kavaliere, als sie sie so mild und so ohne alle Rachegedanken sahen; allein diese Freude verwandelte sich schnell in Kummer, als sie erkannten, wie krank sie war. Sie mußte sofort ins Schlafzimmer getragen und ins Bett gebracht werden. Aber auf der Schwelle wendete sie sich um und sagte zu ihnen:

„Gottes Sturm ist über das Land hingegangen, ja, Gottes Sturm. Aber ich weiß, daß alles zu unserm Besten gewesen ist."

Damit schloß sich die Tür des Krankenzimmers, und die Kavaliere sahen sie nicht mehr.

Aber einem Sterbenden hat man noch viel zu sagen. Die Worte drängen sich auf die Zunge, wenn man weiß, daß im Zimmer nebenan jemand liegt, dessen Ohr bald nichts mehr vernehmen kann. „Ach, mein Freund, mein Freund," möchte man sagen, „kannst du mir verzeihen? Kannst du mir glauben, daß ich dich trotz allem geliebt habe? Wie ist es nur gekommen, daß ich dir so viel Kummer bereitet habe, während wir hier auf Erden beisammen waren? Ach, mein Freund, ich danke dir für alle Freude, die du mir geschenkt hast."

Solche Worte möchte man sprechen, und noch viele andere.

Aber die Majorin lag im höchsten Fieber, und die Stimme der Kavaliere konnte sie nicht erreichen. Sollte sie nun am Ende nie erfahren, wie sie gearbeitet hatten, wie sie ihr Werk wieder aufgenommen, wie sie alles getan hatten, um Ekebys Ehre und Glanz neu erstehen zu lassen? Sollte sie das nie erfahren?

Kurz darauf gingen die Kavaliere nach der Schmiede. Dort war alle Arbeit eingestellt worden; aber nun warfen sie frische Kohlen und neues Erz ins Feuer und bereiteten alles zum Schmelzen vor. Sie riefen nicht die Schmiede herbei, die nach Hause gegangen waren, um Weihnachten zu feiern, sondern verrichteten alle Arbeit selbst.

Wenn die Majorin nur so lange lebte, bis der große Hammer im Gang war, dann würde der schon bei ihr für die Kavaliere sprechen!

Es wurde Abend, und es wurde Nacht, und immer

noch arbeiteten die Kavaliere in der Schmiede. Mehrere von ihnen mußten daran denken, wie merkwürdig es doch sei, daß sie auch in diesem Jahre den heiligen Abend in der Schmiede verbrachten.

Der vielerfahrene Khevenhüller, der in so kurzer Zeit die Mühle und die Schmiede gebaut hatte, und Christian Bergh, der starke Hauptmann, standen am Ofen und beaufsichtigten das Schmelzen. Gösta und Julius trugen Kohlen herbei. Von den übrigen saßen einige auf dem Amboß unter dem hinaufgezogenen Hammer, andere hatten sich auf Kohlenkarren und Eisenhaufen niedergelassen. Lövenborg, der alte Mystiker, sprach mit Onkel Eberhard, dem Philosophen, der neben ihm auf dem Amboß saß.

„Heute nacht stirbt Sintram," sagte er.

„Weshalb gerade heute nacht?" fragte Eberhard.

„Du weißt doch, daß wir voriges Jahr eine Wette mit ihm eingingen. Nun haben wir nichts getan, was Kavalieren zur Schande gereichte, folglich hat er verloren."

„Wenn du wirklich an so etwas glaubst, müßtest du doch auch wissen, daß wir viel getan haben, was nicht kavaliermäßig war und uns als Kavalieren also zur Schande gereicht. Erstens haben wir der Majorin nicht geholfen, zweitens fingen wir an zu arbeiten, und drittens war es nicht ganz richtig, daß Gösta Berling sich nicht das Leben nahm, wie er doch versprochen hatte."

„Ich habe mir das auch überlegt," entgegnete Lövenborg, „aber ich glaube, daß du dich irrst. Es war uns nur verboten, aus kleinlichen, selbstsüchtigen Beweggründen zu handeln, nicht aber das zu tun, was die Liebe oder die Ehre oder die ewige Seligkeit von uns fordert. Ich glaube, daß Sintram verloren hat."

„Du könntest recht haben."

„Ja, ich weiß ganz gewiß, daß es so ist. Ich habe schon den ganzen Abend seine Schlittenglocken gehört; aber es war gar kein natürliches Geläute. Er kommt sicher heute nacht hierher."

Und der kleine alte Mann starrte nach der Tür der Schmiede, durch die man den Himmel sah, an dem nur wenige Sterne blinkten.

Plötzlich sprang er auf.

„Sahst du ihn?“ flüsterte er. „Dort kommt er geschlichen. Siehst du ihn nicht an der Tür?“

„Ich sehe nichts,“ erwiderte Onkel Eberhard. „Du bist schläfrig und siehst nicht mehr deutlich.“

„Ich sah ihn; er hob sich deutlich vom lichten Himmel ab. Er trug seinen langen Wolfspelz und die Pelzmütze. Nun steht er dort in der Dunkelheit, und ich kann ihn nicht mehr wahrnehmen. Doch, jetzt steht er dort vorne am Ofen. Er steht neben Christian Bergh, aber Christian scheint ihn nicht zu sehen. Nun bückt er sich und wirft etwas ins Feuer. O, wie abscheulich er aussieht! Nehmt euch in acht, Freunde, nehmt euch in acht!“

Lövenborg hatte die letzten Worte kaum ausgesprochen, als eine Feuergarbe aus dem Ofen schlug und die Schmiede und ihre Gehilfen mit Funken und Asche überschüttete. Aber niemand wurde verletzt.

„Er will sich rächen,“ sagte Lövenborg.

„Du bist doch zu verrückt!“ rief Eberhard. „Du könntest nachgerade an solchen Sachen genug haben.“

„Ja, das kann man wohl denken und es auch versuchen, aber es nützt alles nichts. Siehst du denn nicht, wie er dort am Balken steht und uns angrinst? Und, bei Gott, er macht den großen Hammer los!“

Lövenborg sprang auf und riß Eberhard mit sich. Im nächsten Augenblick schlug der Hammer dröhnend auf den Amboß. Es hatte sich freilich nur eine Krampe gelöst, aber Eberhard und Lövenborg waren nur mit knapper Not dem Tode entgangen.

„Siehst du nun, daß er keine Macht über uns hat?“ sagte Lövenborg triumphierend. „Aber so viel ist klar, daß er sich rächen will.“

Und er rief Gösta Berling zu sich heran.

„Geh zu den Frauen hinauf, Gösta, vielleicht läßt er sich auch bei ihnen sehen. Sie sind nicht an solche Erscheinungen gewöhnt und könnten erschrecken. Und nimm du dich auch selbst in acht, Gösta, denn er grollt dir, und um deines gebrochenen Eides willen hat er vielleicht Macht über dich. Man kann so etwas nie wissen.“

Später erfuhr man, daß Lövenborg recht gehabt hatte und Sintram wirklich in der Christnacht gestorben war.

Einige sagten, er habe sich im Gefängnis erhängt. Andere behaupteten, die Diener der Gerechtigkeit hätten ihn in aller Stille umbringen lassen, denn der Verlauf der Verhandlung habe sich zu seinen Gunsten gewendet, und man hätte ihn doch unmöglich wieder freigeben und ihn wieder sein altes böses Wesen unter dem Volk treiben lassen können. Noch andere wollten wissen, daß ihn ein Herr in einem schwarzen, mit kohlschwarzen Pferden bespannten Wagen aus dem Gefängnis entführt habe. Lövenborg war auch nicht der einzige, der ihn in der Christnacht gesehen hatte. Auf Fors hatte er sich gezeigt; Ulrika Dillner hatte ihn im Traum gesehen. Viele erzählten, daß er ihnen erscheine; aber Ulrika Dillner ließ seine Leiche auf dem Broer Kirchhof beisetzen, gab dem schlechten Gesinde auf Fors den Abschied und führte ein christliches Regiment dort ein. Von da an spukte es nicht mehr auf Fors.

* * *

Es wird auch erzählt, daß kurz vor Gösta Berlings Ankunft in dem Wirtschaftsgebäude, wo die Majorin lag, ein Fremder gekommen sei und einen Brief für die Frau Major Samzelius abgegeben habe. Niemand kannte den Boten, und der Brief wurde auf den Tisch neben dem Krankenbette gelegt. Bald nachher fühlte sich die Majorin auffallend besser; das Fieber und die Schmerzen ließen nach, und sie war imstande, das Schreiben zu lesen.

Die alten Leute schreiben heute noch diese Besserung mit Vorliebe dem Einfluß der finstern Mächte zu, denn es konnte ja für Sintram und seine Freunde von großem Vorteil sein, wenn die Majorin den Brief las.

Es war eine mit Blut geschriebene Urkunde auf schwarzem Papier. Die Kavaliere würden sie gleich wieder erkannt haben, sie war in der vorigen Christnacht in der Ekebyer Schmiede aufgesetzt worden.

Und nun las die Majorin, daß sie verurteilt werde, ihre Güter zu verlieren, weil sie eine Hexe sei und alljährlich eine Kavalierseele zur Hölle sende. Diese und andere Torheiten las sie. Sie sah nach Datum und

Unterschrift, und da fand sie neben Gösta Berlings Namen folgende Bemerkung: „Sintemal die Majorin sich meine Schwäche zunutze gemacht hat, mich von ehrlicher Arbeit abzuhalten, damit ich als Kavalier auf Ekeby bleibe, sintemal sie mich zu Ebba Dohnas Mörder gemacht hat, indem sie ihr verriet, daß ich ein abgesetzter Pfarrer bin, unterschreibe ich!"

Die Majorin faltete das Papier langsam zusammen und legte es wieder in den Umschlag. Dann lag sie still da und dachte über das eben Gelesene nach. Sie erkannte mit bitterem Schmerz, welche Meinung die Leute von ihr gehabt hatten. Für alle, denen sie Arbeit und Brot gegeben hatte, war sie eine Hexe und eine Zauberin gewesen. Das war ihr Lohn, dies würde ihr Nachruhm sein. Einer Ehebrecherin konnte man nichts Besseres zutrauen.

Doch was kümmerten sie jene Unwissenden? Sie hatten ihr ja so fern gestanden. Aber diese blutarmen Kavaliere hier, die von ihrer Gnade gelebt hatten und sie so gut kannten, selbst sie hatten es geglaubt, oder wenigstens getan, als ob sie es glaubten, um einen Vorwand zu haben, ihr Ekeby zu entreißen. Mit Blitzesschnelle jagten sich die Gedanken in ihrem Gehirn, wilder Zorn und Rachgier flammten in ihrem Herzen auf. Sie befahl der Tochter des Pfarrers von Broby, die mit der Gräfin Elisabet bei ihr wachte, nach Högfors zu schicken und den Gutsverwalter sowie den Inspektor holen zu lassen. Sie wolle ihr Testament machen.

Dann lag sie wieder still da und überlegte. Ihre Stirne runzelte sich, und ihr Gesicht verzerrte sich unheimlich vor Schmerz.

„Ihr seid sehr krank, Frau Majorin," sagte die Gräfin leise.

„Ja, kranker denn je."

Es wurde wieder still im Gemach, aber dann sprach die Majorin mit harter, scharfer Stimme:

„Es ist sonderbar, daß auch Ihr, Gräfin, die Frau, die von allen geliebt wird, eine Ehebrecherin seid."

Die junge Frau zuckte zusammen.

„Ja, wenn auch nicht mit der Tat, so doch in Gedanken und Begierden, und das macht keinen Unter-

schied. Ich fühle hier auf meinem Sterbebette, daß es keinen Unterschied macht."

„Ich weiß es, Frau Majorin."

„Und doch seid Ihr jetzt glücklich. Ihr dürft Euern Geliebten ohne Sünde besitzen. Das schwarze Gespenst wird nicht zwischen euch stehen, wenn ihr zusammen seid. Ihr dürft einander vor der Welt angehören, einander am hellen Tag lieben, Seite an Seite durchs Leben gehen."

„Ach, Frau Majorin, Frau Majorin!"

„Wie könnt Ihr es wagen, bei ihm zu bleiben?" rief die Alte mit steigender Heftigkeit. „Tut Buße, tut Buße, solange es noch Zeit ist! Kehrt zu Euren Eltern zurück, ehe sie kommen und Euch verfluchen. Wagt Ihr es, Gösta Berling als Euren Gatten zu betrachten! Verlaßt ihn! Ich will ihm Ekeby geben. Ich will ihm Macht und Ehre geben. Wagt Ihr es, sie mit ihm zu teilen? Wagt Ihr es, Glück und Ehre anzunehmen? Ich habe es gewagt. Wißt Ihr, wie es mir dafür gegangen ist? Erinnert Ihr Euch des letzten Weihnachtsfestes auf Ekeby? Erinnert Ihr Euch des Gefängnisses im Amtshause?"

„Ach, Frau Majorin, wir Schuldbeladenen gehen ohne Glück nebeneinander her. Ich bin hier geblieben, um darüber zu wachen, daß keine Freude an unserem Herde heimisch werde. Meint Ihr, ich sehnte mich nicht nach Hause? Ach, ich sehne mich bitter nach dem Schirm und Schutz des Elternhauses, aber sie werden mir nie wieder zuteil werden! Ich muß hier weiterleben und mit Zittern und Zagen erkennen, daß alles, was ich tue, nur Sünde und Kummer mit sich bringt, und daß ich dem einen schade, während ich einem andern helfe. Ich bin zu schwach und zu töricht für das Leben hier, und doch bin ich zu ewiger Buße daran gebunden."

„Mit solchen Gedanken betören wir unsere Herzen!" rief die Majorin. „Aber sie haben ihren Ursprung in der Schwäche. Ihr wollt ihn nicht verlassen, das ist der einzige Grund."

Ehe die Gräfin antworten konnte, trat Gösta Berling ins Zimmer.

„Komm hierher, Gösta!" sagte die Majorin schnell,

und ihre Stimme klang noch schärfer und härter. „Komm her, du, den alle am Löfven preisen! Komm her, du, der nach seinem Tode als Retter des Volkes gepriesen sein will! Nun sollst du hören, wie es deiner alten Majorin gegangen ist, die du verachtet und verlassen im Lande umherziehen ließest.

Zuerst will ich dir erzählen, wie es mir erging, als ich im Frühling zu meiner Mutter kam, denn den Schluß dieser Geschichte mußt du zuerst wissen.

Im März erreichte ich den Hof im Älftalwalde. Ich sah nicht viel besser aus als eine wirkliche Bettlerin. Als ich auf den Hof kam, sagte man mir, meine Mutter sei in der Milchkammer. Ich ging dorthin und blieb stumm an der Tür stehen. Ringsumher an den Wänden auf langen Borten stand die Milch in blanken kupfernen Schüsseln. Und meine Mutter, die über neunzig Jahre alt war, nahm Schüssel um Schüssel herab und schöpfte die Sahne ab. Sie war noch immer eine recht rüstige Frau, aber ich merkte wohl, wie schwer es ihr wurde, sich nach den obersten Borten zu strecken. Ich wußte nicht, ob sie mich gesehen hatte, doch nach einer Weile redete sie mich mit einer eigentümlich schrillen Stimme an.

‚Es ist dir also gegangen, wie ich es gewollt habe,‘ sagte sie.

Ich hätte sie gerne angeredet und sie um Verzeihung gebeten, aber es wäre umsonst gewesen. Sie hätte kein Wort davon gehört, denn sie war stocktaub.

Aber nach einer Weile begann sie wieder.

‚Du kannst mir helfen,‘ sagte sie.

Da trat ich vor und schöpfte die Sahne ab. Ich nahm die Schüsseln der Reihe nach herunter und stellte sie wieder auf den richtigen Platz; ich tauchte den Sahnenlöffel gleichmäßig ein, so daß sie zufrieden mit mir war.

Sie hatte dieses Geschäft noch nie einem Dienstboten anvertraut, aber ich wußte ja von früher her, wie sie es haben wollte.

‚Diese Arbeit kannst du von jetzt an übernehmen,‘ sagte sie. Und daran erkannte ich, daß sie mir vergeben hatte.

Von da an aber schien sie plötzlich nicht mehr arbeiten

zu können. Sie saß ruhig in ihrem Lehnstuhl und schlief fast den ganzen Tag. Einige Wochen vor Weihnachten starb sie. Ich wäre gern früher hierher zurückgekehrt, Gösta, aber ich konnte die Alte nicht verlassen."

Die Majorin hielt inne. Das Atmen wurde ihr schwer, aber sie überwand sich und fuhr fort:

„Es ist wahr, Gösta, daß ich dich gern bei mir auf Ekeby haben wollte — es wird ja jedermann wohl in deiner Gesellschaft. Wenn du ein ordentlicher Mann geworden wärest, hätte ich dir viel Macht gegeben. Ich hatte immer gehofft, du werdest eine gute Frau finden. Zuerst dachte ich an Marianne Sinclaire, denn ich wußte, daß sie dich schon damals liebte, während du als Holzhacker im Walde lebtest. Dann glaubte ich, daß Ebba Dohna dir bestimmt sei, und eines Tages fuhr ich nach Borg und sagte ihr, daß ich dir Ekeby vermachen würde, wenn sie dich zum Manne nähme. Wenn ich damals unrecht getan habe, mußt du mir es verzeihen."

Gösta lag neben dem Bett auf den Knien und preßte das Gesicht auf den Bettrand; ein dumpfes Stöhnen entrang sich seiner Brust.

„Sag mir nun, Gösta, wie du dir dein Leben einzurichten gedenkst. Wie willst du deine Frau erhalten? Sag es mir, du weißt ja, daß ich immer nur dein Bestes gewollt habe."

Und Gösta antwortete ihr mit lächelndem Munde, während ihm doch das Herz vor Schmerz brechen wollte:

„In jenen Tagen, wo ich mir mein Brot mit meiner Hände Arbeit verdienen wollte, schenktet Ihr mir ein Stück Land mit einer Kätnerhütte, und das habe ich noch. Im Herbst habe ich die Hütte instand gesetzt. Lövenborg hat mir geholfen: wir haben die Decke geweißt, die Wände tapeziert und die Türen und Fenster mit Ölfarbe angestrichen. Das innere kleine Zimmer nennt Lövenborg das Boudoir der Gräfin, und er hat auf allen Bauernhöfen ringsumher nach Möbeln gesucht, die auf Auktionen von Gutsherrschaften verkauft worden sind; diese hat er erhandelt, so daß wir jetzt hochlehnige Stühle und Truhen mit Messingbeschlägen haben. In dem vorderen großen Zimmer aber steht der Webstuhl der jungen Frau und meine Drehbank. Das Haus ist nun ganz

eingerichtet, und ich habe schon manchen Abend mit Lövenborg dort gesessen und mir mit ihm ausgemalt, wie die junge Gräfin und ich in der Kätnerhütte leben werden. Aber meine Frau hat bis jetzt noch nichts davon gewußt, Frau Majorin. Wir wollten es ihr erst sagen, wenn wir Ekeby verließen."

„Weiter, weiter, Gösta!"

„Lövenborg sprach immer davon, daß wir unbedingt eine Magd haben müßten. ‚Im Sommer ist es ja auf Björknäs wunderschön,' sagte er, ‚aber im Winter wird es zu einsam für die junge Frau. Du mußt ein Mädchen halten, Gösta.'

Ich war ganz seiner Meinung, aber ich wußte nicht recht, wo ich das Geld hernehmen sollte, um eine Magd zu halten. Da kam er eines Tages mit einem Pack Noten und seinem Tisch mit der Klaviatur daher. ‚Du willst wohl selbst das Mädchen hier im Hause werden, Lövenborg?' sagte ich zu ihm. Und er antwortete, daß wir schon noch froh über ihn sein würden. Ob ich denn meine, daß die junge Gräfin selbst das Essen kochen und Holz und Wasser herbeitragen solle? ‚O nein,' erwiderte ich, ‚ich habe wirklich nicht gedacht, daß sie das tun solle, solange ich selbst noch kräftige Arme zum Arbeiten habe.' Aber er meinte dennoch, daß es am besten wäre, wenn wir zu zweit das Hauswesen versorgten, dann könne die Gräfin den ganzen Tag auf dem Sofa sitzen und feine Handarbeiten machen. Ich wisse ja nicht, wieviel Bedienung so eine Dame brauche, sagte er."

„Erzähl weiter, Gösta, das lindert meine Schmerzen. Glaubtest du, daß deine junge Gräfin in dieser Kätnerhütte mit dir wohnen würde?"

Gösta erstaunte über den höhnischen Ton, in dem die Majorin das sagte, fuhr aber dann fort:

„Ach, Frau Majorin, ich wagte nicht daran zu glauben; aber es wäre so schön gewesen, wenn sie eingewilligt hätte. Von hier aus sind es ja fünf Meilen bis zum nächsten Arzt, und ihr, die eine leichte Hand und ein weiches Herz hat, hätte es gewiß nicht an Arbeit gefehlt; sie hätte Wunden verbinden und Fieber stillen können. Und ich dachte, daß alle Betrübten den Weg zu der Frau in der Kätnerhütte gefunden hätten. Es gibt soviel Not unter

den Armen, die ein freundliches Wort und ein mitleidiges Herz lindern können."

„Aber du selbst, Gösta Berling?"

„Ich werde an der Hobelbank und der Drehbank arbeiten. Ich muß jetzt mein eigenes Leben leben. Wenn meine Frau nicht mit mir gehen will, dann muß ich mich darein finden. Wenn man mir jetzt auch alle Reichtümer der Welt böte, so würde mich das nicht mehr locken. Ich will nichts weiter sein und bleiben als ein armer Bauer unter den Bauern, der ihnen hilft, wo er kann. Sie brauchen jemand, der ihnen bei ihren Hochzeiten und bei ihren Festgelagen zum Tanz aufspielt, jemand, der ihnen die Briefe an die Söhne in der Fremde schreibt, und das kann ich alles tun. Aber arm muß ich sein, Frau Majorin."

„Das wird ein trübseliges Leben, Gösta."

„Ach nein, Frau Majorin, es wäre gewiß kein trübseliges Leben, wenn wir es miteinander teilten. Die Reichen und Fröhlichen würden den Weg ebensogut zu uns finden wie die Armen. Es würde fröhlich bei uns zugehen, in unserer Hütte. Die Gäste würden sich nicht daran stoßen, daß das Essen vor ihren Augen zubereitet würde, und sich nicht beleidigt fühlen, daß sie zu zweit von einem Teller essen müßten."

„Und welchen Nutzen würdest du mit dem allen schaffen, Gösta? Welche Ehre würdest du damit erlangen?"

„O, es wäre mir Ehre genug, wenn ich im Gedächtnis der Armen noch ein paar Jahre nach meinem Tode weiterlebte! Ich hätte genug Nutzen geschaffen, wenn ich Apfelbäume vor den Häusern gepflanzt, wenn ich den Spielleuten einige der herrlichen Melodien der alten Meister gelehrt und wenn ich den Hirtenbuben auf dem Waldpfad einige gute Lieder beigebracht hätte.

Glaubt mir, Frau Majorin, ich bin noch immer der tolle Gösta Berling von früher. Ein Bauernspielmann, das ist alles, was aus mir werden kann, aber das genügt. Ich habe viel gut zu machen; aber Klagen und Tränen der Reue sind nichts für mich. Ich will den Armen Freude bereiten, daß soll meine Buße sein."

„Gösta," sagte die Majorin, „ein solches Leben ist

zu gering für einen Mann von deiner Begabung. Ich will dir Ekeby geben."

„Ach, Frau Majorin," rief Gösta entsetzt, „macht mich nicht reich! Bürdet mir keine solchen Pflichten auf! Scheidet mich nicht von den Armen!"

„Ich will dir und den Kavalieren Ekeby geben," wiederholte die Majorin. „Du bist ja ein tugendhafter Mann, den die Leute preisen. Nun sage ich wie meine Mutter: Von jetzt an wirst du diese Arbeit übernehmen."

„Nein, Frau Majorin, das können wir nicht annehmen. Wir, die Euch so verkannt und Euch soviel Kummer bereitet haben."

„Ich werde euch Ekeby geben, hörst du!"

Sie sprach hart und ohne eine Spur von Freundlichkeit; Gösta erschrak.

„Führt die alten nicht so in Versuchung, Frau Majorin! Es würde sie ja wieder zu Trinkern und Müßiggängern machen. Gott im Himmel, die Kavaliere reich! Was würde da wohl aus uns werden?"

„Ich will dir Ekeby geben, Gösta, aber du mußt mir dafür versprechen, deiner Frau ihre Freiheit zurückzugeben. Siehst du, so eine feine, zarte Frau paßt nicht für dich, sie hat hier im Bärenlande zuviel leiden müssen, und sie sehnt sich zurück in ihr sonniges Heimatland. Du mußt sie ziehen lassen. Deshalb gebe ich dir Ekeby."

Doch nun trat Gräfin Elisabet näher und kniete neben Gösta am Bette nieder.

„Ich sehne mich nicht mehr fort, Frau Majorin; mein Mann hat das Rätsel für mich gelöst und mir das Leben gezeigt, das für mich gut ist. Ich brauche nicht mehr kalt und streng neben ihm herzugehen und ihn beständig an Reue und Buße zu erinnern. Armut und Entbehrung und harte Arbeit werden es ohne mich tun. Die Wege, die zu den Armen und Kranken führen, werde ich ohne Sünde gehen können. Ich fürchte mich nicht mehr vor dem Leben hier oben im Norden. Aber macht ihn nicht reich, Frau Majorin, sonst wage ich nicht zu bleiben."

Die Majorin richtete sich im Bett auf und drohte den beiden mit der Faust.

„Alles Glück verlangt ihr für euch," rief sie, „alles

Glück und allen Segen! Nein, die Kavaliere sollen Ekeby bekommen zu ihrem eigenen Verderben. Mann und Frau sollen sich trennen müssen, damit sie zugrunde gehen. Ich bin ja eine Hexe, eine Zauberin, und ich will euch zum Bösen aufstacheln! Wie mein Ruf ist, so will ich nun auch in Wirklichkeit sein."

Sie ergriff den Brief und warf ihn Gösta ins Gesicht. Das schwarze Papier flatterte aus dem Umschlag und fiel zu Boden. Gösta erkannte es sogleich.

„Du hast dich an mir versündigt, Gösta, du hast die verkannt, die eine zweite Mutter für dich gewesen ist. Wagst du es, dich zu weigern, deine Starke von mir hinzunehmen? Du wirst Ekeby bekommen, und Ekeby wird dich verderben, denn du bist schwach. Du sollst deine Frau in ihre Heimat zurückschicken, damit dir niemand zur Seite stehe, der dich retten könnte. Bei deinem Tode wird dein Name ebenso verhaßt sein wie meiner. Margareta Celsing ist als Hexe verschrien, von dir aber wird es heißen, du seist ein Verschwender und Bauernschinder gewesen."

Sie sank wieder in ihre Kissen zurück, und es wurde ganz still im Zimmer.

Plötzlich ertönte durch die Stille der Nacht ein dumpfer Schlag. Ihm folgte ein zweiter, ein dritter. Der große Schmiedehammer hatte seine dröhnende Arbeit wieder begonnen.

„Hört!" sagte Gösta Berling. „Da tönt Margareta Celsings Nachruhm! Das ist kein toller Streich betrunkener Kavaliere. Es ist das Siegeslied der Arbeit, angestimmt zu Ehren einer guten alten Arbeiterin, Frau Majorin, hört Ihr, was der Hammer spricht! ‚Dank, Dank!' sagt er. ‚Dank für die gute Arbeit! Dank für das Brot, das du den Armen gegeben hast, Dank für die Wege, die du gebahnt, für das Ackerland, das du urbar gemacht hast! Dank für die Freude, die in deinen Sälen herrschen durfte! — Dank,' sagt er, ‚Dank, und schlaf in Frieden! Dein Werk wird leben und bestehen! Ekeby wird immer eine Freistatt für die glückbringende Arbeit sein. Dank,' sagt er, ‚und verdamme uns nicht, daß wir gefehlt haben. Du trittst nun die Reise in die Heimat des Friedens an, gedenke in Milde derer, die noch leben.'"

Gösta schwieg; aber der Schmiedehammer fuhr fort zu sprechen. Alle Stimmen, die je gut und freundlich mit der Majorin gesprochen hatten, vermischten sich mit dem Klange dieser Hammerschläge. Allmählich verschwand die Spannung aus ihren Zügen; sie erschlafften, und es war, als sei der Schatten des Todes darauf gefallen.

Anna Lisa trat herein und meldete, daß die Herren aus Högfors da seien. Aber die Majorin ließ ihnen sagen, daß sie kein Testament machen wolle.

„O Gösta Berling, du, der so manche Heldentat ausgeführt hat, jetzt hast du noch einmal gesiegt! Beuge dich zu mir herab, daß ich dich segne!"

Nun kehrte das Fieber mit verdoppelter Gewalt zurück. Das Todesröcheln begann. Der Körper hatte noch einen schweren Kampf zu bestehen, aber die Seele wußte nichts mehr davon. Sie schaute in die Gefilde hinein, die sich vor den Sterbenden auftun.

So verging eine Stunde; dann war der kurze Todeskampf zu Ende.

Nun breitete sich ein solch friedevoller, schöner Ausdruck über die Züge der Majorin, daß die Umstehenden tief gerührt wurden.

„Meine liebe alte Majorin," sagte Gösta Berling, „so hab ich dich schon einmal gesehen. Jetzt ist Margareta Celsing wieder zum Leben erwacht, jetzt wird sie sich nie mehr in die Majorin auf Ekeby verwandeln."

* *
*

Als die Kavaliere aus der Schmiede kamen, wurden sie mit der Nachricht vom Tode der Majorin empfangen.

„Hat sie den Hammer noch gehört?" fragten sie.

Ja, sie hatte ihn noch gehört; und damit mußten sie sich zufrieden geben.

Später erfuhren sie auch, daß sie ihnen Ekeby hatte vermachen wollen, daß das Testament aber nicht aufgesetzt worden war.

Dies betrachteten sie als eine große Ehre, deren sie sich rühmten, solange sie lebten. Niemand aber hörte je ein Wort des Bedauerns wegen der Reichtümer, die ihnen entgangen waren.

Es wird auch erzählt, daß Gösta Berling in dieser Christnacht an der Seite seiner Gattin vor die Kavaliere trat und seine letzte Rede an sie hielt. Er bedauerte sie von ganzem Herzen, daß sie nun alle Ekeby verlassen müßten. Die Gebrechen des Alters würden sich nun einstellen; einem alten, griesgrämigen Mann aber werde bei den früheren guten Freunden nur ein kühler Empfang zuteil. Den armen Kavalier, der sich bei Bauern in Kost geben müsse, erwarteten keine frohen Tage; ohne Freunde und ohne lustige Streiche siechte der Einsame dahin.

Und so redete er zu ihnen, den Sorglosen, die gegen alle Wechselfälle des Glücks abgehärtet seien. Noch einmal nenne er sie alte Götter und Ritter, die auferstanden seien, um den Frohsinn in das Eisenland und in das eiserne Zeitalter zu führen. Und er klage nur darüber, daß der Lustgarten, in dem die Freuden leichtbeschwingten Schmetterlingen gleich schwärmten, jetzt zerstörenden Raupen anheimfalle, so daß seine Früchte verkümmern würden.

Wohl wisse er, daß der Frohsinn ein kostbares Gut für die Menschenkinder und ihnen nötig sei. Aber wie ein dunkles Rätsel laste noch immer die Frage auf der Welt, wie ein Mensch *gut* und *fröhlich* zugleich sein könne. Er nannte dies das leichteste und das schwerste, was es gebe. Bisher hätten auch sie dies Rätsel nicht lösen können. Jetzt aber glaube er, daß sie es in diesem Jahr der Freude und der Not, des Glücks und des Leides gelernt hätten.

* *
*

Ach, ihr guten Herren Kavaliere, auch für mich ist die bittere Stunde des Abschieds gekommen! Das ist die letzte Nacht, die wir zusammen durchwacht haben. Ich werde euer fröhliches Lachen und eure lustigen Lieder nicht mehr hören. Ich muß jetzt von euch und von allen den fröhlichen Menschen an den Ufern des Löfven scheiden.

Ihr lieben Alten! Ihr habt mir in früheren Zeiten reiche Gaben geschenkt. Mir, die in großer Einsamkeit

lebte, brachtet ihr die erste Botschaft von den mannigfaltig wechselnden Geschicken des Lebens.

Ich sah euch als gewaltige Kämpfer der Götterdämmerung den Kampf am See meiner Kinderträume auskämpfen. Aber was habe ich euch dafür gegeben?

Vielleicht wird es euch doch freuen, daß eure Namen wieder mit der Geschichte der geliebten Höfe verknüpft sind. Möge aller Glanz, der euer Leben erhellt hat, wieder auf die Gegend fallen, wo ihr gelebt habt. Noch stehen Borg und Björne, noch liegt Ekeby am Löfven, herrlich umgeben von See und Wasserfall, von seinem Park und seinen lachenden Waldwiesen, und wenn man auf den breiten Altanen steht, umschwärmen einen die alten Geschichten wie die Bienen im Sommer.

Aber da wir gerade von Bienen sprechen, will ich euch noch eine alte Geschichte erzählen. Der kleine Ruster, der als Trommler im Jahre 1813 mit der schwedischen Armee nach Deutschland gezogen war, wurde später nie müde, von dem wunderbaren Land im Süden zu erzählen. Die Menschen seien dort so groß wie Kirchtürme, die Schwalben so groß wie Adler und die Bienen wie Gänse.

„Nun, und die Bienenkörbe?"

„Die Bienenkörbe? Ja, die sind wie gewöhnliche Bienenkörbe."

„Wie können die Bienen dann aber hineinkommen?"

„Ja, das ist ihre Sache," sagte der kleine Ruster.

Lieber Leser, muß ich nicht dasselbe sagen? Hier haben uns nun die Riesenbienen der Phantasie Jahr und Tag umschwärmt, wie sie aber in den Bienenkorb der Wirklichkeit hineinkommen wollen, das ist ihre Sache.

Ende

PT
9765
K4
1911
Bd.1

Lagerlöf, Selma Ottiliana Lovisa
Gesammelte Werke

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 13 06 02 10 006 7